

Wislacki, Heinrich van
Aus dem Volksleben der Magyaren


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO





Aus dem Volksleben der Magyaren.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

MÜNCHEN.
Druck u. Verlag des Literar. Instituts
Dr. M. Huttler, Konrad Fischer.

1893.

Aus dem

Volksleben

der

Magyaren.



AUS DEM

VOLKSLEBEN DER MAGYAREN.

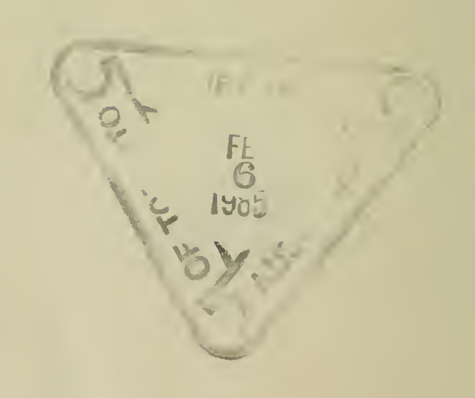
ETHNOLOGISCHE MITTEILUNGEN

VON

DR. HEINRICH VON WLISLOCKI.



MÜNCHEN
Druck und Verlag des Literar. Instituts Dr. M. Huttler, Konrad Fischer
1893.



Dem Andenken

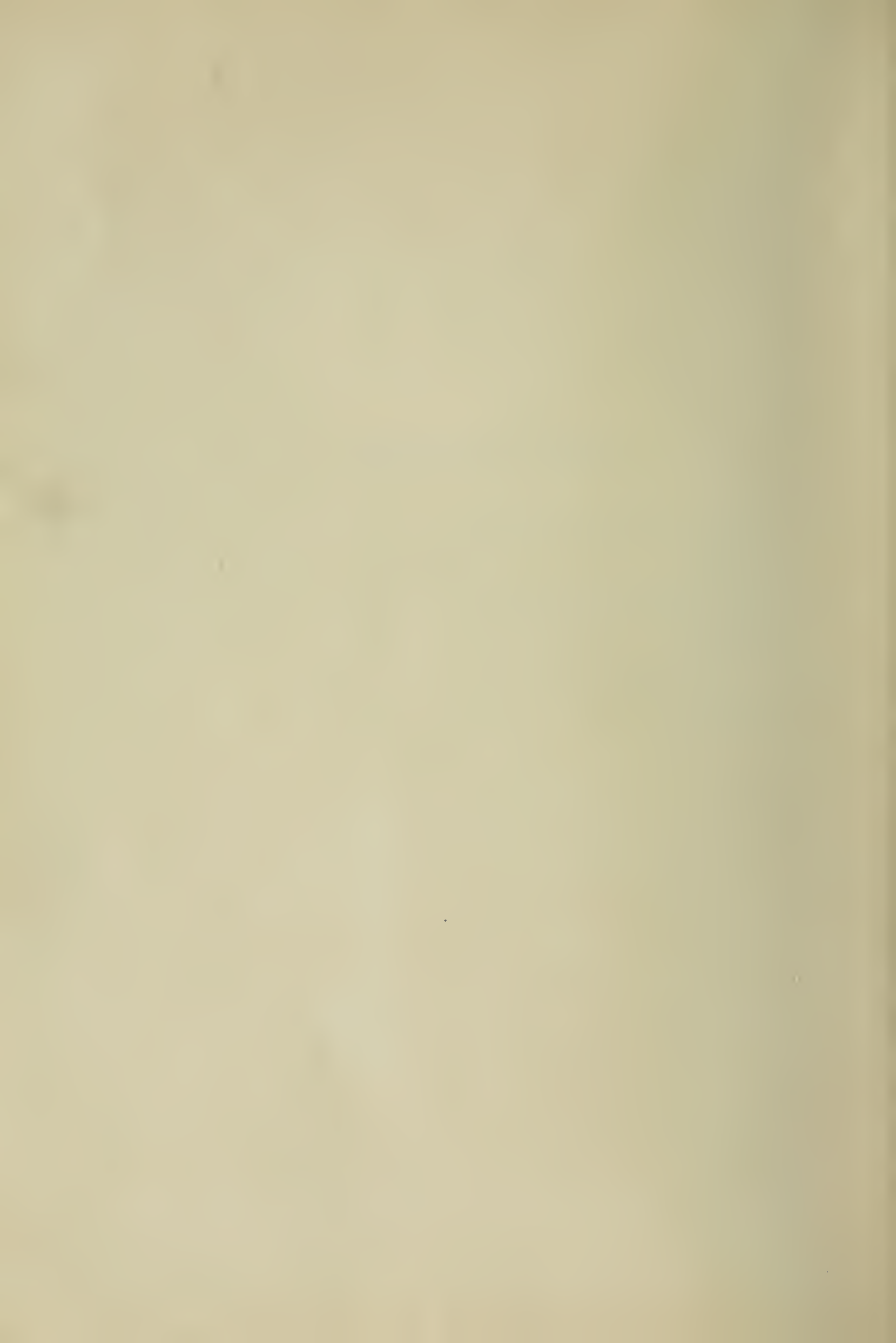
des Begründers magyarischer Ethnographie

PAUL HUNFALVY

gewidmet.



Inhalts-Verzeichnis.



Vorwort.

Bislang ist noch kein Werk, in einer der Weltsprachen geschrieben, veröffentlicht worden, das uns einen Einblick in das Volksleben und den Volksglauben der Magyaren gestattete. In magyarischen Gelehrtenkreisen beginnt man erst in allerneuester Zeit sich ernstlich mit Volkskunde zu befassen und die im Volke lebenden Ueberlieferungen zu sammeln. Die Ausländer werden bedauern, dass diese Sammlungen bislang in einer wenig gelesenen Sprache veröffentlicht werden und warten vergebens, dass dies Material einmal wenigstens in flüchtigen Strichen ihnen verständlich und zugänglich gemacht werde.

Dies bewog mich, der ich seit anderthalb Dezennien rast- und ruhelos mich unter den verschiedenen Völkerschaften meiner Heimat im Dienste der Volkskunde herumtreibe, diesmal einige zusammenhängende Kapitel aus dem Volksleben und dem Volksglauben der Magyaren, und zwar aus den wichtigsten Fächern der Volkskunde, mitzuteilen.

Die vorliegende Arbeit fusst zum Teil auf eigenen, zum Teil auf Beobachtungen Anderer. Trotzdem ich auf meinen Wanderfahrten ein riesiges Material aus dem Gebiete magyarischen Volkslebens und Volksglaubens gesammelt habe, so war ich dessenungeachtet auch bei vorliegender Arbeit eifrig bemüht, die vorhandenen Schriftquellen mit Bezug auf magyarische Volkskunde so vollständig als mir dies nur möglich war, heranzuziehen und die gewonnenen Daten an den entsprechenden Stellen meines vorliegenden Werkes mit genauer Angabe der Quellen anzuführen. Jeder, der Volkskunde nicht im Eisenbahncoupé erster Klasse oder in Kasino und Klubs betrieben hat, weiss, wie schwer es ist, sich das Zutrauen der Landbewohner in dieser Beziehung zu gewinnen,

die misstrauisch sind und fürchten, von den sogenannten „Rockträgern“ (magyarisch: kabátos) zum besten gehabt oder gar auf irgend eine Weise verdächtigt zu werden, wenn sie Mitteilungen aus ihrem Glauben machen, wenn sie ihre vererbten „Kenntnisse“ (tudomány) verraten. Ich stieg stets in ihre Sphäre nieder, näherte mich ihnen vertrauensvoll bei der Arbeit, in Freud' und Leid und in der Dorfschenke, und suchte durch Mitteilung von bereits Bekanntem neue Anknüpfungspunkte, worauf sie mir rückhaltslos alles mitteilten, was ich zu erforschen eben die Absicht hatte.

Folgende Werke habe ich bei der Ausarbeitung dieses Buches berücksichtigt:

Andree Rich., Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

Andrian Ferd. Freih. v., Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Wien 1891.

Bálint Gábor, A Mandsuk szertartásos könyve = Ceremonienbuch der Mandsu. Budapest, Akademie d. Wiss. 1876.

Barna Ferd., A Mordvaiak pogány istenei és ünnepi szertartásai = Die heidnischen Götter und Festgebräuche der Mordvinen. Budapest, Akademie d. Wiss. 1879.

— — Ösvallásunk kisebb isteni lényei és áldozati szertartásai = Die kleineren Götterwesen und Opfergebr. unserer Urreligion. Ebenda 1881.

— — Ösvallásunk föistenei = Die Hauptgötter unserer Urreligion. Ebenda 1881.

— — A Votjákok pogány vallásáról = Ueber die heidnische Religion der Wotjaken. Ebenda 1885.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Herausgegeben von A. Herrmann und L. Katona I. II. Jahrg. (1886—1892). Budapest.

Ethnographia. Zeitschrift der ungar. ethnogr. Gesellschaft. I. II. Bd. Budapest 1890—1892.

Frischbier H., Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preussen. Berlin 1870.

Hellwald Fr. v., Ethnographische Rösselsprünge. Leipzig 1891.

Ipolyi Arnold, Magyar Mythologia = Magyarische Mythologie. Budapest 1854.

Jankó J., Kalotaszeg magyar népe = Das magyarische Volk von Kalotaszeg. Budapest 1892.

Kálmány L., Boldogasszony ösvallásunk istenasszonya = B., die Göttin unserer Urreligion. Budapest, Akad. d. Wiss. 1885.

Kozma F., Mythologiai elemek a Székely népköltészet és népéletben = Mythologische Elemente in der Volksdichtung und im Volksleben der Szekler. Budapest, Akad. d. Wiss 1882.

Krauss F. S., Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Münster 1890.

Lindner Gustav, Das Feuer. Eine kulturhistorische Studie. Brünn 1891.

Lippert Jul., Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1882.

Magyar Nyelvör = Magyarischer Sprachwart. Budapest 1880—1891.

Résö Ensel Sándor, Magyarországi népszokások = Magyarische Volksbräuche. Budapest 1867.
Treichel A., Armetill, Bibernell und andere Pestpflanzen. Eine ethnologisch-botanische Skizze. Hoch-Paleschken 1887.
Varga J., A babonák könyve = Buch des Aberglaubens. Arad 1877.
Vámbéry H., A Csuvasokról = Ueber die Tschuwaschen. Budapest, Akad. d. Wiss. 1883.
Wlislocki H. v., Szekler und Ungarn in Siebenbürgen (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). Hamburg 1892.
— — Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Münster 1891.
— — Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Berlin 1892.
Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. I. Bd. Berlin 1891.

So möge denn diese Arbeit als ein bescheidener Beitrag zur Volkskunde betrachtet werden und jene nachsichtige Aufnahme finden, die ein solcher, in jeder Beziehung erster Versuch auf dem Gebiete magyarischer Volkskunde für sich in Anspruch zu nehmen gezwungen ist.

Wildbad Jegenye (Siebenbürgen), 1. Juni 1892.

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Der Lautwert der magyarischen Buchstaben.

Cz = z entspricht dem deutschen z; z. B. czolonk = zolonk.
cs = tsch; z. B. csont = tschont.
gy = dj; z. B. gyógyul = djodjul.
ly = lj; z. B. lyuk = ljuk.
ny = nj, wie spanisch ñ; z. B. nyár = njár.
s = sch; z. B. soha = schoha.
sz = scharfes s; z. B. szép = ssép.
ty = tj; z. B. tyúk = tjúk.
z = gelindes s; z. B. zár = sár.

Die Aussprache der übrigen Buchstaben des Alphabets entspricht ganz der deutschen. Die mit Dehnungszeichen versehenen Vokale (á, é, í, ó, ú) werden gedehnt gesprochen.

I.

Höhenkultus.

FERD. Frh. v. ANDRIAN hat in seinem trefflichen Werke „Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker" (Wien 1891, Konegen) im Bergkult zwei Vorstellungsgruppen unterschieden. Die erste fusst auf dem Animismus, auf Belebung und Beseelung der Natur, wobei der Berg als Dämon oder als Wohnung, als Besitz eines solchen gedacht wird und man solchen Orten Verehrung zollen und Opfer darbringen muss. Die zweite Vorstellungsreihe hingegen ist die „kosmische Auffassung der Berge", wobei die Berge das Verbindungsglied zwischen Himmel und Erde, die Grenze zwischen Lebenden und Toten, den Wohnsitz oder die Brücke ins Jenseits für die abgeschiedenen Seelen bilden. Bezüglich dieser zweiten Vorstellungsgruppe sagt Andrian (S. XVI): „Wir müssen jedoch im Auge behalten, dass auch diese entschieden höhere Vorstellungsweise ganz im Animismus wurzelt, da die Personification des sichtbaren Himmels, sowie die Vergeistigung aller Himmelsvorgänge sehr lange festgehalten wird. Ebenso klar tritt der Zusammenhang zwischen Himmels- und Sternengeistern und den Manenkultus bei einigen Völkern hervor."

Nachdem Andrian auf den Höhenkult der Magyaren keine Rücksicht genommen hat, so will folgende Zusammenstellung des diesbezüglichen Materials eine kleine Ergänzung zu seinem Werke bilden, wobei ich bestrebt war, die einschlägigen Belege aus den mir zur Verfügung stehenden Quellen heranzuziehen und für künftige Forscher auf diesem weiten Felde des Volksglaubens das wesentlich Wichtigste zu bieten.

Die Erde heisst im Magyarischen *föld* und wird von *Ipolyi* Magyar Mythologia = magyar. Mythologie (S. 209) von *föl* (auf), *fölé* (oberhalb) abgeleitet. Der alte Lexicograph Kresznerics sagt

über *föld:* „quasi eminens ex aquis“, also ein Gegenstand, der aus den Wassern emporragt. Die Erde wird die „Mutter“ genannt; „die Erde ist (eine) Mutter, das Wasser (eine) Stiefmutter“ („a föld anya, a viz mostoha“), heisst es in sprichwörtlicher Redensart. Sie ist die Mutter, die alles Gute gebärt, zu der alles zurückkehrt; daher die Redensarten für Sterben: „Er hat in die Erde gebissen“ (a földbe harapott), oder: „er hat ins Gras gebissen“ (a fübe harapott); „er hat seine Nase in die Erde geschlagen“ (földbe ütötte orrát) und „er ist nach Erdenburg gegangen, Bretter zu verkaufen“ (földvarra ment deszkát árúlni). In den ältesten Zeiten spielte die Erde bei Länderübergabe eine grosse Rolle bei den Magyaren. Wasser, Gras und Erde mussten die besiegten Völker den Magyaren geben, um dadurch ihre Unterwerfung anzuzeigen (lateinische Belege s. bei *Ipolyi* S. 209 etc. etc.) Kamen sie in ein Land, so schleuderten sie Wasser und Erde gen Himmel als Dankopfer. Die Erde spielte auch bei Uebergabe von Grundstücken und Lehen (donationalis statutio) eine grosse Rolle im Rechtsbrauch der alten Magyaren; der Uebergeber des Lehens, der Gesandte des Königs (homo regius) führte den Beschenkten bei der Hand auf das Grundstück und übergab ihm dort eine Handvoll Erde. Die magyarischen Rechtsquellen erwähnen oft diesen Brauch, indem es dabei heisst: „ad faciem terrae accendentes assignationi interfuimus.“ Auch bei Grenzbestimmungen beobachtete man Gebräuche, die sich auf die Erde bezogen, so z. B. bei der Grenzbestimmung, die der König von Ungarn und der von Polen vornahmen: „Mesko, dux Poloniae . . . congregato omni exercitu suo ad regem (hl. Stephan) ante Strigonium venit, ibique in terminis Poloniae et Hungariae tentoria sua fixit . . . ibique inter Hungaros, Ruthenos et Polonos finem dabant. (Endlicher Mon. Arp. 71.) Dabei wurden auch Eide geleistet, bei denen eben die Erde eine Rolle spielte, worüber uns das Corpus juris (im Anhang: juramentum in metali reambulatione praestandum) berichtet. Diese Eidleistung (seria et terribilis iuramenti forma) heisst es am angeführten Orte, ist von Alters her gebräuchlich (iam ab olim in regno Ungariae adinventa est et observata) und stand also im Brauch: „In metarum reambulationibus et rectificationibus, illle qui ex iudiciaria deliberatione iuramentum praestabit, in *foveam vel scroben in facie terrae litigiosae effossam, ad umbilicum usque descendere et defodi, ac detecto capite, ac nudipes terram in manum*

dextram accipiendo, et super verticem capitis sui tenendo, iurare consuevit, iuxta modum et ordinem eidem per iudicem praescriptum hac forma: Ego N. iuro etc. (die gewöhnliche Eidformel); et si iuramentum hoc per me falsum et dolose esset depositum, *haec terra me absorbeat,* nec mihi aut haeredibus ac successoribus meis, et incolis huius possessionis meae *utilis et fructuosa fieri possit,* sed pro fructibus et utilitatibus, *spinas tribulos germinet,* ita me deus etc. Hoc igitur iuramentum per principalem personam, hoc quo dictum est modo et ordine, *et non aliter* deposito, coniuratores illius principalis personae, absque descensione in scrobem, foveamve in ipsa terra litigiosa effossam, non discalceati, sed solitis eorum indumentis salvis, more solito, prout alias incedere soliti sunt, vestiti, *terram litigiosam manu dextra tangentes,* iuramentum penes principalem personam praestare debebunt." Auch nach altdeutschem Rechtsbrauch musste der Besitzergreifer von den vier Ecken des Besitztums Erde nehmen und Staub über das Haupt seines nächsten Verwandten werfen (Grimm 609). Eine magyarische Redensart lautet: „Auf sein eigenes Haupt wirft er Erde" (maga fejére hányja a földet). In zahlreichen alten Eidformeln wird die Erde angerufen, damit sie den Meineidigen nicht auf sich dulde, nach seinem Tode nicht in sich aufnehme oder ihn wieder aus sich herausschleudere. Aber nicht nur im alten Rechtswesen, sondern auch im heutigen Volksleben spielt die Erde bei Verwünschungen eine Rolle. Eine Sage erzählt: Einmal hatten die Bewohner von Körösladány sich ein Stück vom Hattert der Bewohner Tarcsa unrechtmässig angeeignet. Es kam zum Schwur. Von Seiten der Ladányer war der alte Markus der Eidleister. Er legte ins Innere seiner Stiefel Erde vom ladányer Hattert, zog sie dann an und ging hin auf das betreffende Gebiet und schwor vor den Gerichtspersonen, dass ihn die Erde verschlingen, nach seinem Tode aber auswerfen möge, so er jetzt nicht auf ladányer Erde stehe. Das betreffende Gebiet wurde also den Bewohnern von Ladány zugesprochen. Bald darauf starb der alte Markus und als man ihn in die Erde hinabliess, warf die Erde seinen Sarg heraus, der bis zu einem Wirbel hinrollte und dort im Wasser versank (s. Ipolyi a. a. O. S. 211). Aehnliche Fälle erwähnen Sagen und Märchen.

Gleich Luft und Feuer hat auch die Erde eine reinigende Kraft. Früher legte man das neugeborene Kind gleich auf die

Erde nieder, damit es erstarke und vom Bösen rein werde, dann erst hob es der Vater auf. Bartholomaeides (Not. com. Gömör Leutshoviae 1808, S. 444) schreibt: „*Natos infantes humi deponere solent*, illosque *de terra levatos, patribus primum ulnis excipiendos praebent*". Dem Neugeborenen werden in einigen Gegenden Erde und landwirtschaftliche Geräte in die Hand gegeben (Ipolyi S. 211). Im Kalotaszeger Bezirk pflegen Eltern, denen die Kinder rasch weggestorben sind, das neugeborene Kind auf die Erde zu legen, und dann die Fläche, wo das Kind gelegen, fingerdick auszugraben und diese Erdschichte in fliessendes Wasser zu werfen, damit „das Kind am Leben bleibe." (Vgl. den Brauch der Zigeuner, Wlislocki, A. d. inneren Leb. d. Zig., S. 70, und das indische *tulâpurusha* ebenda.) Sterbende pflegt man auch auf die Erde zu legen, um ihnen das Sterben zu erleichtern. (Csaplovics, Gemälde von Ungarn, 2. 307.) Bartholomaeides (a. a. O., S. 453) schreibt: „Si spes vitae evanuit morbidum *humi* plerumque ita *deponunt*, ut inter trabes pavimentum domus sustinentes iaceat medias, *hac ratione mortem alleviari putant*." Wer an Hals- oder Rachenweh leidet, der kniee auf die Erde nieder und sage dreimal nach einander: „Meine liebe Mutter Erde, dir sage ich es, dass meine Kehle mich schmerzt" (Édes anyám, föld, neked mondom torkom fáj), dann küsse er drei Mal die Erde und spreche knieend ein „Vaterunser" (Ipolyi, S. 212). Wer Warzen hat, bestreiche sie mit einem Strohhalm, der einen Gliedknoten hat, und den Halm vergrabend spreche er die Worte: „Mutter Erde, dir übergebe ich mein Kleinvieh" (földanyám, neked átadom apró jószágomat). Ist ein Mensch oder Tier beschrieen (szemmel veretett = mit Augen geschlagen worden), so nimmt man in der Kecskeméter Gegend von neun Maulwurfshügeln zwei Hände voll Erde, kocht sie in Wasser und begiesst damit die betreffende Person oder das Tier (Ipolyi, S. 212). Ein alter heidnischer Brauch — meint Ipolyi (S. 212) — mag es gewesen sein oder wenigstens sich darauf bezogen haben, was die Chronik (Turóczi Schwandtner, Script. rer. hung. Wien, 1746; 2. 52) erwähnt, dass nämlich auf dem Czinkotaer Schlachtfeld die Krieger den Vid, als Anstifter des Bruderkriegs, überfielen, ihm die Brust aufschlitzten und auf seine Wunden und Augen Erde streuend, riefen: „Nun sättige dich mit Erde"! (nunquam oculi tui, rebus et nobilitate satiati sunt, nunc autem oculos tuos

et pectus terra satiet). Im altdeutschen Gedicht „Ecken's Ausfahrt" (63) verlangt der verwundete Held, man möge ihm Erde in den Mund stecken, damit er leichter ersterbe. Im Kalotaseeger Bezirk legen Ungarn sowohl als Rumänen ihren Toten, die unverhofft und ohne Beichte gestorben sind, etwas Erde in den Mund, damit „sie die Erde nicht drücke" und sie Ruhe im Jenseits finden (vgl. den ähnlichen Brauch der Juden). Auf dergleichen Kulthandlungen mag sich auch das Decret Stefan d. Heil. beziehen (decr. 1. 34 s. Endlicher, D. Ges. d. h. Stefan, Wien 1849): „*Si sortilegio utentes* inveniantur, ut faciunt *in cinere* aut his similibus (Erde) etc." Hat das Schwein die Würmer, so soll man auf dasselbe Erde mit verkehrter Hand werfen, d. h. mit der rechten von links nach rechts geschwenkten Hand (Ipolyi 212). Das Erdbeben galt von jeher im magyarischen Volksglauben für ein Anzeichen kommenden allgemeinen Unglücks. Wer sich in der Christnacht oder Neujahrsnacht zu mitternächtlicher Stunde auf einem Kreuzweg oder Berge auf die Erde horchend hinlegt, der kann die Zukunft erfahren. In einem Volksliede (Ipolyi 212) heisst es:

Kimentem én a kis kertbe,	Ich ging in den kleinen Garten,
Arczczal borúltam a földre,	Mit dem Gesicht legt' ich mich auf die Erde,
Mégse láttam a kit kéne.	Sah doch nicht den, welchen ich sehen wollte!

In der Sylvesternacht legt sich die Maid horchend auf die Erde, um den Namen ihres zukünftigen Gatten zu erfahren. Hat sie den ganzen Tag über gefastet und keinen „bösen Gedanken" gehabt, so „flüstert ihr die Erde den Namen zu." Hat man einen Wunsch, so faste man, und sich auf die Erde legend, teile man ihr den Wunsch mit. Die magyarische Redensart sagt: „Selbst der Erde sage es nicht" (földnek se mond). Vom Getränke einige Tropfen auf die Erde zu giessen, ist in vielen Gegenden noch immer Brauch. Die „grasige" Erde (gyepes föld, auch: szüz föld = jungfräuliche Erde) hat besondere Heilkraft (Ipolyi S. 213). Kranke werden auf den Rasen gelegt, damit die Erde die Krankheit aus dem Leibe sauge (a betegséget kiszijja). Leidet Jemand an häufigem Nasenbluten, so grabe er ein Loch in den Rasen, lasse das Blut hineinrinnen und scharre dann das Loch zu, wobei er es zu bekreuzen und die Worte zu sprechen hat: „Dir gebe ich, Erde, mein Blut; wenn Rasen darauf wächst, soll mein Leid schwinden" (neked adom föld a véremet, ha begyepesedik, múljék a bajom). Hat man unregel-

mässige menses, so gehe man zur Zeit derselben auf einen Berg, lasse sein Blut darauf tröpfeln und spreche die Worte: „Auch vom wenigen, was ich habe, gebe ich Dir; gib Du mir aber mehr" (a kevésböl is, a mi nekem van, adok neked; de adj te nekem többet). Dies führt uns nun zum eigentlichen Berg- und Höhenkult über.

Heilkräuter, die auf Bergen wachsen, haben eine grössere Wirkung, als die im Thale spriessenden. Wer einen „Himmelsstein" (menykö) = Donnerkeil auf einem Berge findet, der soll ihn in seinem Hause vergraben, dann „dingt sich zu ihm das Glück" (a szerencse hozzá szegödik). Ein „Himmelsstein" fährt nach dem Urteil des Volkes bei jedem einschlagenden, aber nicht zündenden Blitz so tief in die Erde, dass er erst nach sieben Jahren nach dem Einschlagen wieder zum Vorschein kommt. Solche Steine, auf Bergen gefunden, spielen in der Volksarznei eine grosse Rolle. Mischt die Maid etwas von ihrem Menstruationsblut mit dem Staube dieses Steines und den Haaren ihres treulosen Geliebten, und vergräbt sie dann diese Sachen bei abnehmendem Mond auf einem baumlosen Hügel, so kehrt der Bursche zu ihr zurück und bleibt ihr so lange treu, bis ein Baum auf dem Hügel wächst. In einem Kalotaszeger Liede heisst es:

Súgár kis fa nött a	Schlanker, kleiner Baum gewachsen ist
Dombom tetején.	Auf meines Hügels Spitze;
A faluban lész még	Im Dorf wird noch sein
Mint te oly legény!	Wie du, solch' ein Bursche!

Die Kräuter, die auf solchen Bergen wachsen, wo man dergleichen Himmelssteine gefunden hat, gelten für besonders heilkräftig. Auf solchen Bergen ist die Weide für die Tiere besonders gut und auch die Bäume sollen dort rascher wachsen. An solchen Orten soll man kein Tier töten, denn man wird im Viehstand Unglück haben. Dies erinnert uns an die „königlichen Bannwälder" des germanischen Rechts (Grimm 64), wie dergleichen auch im altmagyarischen Rechtsbrauch vorkommen und den letzten Nachhall der alten heidnischen Wälder bilden, wo Opfer dargebracht wurden. „Heilige" (szent) oder „königliche Wälder" (királyi erdö) wurden solche Waldungen genannt, wo früher Opferstätten gewesen, nun aber die Jagd und die Verletzung der Bäume verboten. „Királyerdö" (Königswald) heissen zahlreiche Waldgebiete bis auf den heutigen

Tag (Ipolyi S. 489); in alten lateinischen Urkunden kommen sie unter Benennung *foresta sanctorum regum* (Fejér, cod. dipl. 5. 1. 157), *silva regalis* (eb. 6. 1. 45), *silva regis* (eb. 5. 1. 45), *silvam nostram királyerdeje* (Wald des Königs) *vocatam*. In einer Stiftungsurkunde Sct. Stephans (1036, cod. dipl. 1. 327) bezüglich einer Abtei heisst es: „In illo loco, qui *Béél* dicitur, in *sylva bocon* (bakonyer Wald), quia *divino cultui videbatur mancipari valde idoneus . . . s.* Mauritii monasterium incepi construere . . . sunt praetera *quatuor lapides,* viciniores ad monasterium, qui vulgariter sic vocantur: *Hegyeskö* (Spitzstein), *Kerteskö* (etwa Gartenstein), *Fejérkö* (Weisstein), *Odvaskö* (Moderstein), *in his a quocunque homine fuerint ferae interfectae, dimidiam partem illarum ministri abbatis accipiant cum cutibus earumdem.* „Diese Stelle erinnert," sagt Ipolyi (S. 489), „an ähnliche heidnische Denkmäler, indem man in der Nähe heiliger Haine das Wild nicht töten durfte, es sei denn zum Opfer für die Gottheit; und die einzelnen Teile des erlegten, geopferten Tieres, das Haupt, das Fell u. s. w. wurden an die Bäume des heiligen Haines gehängt . . . Als mit der Zeit aus diesen „heiligen" (szent) Hainen „königliche" (királyi) Wälder wurden, die dem heidnischen Brauche entzogen und in ihrem Gebiete Kapellen, Klöster erbaut wurden, musste ein Teil des erlegten Wildes der Kirche abgeliefert werden." Ueber solche Wälder und Berge berichten zahlreiche Sagen. Von Félegyháza gen Radna zu ist eine bewaldete Anhöhe (heute Wallfahrtsort), wo in alter Zeit Feen (Tündér) wohnten, deren „verfluchte" Gestalten man auch noch heutigen Tages oft sehen kann. Als weisse Schlangen durchirren sie den Wald und wer ihnen nacheilt, findet Geld, denn sie legen sich nur an den Orten nieder, wo in der Erde Geld ist, das sie emporsaugen (Ipolyi 487). Bartholomaeides (a. a. O. 38, 50) erwähnt zwei Anhöhen, die *Oltár* (Altar) heissen und sich im Gömörer Comitat befinden: „condam a famoso latrone Jannossik inhabitatas aiunt, cuius thesauros hucusque isthic, qui repente ditescere cupiunt exquirere solent."

Dass die alten Magyaren ihren Göttern auf Bergen die Opfer darbrachten, dafür lassen sich in den alten Chroniken genug Belege finden. Der anonyme Notarius des Königs Béla (Anonymus Belae r. not. de gest. hungarorum, herausgegeben von Endlicher, Wien 1827) schreibt (Cap. 16): „Turzol . . . *cacumen ascendit, et montem* illum a die illo usque nunc *montem Turzol* nominaverunt. Tunc

hi tres domini (Qund, Ketel, Turzol) *super verticem* eiusdem *montis* . . . in codem loco *more paganismo occiso equo pinguissimo magnum aldamas* (Opfer) fecerunt." Manche Berge stehen bis auf den heutigen Tag im Rufe, dass, wer vor Feinden hinflüchtet, dort vor den Verfolgern gesichert ist. Roger sagt mit Bezug auf die Tartareneinfälle in seinem „Carmen miserabile" (herausg. von Endlicher, monum): „Erat . . . infra silvam *mons mirabilis et excelsus, in cuius summitate lapis et petra fundabatur terribilis,* magna eo hominum et mulierum confugerat multitudo." Aehnlich erzählt man sich vom *Menedékkö* (Zufluchtsstein) in der Zips, dass die Tartaren ihm nicht nahen konnten und die dort befindlichen Flüchtlinge verschont blieben (Ipolyi 490). Solche Orte gelten im Volksglauben für heilig und haben ihren Ruf dem Umstande zu verdanken, dass einst dort heidnische Opferstätten sich befanden. Von der Felsenburg bei Pécsújfalva erzählt man sich, dass dort einst eine heidnische Opferstätte gewesen sei und wer ihr auch noch heutigen Tages bewaffnet und rachgierig sich nähert, dieselbe nicht betreten kann, denn wie angewurzelt muss er in ihrer Nähe stehen bleiben und, keinen Schritt vorwärts gelangend, umkehren (Ipolyi 490). Auf einem Höhenzug zwischen den Ortschaften Diósjenö und Perőcsény im Honter Comitat erheben sich sieben weisse, turmähnliche Felsblöcke, von denen man glaubt, dass sie die Einfriedigung einer alten Opferstätte seien. Zwischen ihnen liegt eine grosse, kesselförmige Vertiefung, wohin man die unbrauchbaren Teile der Opfertiere geworfen haben soll. Heutzutage gehen dahin Kranke, die einen Hautausschlag, Wunden u. dgl. haben und werfen abgetragene Kleidungsstücke in die Grube, um dadurch von ihrem Leiden sich zu befreien. Will ein Kind im Kalotaszeger Bezirk nicht gedeihen, so trägt die Mutter bei Neumond ein Hemdchen des Kindes, ohne ein Wort zu sprechen, oder im Gehen umzukehren und nach rückwärts zu blicken, hinaus auf einen Berg, wo sie es mit einem spitzen Pflock an die Erde spiesst, im Glauben, dadurch die Krankheit durchstochen und dem Berge übergeben zu haben. Im Csiker Bezirk gelten *Aldomás feje* (etwa Opferkopf) und *Balványos* (Götzenhaftig) für solche Berge, wo man von Krankheiten sich befreien kann. (Benkö, Csik-Gyergyó und Kásron, S 19). Auf dem neben Kézdi-Vásárhely befindlichen Berge *Tüzhalom* (Feuerhügel) hält jeder vorübergehende Székler Rast, um seine etwaige Krankheit dort

zurückzulassen und zu neuer Kraft zu gelangen (s. Ipolyi, S. 490).

Im alten Rechtsbrauch spielen die Höhen auch noch die Rolle, dass nicht nur Könige und Statthalter, sondern auch Gaugrafen und Richter überhaupt, auf Bergen und Hügeln zu bestimmten Zeiten ihr Zelt aufschlugen und dort Recht sprachen. Solche Anhöhen nannte man in lateinischen Urkunden *cumuli regii*, im Volksbrauch aber *örhalom* (Wachthügel); an solchen Orten wurden auch die Toten beerdigt und bei Gelegenheit solcher Gerichte wurden wohl auch Totenmahle u. dergl. abgehalten; dort wurden den Toten die gebräuchlichen Opfer, in Rossen bestehend, dargebracht (Ipolyi, S. 491). Bäume, Quellen und Steine solcher Höhen galten für heilig und auch noch heutigen Tages gibt es in vielen Gegenden gewisse Berge, von denen es im Volksglauben heisst, dass ihre Kräuter heil-, ihre Steine glückbringend sind. Wer ein Haus baut, legt einen solcher Steine in den Baugrund, um sein Haus gegen Unglück zu feien; dafür lässt er Tierknochen auf dem Berge zurück, damit — wie es im Kalotaszeger Bezirk heisst — „auch sein Viehstand gedeihe". In den alten magyarischen Gesetzen kommt oft der Satz vor: „Quicunque ritu gentilium iuxta puteos sacrificaverit, ad arbores, fontes, lapides — reatum suum bove luat" (Ipolyi, S. 491). Der heilige Hain ward königlicher Wald, das heidnische Opferrecht ward zu einem Vorrecht der Kirche bezüglich der Jagd, die Opfertiere sanken im heutigen Volksbrauch zu blossen Skeletten herab, die man auf Anhöhen an Bäume und Pflöcke an Einfriedigungen und Felsenriffe steckt. Schafhirten pflegen in den Niederungen Pferde- und Eselschädel auf die Pflöcke der Hürden zu stecken, während die des Hochlandes dergleichen Schädel auf Berge aufpflanzen, die in ihrem Weidegebiet liegen, um dadurch die Herden vor den Wölfen zu schützen. Auf Weideplätze pflanzt man auch solche Schädel auf, damit kein Tier das Gras abfresse und dadurch Schaden anrichte (Ipolyi, S. 491). Bricht im Szeklerlande eine Seuche aus, so häuft man auf Berge Tierschädel auf, um dadurch die Seuche zu vertreiben; mit dem Grase dieses Berges aber füttert man das kranke Vieh, damit es gesunde. Die Szekler werden auch *lófejü Székely* (rossköpfige Szekler) gespottet. Um Hexen vom Hofe fernzuhalten, werden Rossschädel auf die Einfriedigung gesteckt. Wenn ein Berg im Rufe steht, dass auf ihm

die Hexen des engeren Kreises, also der nächsten Umgegend, ihre Versammlungen abhalten, so legt man Pferdeschädel hin, um ihnen ihr Treiben daselbst zu verleiden. Dadurch vertreibt man sie, denn — heisst es im Volksglauben — wo die Hexen ihre Versammlungen abhalten, dort wächst nie ein Gras mehr, oder wenn auch dort Kräuter wachsen, so werden sie durch den Urin der Hexen vergiftet. Wer den Mut hat, am Charfreitag um Mitternacht mit einem sogenannten *Lucza-szék* (Lucia-Stuhl) auf einen solchen Berg zu gehen, der kann, sobald er sich auf dieses Gerät stellt, die Hexen unbemerkt beobachten und wenn er dann einen Pferdeschädel unter sie schleudert, auch vertreiben. Sind die Hexen verschwunden, so beeile er sich, die heilkräftige und sehr gesuchte Pflanze *nagyfü-gyökér* (Grossgras-Wurzel, atropa belladonna) sich anzueignen. Der Lucien-Stuhl wird in der Weihnachts-Woche geschnitzt und besteht aus drei spitzwinkligen Dreiecksflächen, die so übereinander gelegt werden, dass von einem jeden der spitze Winkel nach verschiedenen Richtungen hervorsteht. Die Dreiecke werden aus neunerlei Holz geschnitzt, jedes aus dreierlei Holz zusammengesetzt, das man von solchen Bergen geholt hat, die im Rufe stehen, der Versammlungsort der Teufel und Hexen zu sein, oder in deren Innerem Feen oder Riesen oder Zwerge hausen, oder sich Schätze derselben befinden. Diese berüchtigte *nagyfü-gyökér* kann man auch in der Georgsnacht an den erwähnten Orten erlangen, wenn man sich nackt und im Besitze eines Geheimmittels hinlegt, das man vorher mit Erde zugescharrt hat. Thut man dies nicht, so wird man vom Teufel geholt oder „es schütteln sich die Bäume des Berges und erschlagen“ (megraszkodik a hegy fája és agyonüti) den Menschen. Dies Geheimmittel besteht aus einem Bissen Brot, in den man ein Pfefferkorn, etwas Gewürz und Salz knetet und denselben an die Stelle der ausgegrabenen Pflanzenwurzel legt, wobei man das „Vaterunser“ und das Glaubensbekenntnis herzusagen hat (Kozma, Mythologiai elemek, S. 33). Die Hexen kann man auch auf die Weise sehen, wenn man nach der Feldarbeit im Herbste die Egge auf den nächsten Berg schleppt und sie dort über Winter liegen lässt. Am Georgstage gehe man dann hin und stelle die Egge vor sich auf. Durch die Zähne derselben hindurchblickend, sieht man dann die Hexen der Umgegend durch die Luft fahren (Kozma a. a. O. S. 39). Hat man kein Glück im

Viehstand und glaubt man, dass irgend eine Hexe einem das Unglück bereite, so nehme man das erste Ei einer schwarzen Henne, bohre es an beiden Enden an und blase den Inhalt auf das Futter des Viehes, die Eierschale aber vergrabe man auf einem Berge und rufe dabei: „Wenn die Hexe, die mein Vieh verdirbt, hier vorüberfliegt, wirf ihr, Berg, dies Ei nach, damit sie verrecke." (Ha a boszorkány, ki marhámat megrontja, itt elrepül dobd utánna hegy, ezen tojást, hogy megdogöljön.)

Hat jemand das „heisse Fieber" (forró láz), so nehme man vor Sonnenaufgang das Leintuch des Kranken weg, entkleide sich ganz und ins Leintuch gehüllt, laufe man, ohne nach rückwärts zu blicken und ein Wort zu sprechen, auf einen Berg hinauf, stelle sich auf das Leintuch und dasselbe mit den Füssen stampfend, rufe man: „Höre Berg, höre! das heisse Fieber schüttelt den N. N. Nimm es von ihm und gib es dem, der mein Rufen jetzt hört!" (Halljad hegy, halljad! N. N. -et a forró láz rázza. Vedd el töle és add annak, ki a kiáltásom hallja!) Bei der Rückkekr wird das Leintuch auf dem Berge zurückgelassen (vgl. Kozma, S. 37). Im Kalotaszeger Bezirke wird dieser Brauch bei jeder bedeutenden Erkrankung vorgenommen. Wird jemand im Schlafe von der Mahr, *fekete asszony* (schwarzen Frau) beunruhigt, so nehme er Blut von seinem linken kleinen Finger, giesse es auf Knoblauch und Schweinekot, trage diese Sachen um Mitternacht auf einen Berg und verscharre sie in die Erde, auf die er dann einen grossen Stein legt und dabei die Worte spricht: „Die schwarze Frau drückt mich, drück' auch du sie, Berg!" (A fekete asszony nyom engem, te is nyomjad hegy.) Wenn man ein struppiges, hässliches Küchlein hat, so glaubt man, es sei ein sogenannter *Lidércz*, der sich unter die anderen Hühnlein gemischt habe. Dieser Lidércz entsteht aus dem Ei eines siebenjährigen Hahnes, spricht oft wie ein Mensch und erfüllt jeden Wunsch seines Besitzers, der aber nach einer gewissen Zeit dem Teufel verfällt. In der Nacht fliegt er in der Gestalt einer feurigen Rute ins Freie und schleppt seinem Besitzer Schätze herbei. Wer nun ein solches Küchlein besitzt, das einem Lidércz ähnlich aussieht, der soll es auf einem Berge lebendig in die Erde eingraben, damit er dem Teufel nicht verfalle; so heisst es im Kalotaszeger Volksglauben. Der Glauben an den Lidércz ist übrigens in ganz Ungarn allgemein verbreitet (Ipolyi, S. 228).

Der Glaube, dass die Berge die Grenze zwischen Himmel und Erde, zwischen Diesseits und Jenseits bilden, findet seinen Nachhall in folgendem Brauch: Träumt man gar zu häufig von einem Verstorbenen oder glaubt man gar, dass er als Gespenst herumgehe und keine Ruhe im Grabe finde, so nimmt man Erde von seinem Grabe und streut von derselben im Gehen etwas auf den Weg bis zur Spitze eines Berges, wo man den Rest dieser Graberde verscharrt. Man will damit dem Toten gleichsam den Weg in den Himmel, ins Jenseits andeuten, indem man glaubt, der Tote entsteige in der kommenden Mitternacht seinem Grabe, um seine Graberde zu sammeln und zurückzutragen; wenn er dann auf den Berg gelangt, fühlt er sich „so wohl", dass er seinen Weg ins Jenseits fortsetzt. Csaplovics (Gemälde v. Ung. 2, 308) schreibt: „Das Bettstroh, worauf der Tote lag, verbrennt man; manche verbrennen das Stroh mitten im Orte, wo dies die Lage und Entfernung der Häuser möglich macht, gerade zu der Zeit, wenn der Tote auf dem Berge; und wenn die Flammen hoch emporzüngeln und wenig Rauch emporsteigt, so glaubt man, der Tote sei schon im Jenseits oder wenigstens auf der Fahrt dahin. Stirbt in den beiden katholischen Gemeinden des Kolataszeger Bezirks, im Wildbad Jegenye und Bács, jemand plötzlich, ohne die letzte Oelung und ohne gebeichtet zu haben, so verscharrt man etwas Erde von seinem Grabe auf einem Berge und legt womöglich ein Hostienstück hin oder giesst Weihwasser auf den Ort, wo man die Erde vergraben hat. Stirbt jemand in der Fremde und wird auch daselbst beerdigt, so nehmen in einigen Ortschaften Siebenbürgens (besonders in der Nähe Kronstadts) die Hinterbliebenen ein Kleidungsstück des Verstorbenen und graben es in die Erde eines Berges des Heimatsdorfes ein, „damit dem Toten die fremde Erde nicht schwer werde". Kleidungsstücke der im bosnischen Feldzug gefallenen ungarischen Soldaten wurden auch von den Hinterbliebenen seiner Zeit in der Heimat auf Bergen in die Erde eingescharrt. Bei dieser Arbeit darf man nicht auf die Sterne blicken, sonst bekommt man am ganzen Körper Warzen; wer die Sterne zu zählen versucht, der bekommt auch Warzen. (Kozma, S. 32.) Will man erfahren, ob ein gewisser Tote schon im Jenseits sich befinde, oder noch auf Erden herumirre, so mache man um Mitternacht auf einem Berge um sich herum einen Kreis aus den Blumen

farkas-gégevirág (aristolochia clematitis); stelle sich in den Kreis hinein und das „Vaterunser“ betend, schliesse man die Augen. Hört man dann, wie aus dem Berge heraus, seinen Namen rufen, so hat der Tote Ruhe gefunden. *Farkas-gégevirág* heisst „Wolfskehlenblume“ und diese Blume wird deshalb bei diesem Unternehmen verwendet, damit der Tote, im Falle er als Wolf noch im Diesseits herumirrt, den Betreffenden, der nach seiner Ruhe forscht, nicht zerreisse. Die Lycanthropie, der Wehrwolfsglaube, ist auch unter den Magyaren verbreitet. Gewöhnlich irren Schäfer, die im Leben von ihren Herren viel Unrecht erlitten haben, nach dem Tode in Wolfsgestalt herum und richten in Schafherden ihrer einstigen Herren aus Rache grossen Schaden an (Ipolyi, S. 361). Schon der alte ungarische Historiker Bél (Notia Hung. novae hist. geogr. Wien 1735—42; II., 382) schreibt darüber: „Vulgus adulto errore credit *λυκανθρωπούς* esse, — Slavis *wlokod lak* id genus dicitur — qui e hominibus in lupos conversi Lycaonis ritu, vindictam de his sumunt, quorum iniuriis sunt adpetiti. Quem autem hac suspicione semel notaverunt, ab hoc multa sibi superstitione cavent, ne novis provocatus iniuriis, ad ingenium redeat.“ Wer an heftigen Zahnschmerzen leidet, der gehe auf einen Berg oder setze sich auf einen Felsen, nachdem er vorher einen Kreis aus diesen erwähnten Blumen um sich herum gelegt hat; dann kaue er jede einzelne Blume und speie sie aus. Die den Kreis bildenden Blumen müssen 32 an der Zahl sein, weil „Christus 32 Jahre alt war“. Hat man alle Blumen gekaut, dann spreche man: „Christus war 32 Jahre alt, als er starb; ich habe 32 Zähne und habe 32 Blumen zernagt; Berg, nimm ihnen den Schmerz weg und mache sie so stark, wie du bist“ (Krisztus harminczkét éves volt midön meghalt; 32 fogam van és 32 virágot elrágtam; hegy, vedd el tölük a fájdalmat és tedd öket oly érössé mint te vagy.)

Nationalhelden und Regenten, die Lieblinge des Volkes waren, leben dem Volksglauben gemäss in Berge „eingemauert“ noch immer fort und wenn Gefahr dem Lande droht, dann kommen sie mit ihren Schaaren dem Volke zu Hilfe. Attila, Csaba, Almos, König Mathias und Kaiser Josef II, ebenso Rákoczi leben oder schlafen in Bergen und warten auf die Zeit, wo die Befreiungsstunde schlägt. Das gemeine Volk glaubt, dass sogar der Diktator der ungarischen Erhebung von 1848—49, Ludwig Kossuth, längst

von der Erde verschwunden sei und in einem Berge schlafe; dergleichen erzählt man sich vom verstorbenen, dem Volke unvergesslichen Kronprinzen Rudolf.

Kleinodien und Nationalheiligtümer werden auch ins Innere der Berge versetzt. Von einem Berge am rechten Ufer des grossen Kokel-Flusses heisst es, dass auf seinem Gipfel in heidnischen Zeiten die Burg Bondavár gestanden und nun die Amtsinsignien und Kleinodien der obersten Anführer der Szekler, der sogenannten *Rabonbáne*, im Innern des Berges sich befinden. Die sogenannte „Szekler"-Chronik (herausg. 1818 zu Pest, S. 276) nennt diese Kleinodien „sacrificium gentis". Was die Würde eines Rabonbán anlangt, so war derselbe der oberste Richter in allen Angelegenheiten der heidnischen Szekler; ihm unterstanden mehrere Unterführer und Richter, die man *Gyula* oder *Horkáz* nannte (Ipolyi, S. 469). In der erwähnten Szekler-Chronik, die aus den alten Gesetzen zuerst 1533 zusammengestellt worden ist, befindet sich die wichtige Stelle (S. 282): „*Rabonbanorum* sive *majorum* sive *minorum*, sive *horkáz dignitate functorum* . . . cum gente indicio supremo subjiciatur rabonbani ex gente Uopoleti in perpetuum electi, quae adducta gentis singulo anno triennali renovavere prioribus seculis usque in hodiernum diem . . . . Milites, quam rabonbani minores et horkáz dignitate functi, ac gyulae, item rabonbani majores aequalibus juribus utentes, excepto gyula et rectore, qui duo in omnibus in apice geaerationum, atque lineas generationis habebant locum in evehendis castris, in edicendis juribus sacris et profanis, in praeceptis communitatis extrodandis, in puniendis transgressoribus mandati communis, quae iura exercuit rector supremus in praesentia horkáz maximi et gyulae; quilibet horkáz habuit sub se rabonbanos quinque, et quilibet rabonban minor szárados duos, unus equestrem, alterum pedestrem, figa et sagitta armatum, tres horkáz suberant rabonbano majori, ethi tres gyulae minori, et hi omnes sex tribus gyulae majoribus et hi gyulae rectori supremo gentis, qui in arce Bond habuit sedem, gyuala omninum senior penes fluvium Kükül, ubi exequebantur transgressores mandati, gyulae minoris, qui et horkáz supremus nominatus, qui prae ceteris praeter honorem non plus iuris habebant."

Die Benennung *Rabonbán* leiten manche vom hebräischen *Rabbi* und dem slavischen *bán* ab (s. Ipolyi S. 470). An dieser Stelle muss ich eines alten Kinderspieles der Siebenbürger Szekler

und Sachsen gedenken, das ich meinen handschriftlichen Sammlungen entnehme. Die Spieler wählen sich einen Hauptmann, *Horkáz* genannt. Die Uebrigen müssen, einzeln auf einer Stelle stehend, neun Mal in die Höhe springen und mit zusammengehaltenen Füssen wieder auf die Stelle, die durch einen Kreis bezeichnet ist, zurückfallen. Fällt der Spieler nicht in den Kreis zurück, so erhält er vom Horkáz so viel Hiebe auf den Hintern, als er noch Sprünge bis zur vollen Anzahl (nämlich 9) hätte machen müssen. Die Kinder nennen dieses Spiel *horkászolni* (etwa horkaseln) oder auch unrichtig *horgászolni* (= angeln). Jedenfalls bezieht sich dieses Spiel auf die alte Richterwürde des Horkáz. Die Kinder der Siebenbürger Sachsen spielen es auf dieselbe Weise, nennen aber das Spiel *hófschász* (Hüftenscheiss), was eben eine entstellte Form des Horkáz ist. —

Wir wollen uns in Erörterungen über die Abstammung des *Rabonbán* nicht einlassen und aus dem magyarischen Volksglauben nur folgendes, das mit dem Höhenkult zusammenhängt, erwähnen: Wenn jemandem ein unerwartetes Glück zufällt, so sagt man: „Rabonbánozott a szerencse fazekában“ (er hat rabonbanisirt im Topfe des Glückes); oft, und zwar in den meisten Fällen, wird das Wort *rabonbánozott* (oft auch gekürzt nur: rabonázott) durch *hadonázott* (etwa auf österreichisch-deutsch: „herumgefuchtelt“, herumgewühlt) ersetzt. Ersteres ist dem Worte Rabonbán entsprungen und ist die letzte Erinnerung an diese Richterwürde der einst heidnischen Szekler. Was es aber für eine Bewandtnis hat mit diesem Glückstopf und wie er aussieht, darüber berichtet uns der Volksglauben der Kalotaszeger Gegend Der Glückstopf ist aus Lehm geformt und darf keinen Anfang und Ende haben, weder einen Schnabel noch einen Griff, er muss drehrund und in der Mitte mit Löchern versehen sein, die im Kreise um den Topf herumlaufen. Der Topf muss einen festschliessenden Deckel haben. Er ist ganz so beschaffen, wie ihn E. Friedel (in der Zeitschr. des Ver. für Volkskunde, I. S. 447) beschreibt. In einen solchen Topf legt man Geldstücke hinein und zwar durch die Löcher seines Bauches hindurch und vergräbt ihn in der Johannisnacht auf einem Berge, der im Rufe steht, dass er Schätze in seinem Innern berge. Der Topf bleibt dort bis zur Andreasnacht vergraben, wo er herausgeholt wird. Wenn das Jahr gerade ein solches war, wo die im Berge schlafenden Feen, Riesen und der „wilde Alte“ hervorkommen, um

sich einige Stunden lang zu ergehen, so füllen sie diesen Glückstopf mit Gold an. Nur jedes siebente oder neunte Jahr kommen sie hervor. Oft steckt man in diesen Topf, bevor man ihn vergräbt, Zettel, mit Wünschen beschrieben, hinein. Wenn man ihn dann herausgräbt, so geht der Wunsch in Erfüllung, dessen Zettel man zuerst herauszieht. Wie kommt nun dieser Glückstopf in Verbindung mit diesem Dialektwort *rabonbánozni* (rabonbanisieren)?

Richard Ehrenberg in seinen Glückstopf-Geschichten (in Altona unter Schauenburgischer Herrschaft II/III. Altona 1891, S. 54 ff.) bemerkt: „Wenn auch das Christentum sofort das Losewerfen übernahm (Apostelg. 1, 26), so muss hier ein ungemein tiefwurzelndes Bedürfnis zu Grunde liegen: das Bedürfnis, bei wichtigen Handlungen und Vorgängen eines eigenen Entschlusses überhoben zu werden, vielmehr die Entscheidung einer höheren Macht zu überlassen. Dementsprechend war das Losen stets ein feierlicher, oft geradezu ein religiöser Akt. Diesen Charakter hat es erst abgestreift, seitdem es in der Hauptsache nur noch dem Spiele dient und zwar der niedrigsten Art von Spielen, denjenigen, bei welchen es auf Gelderwerb abgesehen ist. In solchen schneidenden Kontrasten offenbart sich ein ungeheurer Wandel der sittlichen Anschauungen. Gewiss ist es kein Zufall, dass gerade das 15. Jahrhundert das Los vom Werkzeug des Orakels zu dem des Hazardspieles degradiert hat, dieses Jahrhundert der Renaissance und des Humanismus, das den Menschen von den starren Satzungen mittelalterlicher Dogmatik losriss und ihm seinen freien Willen wiederzugeben begann. Die ersten wirklichen Lotterien fanden in Italien und Flandern statt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren sie jedenfalls schon in ganz West- und Mitteleuropa stark verbreitet. Am beliebtesten war diejenige Art Lotterie, welche man als „Glückstopf" zu bezeichnen pflegte, und die jetzt noch so heisst, indess nur noch hie und da auf Jahrmärkten üblich ist. Im 17. Jahrhundert war das anders. So wird von einem Glückstopfe in Erfurt berichtet, wobei die Gewinnste in Gegenwart der Ratsherren von einem ‚ungelahrten Knechte' gezogen wurden und sich auch der Herzog Wilhelm von Weimar beteiligte, aber nichts gewann".

Mit den Lotterien mag dieser magyarische Glückstopf wohl nie etwas zu schaffen gehabt haben. Wohl aber mag man ihn beim Losewerfen angewendet haben, wobei die Anführer und Richter

des Volkes (bei den Szeklern die Rabonbáne) gegenwärtig waren und das Losziehen beaufsichtigt haben. Hiefür spricht der erwähnte Ausdruck *rabonbánozni.* Daneben ward dann der Glückstopf auch auf die angeführte Weise angewendet, um Schätze u. dergl. zu erlangen. Dass er erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Italien vielleicht als „Lotterietopf“ nach Ungarn eingeführt worden ist, daran ist kaum zu denken. Dagegen spricht eben das alte Dialektwort *rabonbánozni.*

Was nun den oben erwähnten „wilden Alten“ (vad öreg) anbelangt, so ist derselbe ein Berg- oder Waldgeist, und zwar, wie es scheint, eine internationale Gestalt. Eine inedirte Sage aus der Kalotaszeger Gegend erzählt: „Vor vielen hundert Jahren hatten die Holzfäller gar leichte Arbeit. Sie gingen in den Wald hinaus, assen und tranken und schliefen. Sie legten etwas Fleisch und Wein abseits unter einen Baum für den wilden Alten, der sich daran erquickte und die schwere Arbeit für alle Holzfäller bis Abend verrichtete. Mit der Zeit aber wurden die Holzfäller übermütig und neckten den wilden Alten und legten ihm oft Wasser statt Wein hin. Da ärgerte er sich einmal und verwüstete alle Weingärten der Gegend, so dass heute keine Spur mehr von ihnen übrig ist. Er sagte: „Gebt ihr mir Wasser statt Wein, so trinket denn auch Wasser!“ Er arbeitete aber auch bei Wasser noch immer für die Holzfäller fort, obwohl sie ihn von Tag zu Tag immer mehr foppten. Da war es einmal ein sehr kalter Wintertag, und die Holzfäller bliesen sich in die Hände, um sie zu erwärmen. Der wilde Alte fragte: „Warum blast ihr euch in die Hände?“ Die Holzfäller versetzten: „Damit sie warm werden!“ Nun blies er sich auch in die Hände. Gegen Mittag machten sie ein Feuer an und kochten sich eine Suppe. Als sie assen, bliesen sie die heisse Suppe. „Warum blast ihr die Suppe?“ fragte der wilde Alte. „Damit sie kalt werde“, versetzten die Holzfäller. Da ärgerte sich der wilde Alte und rief: „Einmal blast ihr, damit es warm werde, ein anderes Mal blast ihr, damit es kalt werde! ihr wollt mich stets zum Narren halten! Na, wartet nur!“ Der wilde Alte ging weg und hilft seit der Zeit keinem Holzfäller mehr, ja er verfolgt sogar die Menschen, die im Walde Bäume fällen . . .“

Dies Märchen scheint ein Allerweltsmärchen zu sein. Mario Menghini schreibt in einem Aufsatz (in der Zeitschr. d. Ver. f.

Volkskunde I, S. 403 ff.) über eine Broschüre des Giannini, die unter dem Titel „L'Uomo Selvaggio" (Lucca, Giusti 1890) erschienen ist und dies „traditionelle Motiv, das bei den mittelalterlichen Novellisten beliebt war", also: „Der Stoff liegt in einer Legende, die nach Nigra's Urteil sehr viel älteren Ursprungs ist. „Der Wilde" — erzählt man sich im Canavesischen — „unterwies unsere Vorfahren, die ihn auf der Alpe als Sklaven hielten, in der Bereitung von Butter und Käse und er hätte sie noch mancherlei anderes gelehrt, wenn sie ihn nicht beleidigt hätten, so dass er sie verliess und von Niemandem mehr gesehen wurde".

„Und zwar entfernte er sich auf folgende Weise. Man hatte ihm befohlen, die Kühe auf einige Zeit zu weiden. Eines Tages nun, als es sehr stürmisch war, war er ganz erstarrt und seine Haare sträubten sich im Winde, denn er war nackt und mit Haaren bedeckt. Da sprach der Wilde:

Quand a piô, piô,	Wenn es regnet, regnet es,
Quand a fioca, fioca:	Wenn es schneit, dann schneit es,
Ma quand a fa véint	Aber wenn es windig ist,
A fa cativ téimp.	Ist's ein böses Wetter.

Der Mensch nun, der am Eingang der Alphütte sass, sah des armen Wilden Haare sich sträuben und lachte. Das verdross den Wilden; aber noch ging er nicht. Eines Tages aber, als er zur Sennhütte kam, sah er den Menschen am Eingang sich auf seine Finger blasen, um sie zu erwärmen. Und er fragte ihn: „Warum hauchst du deine Finger an?" Jener erwiderte: „Um sie zu erwärmen". Als er nun in die Hütte eintrat, verteilte man an die Leute die Suppe und der Mensch blies auf die Suppe, die doch warm war. Da fragte der Wilde: „Warum bläsest du denn auf die Suppe?" Jener antwortete: „Um sie abzukühlen." Da stand der Wilde auf und sprach: „Ich will nicht länger bei Leuten bleiben, welche Wärme und Kälte aus demselben Munde schicken." Und er ward nicht wieder gesehen."

„Nun" — meint Menghini — „dieses gutmütige, vielleicht zu gutmütige Wesen, das über die alltäglichsten Naturphänomene in Bestürzung gerät, und das ein anderes, ihm ähnliches Wesen, das es aufnimmt oder vielmehr sich seiner bedient, für etwas Uebernatürliches ansieht, kann wohl eine uralte, vielleicht prähistorische Rasse darstellen, die von einer anderen, intelligenteren überwunden

worden ist. Ich glaube daher nicht mit Giannini, dass die Legende von einer Fabel des Aesop herrühre, bei dem wir ihr zum erstenmale in der geschriebenen Litteratur begegnen, wenn auch von Aesop immerhin die mannigfachen Abzweigungen in den neu-lateinischen Litteraturen herrühren mögen. Höchst wahrscheinlich hat dann Giannini recht, wenn er den Uomo selvaggio mit dem Unibove, mit dem Marcolf, mit dem Berthold und überhaupt mit jenem Cyclus von Traditionen, die von der Bauernschlauheit handeln, zusammenstellt. Die verschiedenen Motive der Legende und der Tochterlegenden, die sich im Laufe der Zeit über ganz Europa ausbreiteten, lassen sich in einem gemeinsamen Punkte vereinen, als dessen Grundlage man die Absicht, den Dualismus zwischen Vernunft und Unvernunft darzustellen, ansehen kann.

Dieses Thema ist nun weit älteren Ursprungs, und schon die Thatsache, dass es sich mit nordischen und talmudischen Legenden in Beziehung setzen lässt, beweisst, dass das Element der schriftlichen Ueberlieferung an einem gewissen Punkte aufhört, wo dann die mündliche Tradition einsetzt, bis auch diese sich im Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten verliert . . . Der Wilde begegnet uns ausser bei Aesop noch bei Avianus (Satyrus et Viator), bei Erasmus, bei La Fontaine, und Spuren von einem „Wilden Menschen" finden sich in alten toskanischen Versen, im Dittamondo von Fazio degli Uberti, im verliebten Roland, in den dreizehn Nächten von Straparola, in einem Faschingsliede u. s. w.

Dieser „wilde Alte" (vad öreg) heisst im magyarischen Volksglauben auch *erdei csoda* (Wald-Wunder) und wird als ein riesiger, behaarter Mann von wildem Aussehen vorgestellt (Ipolyi, S. 107). Er bewohnt die Gebirge und beschützt die Wälder. Damit er die Holzfäller bei ihrer Heimkehr nicht verfolge, so lassen letztere stets ein gespaltenes Stück Holz für ihn zurück. Wenn beim Holzfällen jemand verunglückt, sagt man: „Das Waldwunder hat ihn gebeutelt" (az erdei csoda megrázta). Im Szeklerlande heisst es: Man soll in der Neujahrsnacht einen ganz schwarzen Kater, der kein einziges weisses Haar hat und der sieben Jahre alt ist, in einen Sack stecken und damit, dreimal nach rückwärts schreitend, um einen Berg herumgehen, wobei man dreimal zu schreien hat: „Csoda, csoda, csoda! erdei csoda!" Dann erscheint dieser Berggeist und fragt, was man zu verkaufen habe. Man schleudert ihm nun den Sack

hin, den er öffnet und den Kater zu sich nimmt. Er füllt nun den Sack mit Geld, den man heimtragen kann. Wer plötzlich reich geworden, ohne dass man weiss, auf welche Art, von dem sagt man: „Der Csoda hat ihn reich gemacht" (a csoda gazdaggá tette). In der Neujahrsnacht soll man sich vom linken Daumen und von der linken Fusszehe die Nägel abschneiden und dieselben auf einen Berg werfen; findet dieselben der „wilde Alte", so wird des betreffenden Menschen Fuss im Jahre zu Schätzen hingeleitet. Wird einer Maid der Geliebte treulos, so nimmt sie das Herz eines Hahnes und, dasselbe mit einer Nadel durchstechend, befestigt sie es an einem Baum eines Berges. Findet es der Csoda, dann kehrt der Treulose zu ihr zurück. Dasselbe thut der verlassene Bursche mit dem Herzen einer Henne. Von verliebten Pärchen, die auseinander gehen und schliesslich doch einander werden, heisst es: „Der Csoda hat ihr Herz gegessen" (a csoda megette szivöket).

Dass Kranke auf Bäume der Anhöhen Kleidungsstücke, Haare u. dergl. aufhängen, um dadurch zu genesen, ist ein weitverbreiteter Brauch der magyarischen Landbevölkerung. Auf einer Anhöhe bei Ipoly-Földémes ist eine Quelle, die im Rufe steht, dass ihr Wasser Warzen und andere Auswüchse heilt. Wer das Wasser heimträgt, darf es aber nicht in unbedecktem Napfe thun, sonst verliert es seine Heilkraft. Auf die Bäume pflegen die Leute, welche sich im Bronnen baden, Kleider und Haare anzuheften und zurückzulassen (Ipolyi, S. 203). Auf vielen Bergen befinden sich Einschnitte, die einer Tierspur ähnlich sind und vom Volke nach dem betreffenden Tiere benannt werden, z. B. Bärenspur (medve nyom), Wolfsspur (farkas nyom) u. s. w. Wer seine Haustiere vor den betreffenden wilden Tieren bewahren will, der wirft im Vorbeigehen ein Steinchen in die betreffenden Bergeinschnitte. Wer ein Tier kauft, thut gut, wenn er etwas Haare vom Tiere in diese Einschnitte legt. Will man jemanden an Leib und Seele schädigen, so suche man seiner Exkremente (Kot, Speichel, Blut u. dgl.) habhaft zu werden und vergrabe dieselben auf einem Berge, wobei man zuerst ein Loch gräbt, in das man den Namen der zu schädigenden Person dreimal hineinruft, dann legt man die Exkremente ins Loch und scharrt es zu. In Kis-Petri (Kalotaszeger Bezirk bei Klausenburg) lebt ein Mann, namens Paul Csio, der im Rufe steht, auf diese Weise „viele Menschen unglücklich gemacht zu haben". Er

wird von jedermann gemieden und nur beim Erkranken eines Tieres aufgesucht, um sich bei ihm Rat zu holen.

Sagen und Märchen erzählen von dämonischen Wesen, die oben auf Gebirgshöhen hausen und die Gestalt von alten Weibern haben. Ihre Augenbrauen sind lang und dicht und bestehen aus Moos. Diese Wesen sind also mit den deutschen Moosfräulein verwandt. Wer sich zu ihnen verirrt und sie nicht „Mutter" nennt, den vernichten sie *(s. Ipolyi, S. 106).* Manche Gebirge stehen im Ruf, dass sich in ihren Höhen ein Berggeist *(hegyi szellem)* aufhalte, der den Wanderer durch schöne Weibergestalten, durch Ungeheuer, Lärm und Gesang in sein Gebiet lockt und treibt, wo er ihn dann verzehrt, wenn er mit ihm nicht einen Bund schliesst und ihm seine Seele verschreibt. Thut er dies, dann hilft ihm der Berggeist und macht ihn reich. Auch dem Erbauer der Burg Lublo (Nordungarn), dem Ritter Lublo, soll dieser Berggeist beim Bau der Burg geholfen haben. Die Seele des Ritters ward durch das plötzliche Erklingen der Kirchenglocken im Augenblicke seines Verscheidens gerettet *(Ipolyi, S. 107).* Vom Tarnoer Berg im Turóczer Komitat erzählt schon *Bél* (a. a. O. 2, 330): „In montibus his petra exstat in altum porecta, quam vulgo saxum diaboli vocitant, quod adversum sit, hos, qui eam animi causa adscendunt subito horrore corripi, sicuti fit ex *spectrorum obtutu:* quam ego rem nolim cacodaemonis adflatui sicuti vulgus facit adscribere, potest id cum loci asperitas, tum imprimis concepta de eius infamia, opinis efficere". Hier entspricht das Wesen des Berggeistes mehr dem des Teufels und der Riesen und solche Berggeistähnliche Gestalten sind die Wesen *fanyövö* (Baumhächter), *kömorzsoló* (Steinzerbröckler), *vasgyuró* (Eisenkneter) der Märchen, die sieben Jahre lang an der Mutterbrust saugen und dadurch eine Riesenkraft erlangen. Der eine hächelt die Bäume wie Hanf, der andere zerbröckelt die Felsen, der dritte knetet Eisen wie Teig. Wer sich im Gebirge zu ihnen verirrt, dem stehen sie in der Bedrängnis bei. Auch die Wohnung der Teufel wird im Volksglauben oft auf hohe Berge versetzt, wo die Teufel unter der Oberhoheit ihrer Mutter ein recht gemütliches Familienleben führen *(Ipolyi S. 50).* Irgendwo oben im Gebirge — heisst es im Kalotaszeger Volksglauben — ist der oberste Zunftmeister der Teufel (ördögök czéhmestere) an einen Felsen angeschmiedet; er heisst daher auch nur *lánczos* (Kettiger) und eine Fluchformel lautet:

„Hundgegebener, vom Kettigen Erschaffener!" (Ebadta, lánczos teremtette!) Ob nun diese Formel mit dem im Nordwesten Siebenbürgens verbreiteten magyarischen Volksglauben bezüglich des Teufelsbundes zusammenhängt oder nicht, das wage ich nicht zu entscheiden. Es heisst nämlich, dass wer einen Bund mit dem Teufel schliessen will, der gehe in der Georgi- oder Johannisnacht mit einer schwarzen Hündin auf einen Berg, grabe dieselbe lebendig in die Erde ein, nachdem er vorher ihr einen Zettel an den Hals gebunden, und dann rufe er dreimal: „Teufel, dir gehöre ich!" Nun grabe er rasch die Hündin aus und nehme den Zettel von ihrem Halse. Ist die Schrift auf dem Zettel verwischt, dann kann er hoffen, dass ihn demnächst der Teufel besucht und mit ihm in ein Bündnis eingeht. Auf den Zettel soll man mit dem eigenen Blute schreiben: „Teufel, dir gehöre ich! Ich verleugne Gott und bete dich an, so du deinem getreuen Diener hilfst. N. N." (Ördög, tiéd vagyok! Istent tagadom és téged imádlak, ha hüséges szolgádon segitesz. N. N.) Am Georgstage dieses Jahres (1892) kam der materiell herabgekommene Landmann Josef Kerekes aus meinem Wohnorte Jegenye zu mir, damit ich ihm einen solchen Zettel ausstelle. Der Teufel hat ihm nun insoweit geholfen (seiner festen Ueberzeugung nach), dass er in einer Nachbargemeinde eine sehr einträgliche Beschäftigung für das ganze Jahr erhalten hat. Holzfäller pflegen, wenn sie längere Zeit hindurch im Gebirge beschäftigt sind, hin und wieder auf Bäume mit dem Beile ein Kreuz zu schneiden, damit der Teufel ihnen kein Leid zufüge.

Mehr als dreissig steile, unwegsame Berge Siebenbürgens sind dem Volksglauben gemäss einst Wohnsitze der Riesen gewesen. So der Oriáskö (Riesenstein) bei Szotyor, die Riesenburg (óriások vára) bei Karácson-Falva, der Riesenberg (óriáshegy) bei Szent-György u a. Die Riesen verschwanden, als sie sich einem wollüstigen Leben ergaben und schlafen nun zur Strafe im Innern der Berge, bis ihre Erlösungsstunde schlägt. Jedes siebente oder auch neunte Jahr kommen sie auf einen Augenblick aus dem Innern der Berge hervor, um sich „den Lauf der Welt anzusehen" (a világ folyását megpillantani).

Desgleichen thuen dem Volksglauben gemäss auch die Feen (tündérek), die nun auch im Innern der Berge hausen, wo sie früher ihre Burgen und Paläste hatten. —

Ob nun einst bei den alten Magyaren vorwiegend ein Höhenkult geherrscht habe oder ob sie denselben sich erst nach ihrer Niederlassung in ihrer jetzigen Heimat von Nachbarvölkern angeeignet haben, das wird man wohl nie feststellen können; so viel ist aus dem hier Mitgeteilten aber ersichtlich, dass das Volk noch jetzt mit den Höhen in der Natur, die einst die Vorhallen der Götterwohnungen waren, Ideen des Glaubens verbindet. Bei der Untersuchung dieses Volksglaubens hat man aber W. Golther's Worten gemäss (Arch. f. Anthrop. XX., S. 260), mit drei Hauptelementen zu rechnen: „mit der allgemein menschlichen Veranlagung und mit den aus psychologischer Thätigkeit unwillkürlich entstehenden Vorstellungen; mit einer früher bestehenden Mythologie, die das Ueberlieferte bereits im Keime in sich vereinigte, wie das entschieden bei der arischen Sprachgemeinschaft gegenüber der Ueberlieferung der einzelnen indogermanischen Völker der Fall ist. Mit wechselseitigen Entlehnungen späterer Zeiten, wie insbesondere z. B. bei den nordgermanischen Mythen. Im stetigen Lauf ununterbrochener Entwickelung zerfliessen die Grenzen dieser Kategorien oft gänzlich, dass es überaus schwierig ist, die verschiedenen Einzelbestandteile aus der Ueberlieferung, die ja meistens durchaus einheitlich, als etwas Ganzes erscheint, richtig auszulösen, ihre Herkunft zu bestimmen und eben dadurch auch ihr Zusammenwachsen zu einer neuen Einheit, die uns vorliegt, befriedigend zu erklären" (vgl. mein Werk: „Aus dem innern Leben der Zigeuner", Berlin 1892, S. 73; s. meinen Aufsatz im „Globus" 1892).

II.

Festgebräuche.

Zweifelsohne müssen die Magyaren vor der Annahme des Christentums eine sehr ausgebildete Naturreligion mit entsprechenden Gottheiten und Festgebräuchen besessen haben. Dafür sprechen auch ihre heutigen Festgebräuche, die sich zum Teil an die Hauptfeste der christlichen Kirche anschliessen, immerhin aber auf heidnischer Grundlage wurzeln. „Wir werden", sagt J. Lippert (Christent., Volksgl. u. Volksbrauch, S. 580), „wie im Volksglauben, so auch im Volksbrauche auf zweierlei Wurzeln treffen: auf eine christliche und eine ausserchristliche. Das Verhältnis beider wird von Fall zu Fall bestimmt werden müssen. Es wäre falsch, im allgemeinen zu behaupten, dass das Christliche nur die Form für eine vorchristliche Sache abgäbe; denn wir wissen ja bereits, wie sich wenigstens die Hauptfeste des Christentums: Ostern, Pfingsten, Weihnachten, im engsten Anschlusse an dessen eigene Geschichte entwickelt haben. Dagegen dürfen wir wohl erwarten, in der Feier auch dieser Feste vorchristliche Formen wieder zu finden, und es ist auch nicht ausgeschlossen, dass bei anderen Festen das Vorchristliche das Wesentliche und die Form das Christliche daran sein könnte. Die vorchristlichen Feste und Festzeiten können wir uns weniger aus den sehr kärglichen Berichten, als vielmehr aus den Rudimenten der Sache und der wirtschaftlichen Lage, soweit sie uns vorstellbar ist, vergegenwärtigen."

Die eigentlichen Festgebräuche drehen sich um Darbringung von Opfern zur Versöhnung oder Günstigstimmung der Gottheit; die bis zur Gegenwart zu Brauch bestehenden Opfer sind eben der heidnische Grundstock dieser Festgebräuche. „Das Opfer und die das Opfer einbegleitenden Beschwörungen", schreibt F. S. Krauss (Volksgl. u. rel. Brauch der Südslaven, S. 164), „durch die man

üble Ereignisse abzuwenden und glückliche herbeizurufen strebt, dienen durch die Beziehung, in welche sie zu den übersinnlichen Mächten treten, auch zu Divinationszwecken. Als vorzüglich geeignet dazu erscheint das Festopfer an hohen Feiertagen, wo die Gottheiten in günstigster Stimmung sein müssen ob der vielen Erkenntlichkeitsbeweise der Menschen. Die Wahrsagung aus Festopfern fusst auf der Ueberzeugung, dass die Ueberirdischen in fürsorglicher Annerkennung der ihnen erwiesenen Huldigungen und dargebrachten Gaben, mittelbar durch besondere Zeichen auf den Gaben ihren Willen kundthun und den Menschen helle Einblicke in die Gestaltung der zukünftigen Schicksale gewähren wollen . . . . Das Volk betreibt eben eine Auguralwissenschaft, um „die Causalität der Erscheinungen zu erforschen und alles, was mit den Sinnen wahrnehmbar ist, nach dem etwaigen Einfluss auf sein eigenes Wohl und Wehe abzuwägen.“

Nachdem die heutigen Festgebräuche der Magyaren zum grössten Teil auf alte Opferkulthandlungen zurückgeführt werden können, so müssen wir auf die Opfer der alten heidnischen Magyaren an dieser Stelle einen Rückblick werfen, soweit dies uns die spärlichen Quellen gestatten.

Opfer heisst im Magyarischen *áldozat*; Segen, Weihe = áldás; Opfertrank = áldomás (victima, epulum sacrum), welche Ausdrücke Ipolyi (a. a. O., S. 522) aus der Verbalwurzel *áld*, beziehungsweise *old* = lösen (solvit) herleitet. Auf Menschenopfer, dargebracht bei wichtigen Angelegenheiten von allgemeinem Interesse, weist das blutige Schwert hin, das, in das Opfer getaucht, von jedem der Anwesenden berührt werden musste, damit das Schwert nicht gegen sie sich kehre. Beim Betreten eines Landes wurden die Ersten, welche das Land betreten sollten, durchs Los bestimmt und dann dem Kriegsgotte geopfert, damit ihren nachfolgenden Genossen kein Unheil im neuen Lande widerfahre (Ipolyi, S. 524). So heisst es in dem Chronicon Budense (herausgegeben von Podhracky, Ofen 1838; 37), dass als die Magyaren die Grenze des verheissenen Pannoniens erreicht hatten, ihr Heerfürst Almos in Siebenbürgen kurz vor dem Betreten des verheissenen Landes getötet wurde und Arpád an seine Stelle trat (Almus in patria Erdeel occisus est, non enim potuit Pannoniam introire). Er musste sich an der Grenze, angesichts des verheissenen Landes opfern, damit sein Volk in der

neuen Heimat glücklich werde (Ipolyi, S. 524). So wurden auch auf Attilas, Bulcsus und Lehels Gräbern Sklaven und Kriegsgefangene geopfert. Bis zum Bedürfnisse der Lösung des Menschenopfers waren die alten Magyaren wohl schon vor der Christianisierung durch ihren fortwährenden Verkehr mit Christen gekommen, obwohl auch bei ihnen der Glaube an die Sühnverpflichtung noch viel mächtiger war als die Entwicklung ihres Gefühlslebens. Das Menschenopfer löste das Kindesopfer ab, das noch in zahlreichen Einmauerungssagen seinen Nachhall findet, und schliesslich traten die Tieropfer, welche von jeher beim Volke in Brauch standen, in den Vordergrund. Besonders wurden Pferde geopfert, von denen dann das Volk einen Teil ass und das Blut trank. Der Anonyme Notarius des Königs Béla (de gest. hungar. 16) schreibt: „More paganismo occiso equo pinguissimo magnum *áldamás* fecerunt". Ferner: carnes equinas comedunt, equinum . . . sanguinem bibunt" (de fact. Ung. Magn. Endl. mon. 252). Pferdeköpfe werden auch heutzutage auf Zäune und Gebäude gesteckt, damit Hexen und Seuchen fern gehalten werden. Besonders ist dies Brauch bei den Szeklern, die spottweise auch „rossköpfige (lófejü) Szekler" genannt werden (s. Abschnitt I S. 9). Neben den Rossopfern standen auch die Rindopfer in Brauch, die in den Rindssteuern der alten Szekler noch lange nach Einführung des Christentums ihren Nachhall fanden. Bei der Geburt, der Trauung oder Krönung eines Regenten mussten die Szekler als Steuer Rindvieh liefern (Ipolyi, S. 526). Neben anderen Tieren wurden sogar Hunde und Wölfe geopfert. „Carnes . . . lupinas et huiusmodi comedunt" (Endlicher, Monum, 252). Dass daneben oder vielleicht gar in noch grösserem Maasse und in grösserer Menge Früchte, Blumen, Mehl, Honig und dergleichen geopfert wurden, ist selbstverständlich. Und gerade diese Opfer kommen mehr oder weniger auch bei den heutigen Festgebräuchen in Anwendung.

Die Opfer für den Hausstand werden vorzugsweise um die Zeit der winterlichen Jahreswende dargebracht, wobei man unblutige, d. h. Feld- und Fruchtopfer, und blutige Tieropfer zu unterscheiden hat. Auch bei den Magyaren haben wir es nicht mit einem Weihnachtsfest, sondern mit einer Festzeit zu thun, die auch bei diesem Volke mehr durch die kirchliche, als durch die Volkstradition gerade auf zwölf Tage, beziehungsweise drei-

zehn Nächte festgestellt wurde. „In dem Grade, als der düstere Winter auch die schaurigen Vorstellungen begünstigt, scheint sich gerade um diese Zeit alles, was die Phantasie einmal geschaffen, conserviert zu haben" (Lippert). Vor allem verlangen die Geister, dass der Mensch ihnen zu Liebe feiere. Man darf in dieser Zeit keine wichtigen Arbeiten verrichten; man darf nicht spinnen, sonst spinnt man sich das Totenhemd für das nächste Jahr. Man darf nicht scheuern, fegen, backen oder waschen, mit Ausnahme des Weihnachtvortages. Wer in dieser Zeit einen Apfel oder eine Nuss vom Erdboden aufhebt, bekommt einen bösartigen Ausschlag. Wer am Christabend Nüsse oder Honig isst, dem fallen die Zähne aus, und wer an diesem Abend ein Stückchen Knoblauch mit Honig nicht isst, der wird an Halsweh leiden. Zu dieser Zeit soll man nicht auf ein Zwirnknäuel am Wege treten, sonst wird man aussätzig. (Varga, Babonák könyve = Buch d. Abergl., S. 182). Dies geschieht alles der um diese Zeit besonders mächtigen Geister willen. Eine für das Volksleben bedeutsame Arbeit darf und soll man aber in der Christwoche verrichten, das ist das Schweineschlachten, wozu Verwandte und Freunde geladen werden. Solche Gasterei heisst *disznó-tor* (Schweinegedenkmahl). *Tor* heisst das Totenmahl, das nach der Beerdigung der Leiche zu Ehren und Gedächtnis des Toten von dessen Hinterbliebenen veranstaltet wird. Der Ausdruck *tor* stammt wohl von *torol* (rügen, rächen) ab und bezeichnete in uralter Zeit ein Mahl, dass nach genommener blutiger Rache für den Tod eines Mitgliedes vom betreffenden Stamme gefeiert wurde. Um einen Begriff von den Totenmahlen selbst in christlicher Zeit zu haben, führe ich nur Stellen aus zwei alten magyarischen Geschichtsschreibern an; *Fejér* (rel. a. hung. int. 19) schreibt: „Funestum epulum vulgo *tor,* exequialis sacrificii complementum, usu venit; quo hilare vinum cum lachrimys bibitur: non ita dudum quod Franciscus C. Károlyi, patri suo Alexandro, patriae columini insta persoluturus, facile ter mille concitos, summae mediaeque conditionis homines, sumtuosissimis dapibus pavit. Caesi autem 45 boves praepingues; vituli centum, ac longe plures arietes, tercentum; adde avium ferarumque multitudinen insanam. Ita is ritu prisco parentandum duxit." Der Geschichtsschreiber Bél (not. 4. 28) schreibt: „Funebres epulas vocabant *tor*: quae vox hodieque in usu est. Meminimus pueris nobis, emortuali istius-

modi convivio, mediocrium fortunarum nobilis viri, boves duos, vitulos complures, porcorum et altilium insignem numerum, vini praeterea dolia aliquot consumta fuisse. At si funus sit in gente opimiore, et cum priscae nobilitatis, tum dignitatum praerogativa insigni, viginti subinde boves, vitulorum, porcorum, ferarum item, altilium et avium silvestrium, innumera propemodum multitudo, in hos adparatus insumitur. Tale silicernium illud fuit, quod Lonsoncini, ante hoc sexennium, in funebri pompa, Pauli Ráday vidua et filii dederunt". Dergleichen *Tor* waren noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts — wenigstens was das Essen und Trinken, sowie die Menge desselben anbelangt — gebräuchlich. Das Schwein spielte beim Totenmahle die Hauptrolle. In älteren Zeiten waren diese Totenmahle mit Lustbarkeiten verbunden, die heute eben nur beim Fest des Schweineschlachtens zur Geltung kommen. Eine solche Lustbarkeit bei Gelegenheit des *Tor* beschreibt der Verfasser des „ungarischen Simplicissimus", die wir hier zum leichteren Verständnis der folgenden Schweineschlachtungsbräuche mitteilen wollen: (v. S. 189 Kap. 29: „Was Simplicissimus auf dem Land und in den Städten bei ungrischen Leichen gesehen"): „Nach diesem kam ich mit meinem Herrn einsmal auf eine landesherrliche Leichenbegängnus. Da wurde zuletzt getanzt, doch nur ganz traurige und mit Weinen halbfröhliche Tänz, wozu etliche Klagweiber sungen und weinten. Ueber eine Weil kam ein Herr und begehrte von seinem windischen Spielmann den tri sto bdow Tanz, auf deutsch der 300 Wittfrauen Tanz. Dieses war mir etwas sonderbares zu hören, wozu dann auch gesungen und geweinet unter dem Tanz wurde. Das war visirlich zu sehen und zu hören, kam mir fast auf heidnische Art vor. — Des abends fragte ich beim Essen den Spielmann oder ungarischen Musikanten, sollte ich sagen (der zu jedem Gericht oder Traktament seine besondere Nota oder Sonata zu spielen wusste, als zum Sauerkraut die Sauerkraut-Sonat, die Huss-Sonat [hus = Fleisch] zur Gans, die Petzina-Sonat [pecsenye = Braten] oder Nota zum Braten und consequenter auf jede Tracht ein besondere Sonat), woher dieser Tanz der 300 Wittfrauen seinen Namen? — Der gab mir folgenden Bericht: Als ein hochberühmter und beliebter Hof- und Cammermusikus mit seinem Herrn Cameraden, dem Bockpfeiffer, wie das einsmal bei der gold- und silberreichen siebenbürgischen Grenzstadt Niatbany oder

Nagybania (N.-bánya) viel Schächte im Bergwerk eingestürzt und etliche hundert Männer in der Erd erschlagen, wodurch 300 Wittfrauen sind gemacht worden. Darauf habe ein siebenbürgischer Fürst, der dieses Bergwerk besessen und eben damals in Loco gewesen, die verwittibte Frauen nebst allen andern Bergwerksbedienten gastiret und ihnen Räusche anhenken lassen, aber dabei verhehlet, dass ihre Männer todt wären. Bis endlichen er sie alle 300 auf einmal zum Tanzen bracht, und unter solchen seinen Herren Gästen als Magnaten eröffnet und gesagt: Ihr Herren das ist ein rarer Tanz, und werdet euer Lebtag nicht 300 Wittfrauen auf einmal so lustig und tanzen gesehen haben, als ihr bereits sehet. Worauf ein gross Heulen und Weinen sich erhoben, weil sie vernommen, dass ihre Männer durch den Einsturz des Bergwerks ums Leben kommen. Er hat ihnen aber Getrost zusprechen lassen, in Kurzem sie wieder alle auf einmal verheirathen, und mit Geschenken von sich gelassen. Solches ist nun in Ober-Ungarn ganz kündig und keine Fabel. — Sonsten habe ich auch in jeder ungarischen Stadt bei einer Leich einen sonderbaren Tanz gesehen. Da legte sich einer mitten in die Stuben, streckte Händ und Füss von einander, das Angesicht war ihm mit einem Schnupftuch verdeckt, er lag da und regte sich gar nit. Da hiess man den Spielmann den Todten-Tanz mit dem Bockpfeiffer machen. Sobald dieser anhub, gingen etliche Manns- und Weibspersonen singend und halb weinend um diesen liegenden Kerl, legten ihm die Hände zusammen auf die Brust, banden ihm die Füss, legten ihn bald auf den Bauch, bald auf den Rucken, und trieben allerhand Spiel mit ihme, richteten auch solchen nach und nach auf und tanzten mit ihm; welcher gar abscheulich zuzusehen, weil sich dieser Kerl im Geringsten nit regte, sondern eben wie sie ihme die Glieder richteten, also gleichsam erstarrt dastund. Und habe solches abscheuliche Spiel auch auf den Hochzeiten gleichsam als eine Recreation oder Fastnachtspiel practiciren gesehen, bin aber sicher berichtet worden, dass einsmal Gott einen solchen Spieler gestraft und der, so der Todte sein sollen, wahrhaftig gestorben und todt liegen geblieben".

Was den eingangs dieses Berichtes erwähnten tri sto bdow (wdow) Tanz anbelangt, so ist dabei an einen slavischen Ursprung dieses Tanzes nicht zu denken, nachdem Nagybánya von jeher eine

reinmagyarische Bevölkerung hatte. Für uns hat der im zweiten Teile des Berichtes erwähnte Totentanz, der schon damals auch bei Hochzeiten aufgeführt wurde und seine ursprüngliche Bestimmung bereits zu verlieren begann, mehr Bedeutung, weil derselbe heutzutage nur noch in einigen Gegenden Siebenbürgens bei Gelegenheit des Schweineschlachtens aufgeführt wird. Nach dem Mahle beginnt der Tanz, der dadurch eröffnet wird, dass sich der jüngste Ehemann auf den Fussboden und zwar auf den Bauch gekehrt und ausgestreckt niederlegt. Er darf kein Glied rühren und muss starr daliegen, während die Hausfrau auf einem grossen Teller den gesottenen oder gebratenen, mit Tannengezweig und Immergrün umwundenen Schweinskopf ihm auf das Hinterhaupt setzt, worauf die Gesellschaft ihn wild stampfend und jubelnd umtanzt. Fällt der Teller dabei von seinem Haupte, so gibt dem daliegenden Genossen jeder der Gäste einige Hiebe, „damit er im Leben so viel Schweine schlachte, als er Hiebe bei dieser Gelegenheit erhält". Während des Tanzes erscheinen erwachsene Knaben unter dem Fenster und machen mit Bratspiessen da draussen so lange Lärm, bis man ihnen eine Wurst zum Fenster hinauswirft (Résö Ensel S., Magyarországi népszokások = Ung. Volksgebr. 1867; S. 337).

Das Schwein, welches man in dieser Festzeit schlachtet, war auch bei den Magyaren, sowie bei den Südslaven der Bock oder das Schaf (s. Krauss a. a. O. S. 166), ursprünglich das Opfer zur Feier der Jahreswende. Für diese Auffassung spricht der in vielen Gegenden, besonders im südlichen Teile des Landes noch gegenwärtig herrschende Brauch des Wahrsagens aus dem abgeschälten Schulterblatte des Festbratens. Haben sich mit Tagesanbruch die Gäste entfernt, so nimmt der Hausherr das Schulterblatt und wirft es ins Feuer, wo es so lange liegen bleibt, bis seine ganze Oberfläche schwarz gebrannt ist. Dann wird das Schulterblatt hervorgeholt und aus seinen Rissen und Sprüngen, die es im Feuer erhalten hat, auf kommendes Glück oder Unglück prophezeit. Hat es viele blasige Erhöhungen, so wird der Hausstand vom Glück begünstigt werden; hat er aber viele Risse und Sprünge, so steht Schaden und Unglück bevor. Oft wählt sich am Schulterknochen jedes Familienmitglied „seine Stelle", das eine die Fläche nach rechts, das andere nach links, das dritte die Mitte u. s. w., und schliesst dann nach Hervorholen des Knochens aus dem Feuer je

nach den Rissen, Sprüngen und Erhöhungen, die sich auf „seiner Stelle“ befinden, auf sein eigenes specielles Glück oder Unglück. Nach geschehener Inspektion des Schulterknochens wird derselbe samt den unbrauchbaren Abfällen des Schweines (Borsten, Klauen, Gedärmstücke u. dgl.) an einen Baum geschüttet, damit der Hausstand (háztáj = Hausgegend) „wie der Baum erstarke“. In diesem Schweineschlachtenfest der Magyaren finden wir einen neuen Beweis für den „conservativen Zug, der den Volksbrauch kennzeichnet“, dessen Entstehung wir uns nur so vergegenwärtigen können, „wenn wir der Zeit nach höher hinaufgreifen, als die Geschichte uns zu führen vermag“. Wenn wir den Uebergang vom Nomadentum zur Ackerwirtschaft, in welchem auch die Magyaren bekannterweise in den ersten Jahrhunderten ihres Auftretens sich befanden, „und das stetige Fortschreiten von ersterem zu völligem Siege des letzteren vor uns sehen, so erscheint die Annahme ganz berechtigt, dass sie in einer früheren Zeit mit noch mehr Ausschliesslichkeit Nomaden waren, und dann erst allmählich der Feldbau, zunächst nur unter geringschätziger Duldung, sich Eingang verschaffte. Unter diesen Umständen wird man die ältesten Quellen der Lebensgewohnheiten schon im Nomadentum zu suchen haben“ (Lippert). Daher ist auch dem Bürger in der Stadt das Schweineschlachten die wichtigste Wirtschaftsunterlage, wenn auch derselben längst der ursprüngliche Boden des Nomadentums entzogen ist. An eine Entlehnung dieses Brauches kann bei den Magyaren nicht gedacht werden, sonst würde das Volk nicht mit so grosser Lebenszähigkeit an diesem Brauch als einem Rest des alten Nomadenlebens hängen. In Gegenden, wo viele Schweine gezüchtet werden, kommen die Leute auf dem Weideplatz der Schweine zusammen und schlagen dieselben mit Knitteln nieder, worauf sie dann auf bänder- und tücherverzierten Tragbahren nach Hause geschafft werden und das ganze Dorf am allgemeinen Festmahl teilnimmt. Dies Fest heisst „ártány leverés“ (Eber-Niederschlagen), wozu gewöhnlich nur Frischlinge erwählt werden; daher der Ausdruck „verö malacz“ = geschlagenes Ferkel (Spanferkel). Dagegen scheint der Brauch der Früchteabkochung am Christabend, der besonders in Südungarn vorherrscht, südslavischen Ursprungs zu sein (s. F. S. Krauss, S. 165). Ein Topf wird mit Feldfrüchten übers Feuer gesetzt und über Nacht dort gelassen. Ist in der Frühe der Brei gequollen und erhoben,

so erwartet man ein gesegnetes Jahr; zeigt die Oberfläche des Breis Risse und Sprünge, so bedeutet dies Unglück für den Hausstand. Der Brei wird dem Geflügel gegeben, damit es wachse und gedeihe und das bevorstehende Unheil verzehre. In vielen Gegenden ist es Brauch, einige Tage vor dem Weihnachtsfest in ein erdgefülltes Gefäss Weizen zu säen, der bis zum Christabend keimt und emporspriesst und dann dem Vieh an diesem Abend zu fressen gegeben wird, wie denn die Haustiere gerade um diese Zeit ganz besonders gehegt und gepflegt werden, weil sie leicht um jene Zeit behext, d. h. von Geistern geschädigt werden können. Das Kreuz, das mit schwarzer Kreide an die Stallthüre gezeichnet wird, erneuert man, ebenso das Brandzeichen des Hufeisens an der Thüre brennt man mit einem glühenden Hufeisen aufs neue; der in einen Pfosten gesteckte Knoblauch wird durch ein frisches Häuptchen ersetzt und Tannenzweige werden hie und da zwischen die Balkenfugen gesteckt. „In diesem Behexungsglauben steckt eigentlich wieder nichts, als die uralte Anschauung, dass jede Krankheitsursache nur als ein Geistwesen in Menschen und Tiere eindringen könne; erst als man den Begriff „Hexe“ so roh verunstaltete, verlor auch die Vorstellung des Behexens ihre Klarheit“. Die Tiere sprechen um diese Zeiten mit den Seelen ihrer verstorbenen früheren Besitzer oder den Seelen der verstorbenen Eltern, Verwandten des Besitzers und klagen ihnen ihr Leid, das diese dann Gott mitteilen. Selten wird das „Christkindlein“ erwähnt, das bei Tier und Mensch seinen Umzug hält; ebenso beginnt der „Christbaum“ erst in neuerer Zeit unter dem Volke allgemeine Verbreitung zu finden. Daneben aber hält man den alten Brauch auf dem Lande noch bei, indem man unter dem Tisch am Christabend ein krippenartiges, mit Heu gefülltes Gestell aufstellt, in das man Feldfrüchte und Geschenke für die Hausgenossen legt. Heu und Getreide wird dann am nächsten Morgen den Haustieren gegeben (Varga, S. 181). In einigen Gegenden Siebenbürgens begiesst der magyarische Hausherr sein Vieh mit dem „heiligen Johanniswein“, mit einigen Tropfen des Weines, der an diesem Abend getrunken wird. Dieser Johanniswein ist der Minne- oder Johannistrank der Deutschen, der aus dem Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen zu den Magyaren herübergekommen ist und einst bei Kaufverträgen als „Kauftrunk“ (victima emtionis; magyarisch: áldomás) eine grosse Rolle spielte

(Ipolyi, S. 529). So heisst es in einer alten Urkunde (1424 cod. dipl. 10. 6. 628): „Huic autem venditioni seu *victimae bibitionis* (áldomás) interfuerunt probi viri videlicet Johannes"; und der Landtag zu Torda erwähnt in einem Erlass vom Jahre 1545 (Deserici init. et maj. 6. 160): „In emptionibus equorum, boum et aliarum quarumque rerum is modus observari debet, ut si quis in foro vel alio aliquo loco et tempore cesserit aliquid, emptor ille coram probis et honestis illius civitatis vel villae hominibus, ubi emptio facta est, *poculum s. Johannis*, quod lingua vernacula *áldomás* vocare consueverunt, in signum iustae emptionis dare debeat. Si qua vero controversia emptori de rebus emptis contigerit, veram emptionem testimonia illorum hominum, qui poculo s. Johannis interfuerunt verificare debeat". Der Ausdruck *áldomás* ist aus dem Magyarischen ins Siebenbürgisch-Sächsische (aldemesch) und ins Slavische (oldomás) übergegangen. Gegen solche festliche áldomás-Zechereien, besonders in dieser Festzeit, eifert schon ein alter Synodialerlass (synod. strigon. prior 47 — 8 *Endlicher*, Mon.): „Si quis presbyter in *convivio* vel *kalendis* cogentes ad potum viderit arguat eos. Et si eum non audierint, ipse exeat et archidiacono eos accuset. Si quis de nobilibus *ad potum coegerit (áldomás)* vel coactus fuerit, inebriatus 40 dies poeniteat. Si vero in hoc perseveraverit, excommunicetur." Hier kehrt sich die Kirche nicht so sehr gegen die Trunksucht, als vielmehr gegen den Brauch selbst, in welchem sie mit Recht eine heidnische Reminiscenz erblickte.

Mit dem erwähnten „Wein des hl. Johannes" begiesst man noch in einigen Gegenden Nordsiebenbürgens die aufbewahrten Eingeweide des Tieres, das den Festbraten des Mahles am Christabend geliefert hat und prophezeit dann am nächsten Tage aus der Lage, den Runzeln u. s. w. derselben auf baldige Verehelichung der heiratsfähigen Mitglieder des Hausstandes. Die Inspektion der Eingeweide finden wir in den ältesten Geschichtsquellen erwähnt. Turóczi (Chron. hung 1. 15) schreibt: „Universos aruspices et divinatores, quos . . . magna futurarum rerum dicendi pro spe secum deferebat ad se vocari jussit . . . illi quidem *extis pecorum*, ut barbarorum erat consuetudo, *perspectis* . . ." Noch deutlicher spricht sich darüber Jornandes (hist. goth. 34) aus: „Nunc *pecorum fibras*, nunc quasdam *venas in abrasis ossibus intuentes Hunnis infausta denuntiant.*"

Für den Liebeszwang ist gerade diese Festzeit am geeignetsten. Um diese Zeit soll die Maid Mehl und Honig stehlen, daraus einen Kuchen backen, denselben eine Nacht hindurch bei sich im Bette halten und dann dem Geliebten zu essen geben. Er wird nimmer von ihr lassen. Oder sie mische in das Getränk des Geliebten zu Staub gebrannte Haare ihres Kopfes oder werfe in der Christnacht ungesehen ihre eigene ausgegrabene Fusspur in den Hof des Geliebten und er wird von ihr nimmer lassen können.

Der „Christklotz" ist auch in einigen Gegenden den Magyaren bekannt. Am Vortage des Weihnachtsfestes bringt das Gesinde einen Holzklotz in die Stube, welchen der Hausherr ans Feuer legt und spricht: „Guten Tag, gesegnet sei dir Christi Geburtstag!" (Jó napot, áldott legyen neked Krisztus születésének napja.) Dann bringt die Hausfrau einen Strohbund herein, wirft einen Teil davon auf den Klotz, den anderen Teil des Strohs streut sie aber auf den Fussboden, kauert sich nieder und während sie von ihren Kindern unter allgemeinem Gelächter umhüpft wird, ahmt sie die Gluckhenne nach. Von diesem Stroh wird etwas versorgt und bei Gelegenheit unter die Bruthennen gelegt. Mit der Asche dieses Klotzes werden die Obstbäume bestreut, damit sie reichlich Früchte tragen. Von dieser Asche streut man auch etwas unter das Vieh, damit es das Jahr über von Seuchen verschont bleibe. Ein Stückchen Holz von diesem Klotze muss sich auch in dem sogenannten „Lucienstuhle" (Luczaszéke) befinden, mit dessen Hilfe man die Hexen sehen kann (s. Abschnitt I. S. 10). Egge und Pflug darf man in dieser Zeit nicht im Freien lassen, denn die Hexen urinieren darauf und die Saat missrät dann. Weihnacht und Neujahr sind zwei der Nächte, die man bis zum mitternächtlichen Kirchengeläute durchwachen muss, denn die Geister gehen um, die oft in dieser Zeit zu nächtlichen Messen in irgend einem Hause, wo alle Leute schlafen, zusammenkommen. Während dieser ganzen Festzeit soll man nachts in der Stube zwei Kehrbesen kreuzweise vor der Thüre übereinander legen, damit die Geister keinen Unfug treiben können. Der Weihnachtstisch darf nicht abgeräumt werden, sondern es müssen die Speisereste und Essgeräte bis zum Morgen des Christtages dort liegen bleiben, „damit auch die Geister ihren Anteil am Mahle haben sollen". Bettler soll man in dieser Zeit unbeschenkt nicht von dannen ziehen lassen, sonst nehmen sie den

Segen mit sich. Ebenso muss man die Knaben und Burschen, die mit dem Christuskindlein in der Krippe von Haus zu Haus ziehen, nach Umständen reichlich beschenken. Bethlenjárás = B.-Gang heisst dieser Umzug mit der Krippe; in manchen Gegenden heisst er *koledajárás*, welchen Ausdruck Ipolyi (S. 529 Anm.) mit dem Magyarischen *kalandor* (Abenteurer) und *koldus* (Bettler) in Verbindung bringt. Treten diese „Bethleniten" (Bethlemesek) in ein Haus ein, so führen sie gewöhnlich ein dramatisches Krippenspiel auf. Eine Unzahl solcher Spiele kennt das magyarische Volk. An dieser Stelle will ich ein Spiel als Muster in genauer Übersetzung mitteilen. Der Originaltext ist in der Zeitschrift der ungar. ethnologischen Gesellschaft „Ethnographia" (II. S. 388) veröffentlicht worden. Die Personen sind die folgenden: Fedor, Titere und Gubu, Schäfer; ein alter Oberhirte; ein Engel. Sie singen draussen im Chor: „Zum Jesus, dem Kleinen, Ihr Seelen eilet, Kommt alle, Sprechet: Salve, salve! Denn erfreulich ist seine heilige Geburt. Zum Jesus, dem Kleinen, Ihr Seelen eilet."

Nun wird die Krippe in die Stube getragen und der Engel spricht:

„Hast du, Kamerad, solche Dinge gehört, welche der himmlische Bote gesprochen hat: Dass geboren ist Jesus zu Bethlehem, Jesus unser Erlöser in menschlichem Leib." Der Engel klingelt, worauf Fedor spricht: „Gelobt sei Jesus Christ, gebe Gott guten Abend. Wohin denn kam ich hin, wohin schleppt ich meine müden Füsse; jenseits der hohen Berge war ich, von meinen Hirtenkameraden bin ich zurückgeblieben, also verirrten sich meiner Herde Schafe, ohne Hirten sind meine Lämmer. In Trauer deshalb blas' ich meine Hirtenweise. Glaube, dass ich finde meine lieben Freunde."

Dann spricht er: „Meine Freunde, Kameraden, meine Schafe, meine Herden, ihr seid zurückgeblieben, habt mich verlassen. Titere, Titere, mein lieber, guter Freund (T. tritt ein). Weiss, du hast keine Sorge, bitteren Kummer, auf Berg, in Thal unterhältst du dich, ich weiss, auf schönem Weidegrund in munterem Buchenschatten."

Titere: „Guten Abend, Fedor mein Freund! Ich höre deine Klagen, deine traurigen Hirtenweisen, du quälst dich, du bekümmerst dich, weil du dich verirrt hast, vielleicht hast du auch was von deiner Herde verloren, oder ist sie der Wölfe Beute geworden."

Fedor: „38 Jahre, 36 Tage lebte ich als Hirte viele frohe Stunden; Berge, Thäler, muntere Auen durchzog ich; Wildziegenböcke, Hirsche habe ich gesehen; Wölfe, Bären hab' ich in Scharen beobachtet, vor dem wilden Eber nicht erzitterte ich. Aber als bei meiner Herde, vor meiner Hütt' ich ruhte und des Himmels Thore, Fenster sich öffneten, Krachen, Rasseln, mächtiges Blitzen vernehmbar ward in den Thälern, da aus meinem Schlafe rannte ich aus Wald in Wald und gelangte also her."

Titere: „Erschrick nicht, erbebe nicht, mein Kamerade Fedor, dein Schlaf ist nicht dein Schaden; dies dein Trost: vorhanden sind deine Herden, deine schönen Milchlämmer, Gubu lässt sie weiden auf Berg und Thal, bei schönen klaren Gewässern."

Fedor: „Gut ist's, Titere, Kamerade. Weg damit aus dem Herzen! Unterhalten wir uns nun nach Lust, blasen wir auf unserem Dudelsack, sagen wir her unsere Weise, bewegen wir unsere Beine, unsere müden Sohlen!"

Der alte Oberhirte: „Also ihr trinkt, esst und betrügt (mich) Alten also?!"

Fedor: Wir haben es von dir gelernt, Väterchen!

Alter: Lang her war's, mein Sohn.

Fedor: Jetzt ist's, Väterchen! Salus, Alter!

Alter: Trink, mein Sohn!

Fedor: Dr . . . dir, Alter!

Alter: Mag ihn der Junge fressen.

Fedor: Dreh' dich hin ins Finstere, damit du nicht nach Lust trinken kannst.

Alter: Lieber hin ins Helle, damit ich des Schlauches Spund besser sehe und mehr trinken kann.

Fedor: Kannst du hungrig, durstig tanzen?

Alter: Ich will's probieren.

(Sie tanzen und singen:)

Auf Kameraden, unterhalten wir uns, lustige Lieder singen wir, trösten wir uns, nicht schonen wir unsere Sohlen. Blas' deine Flöte, Titere, Fedor, deinen Dudelsack uns zur Lust, nun nach Lust unterhalten wir uns. Hipp, hopp!

Fedor· Leg' dich, Alter, unter das gut gemachte Bett.

Alter: Lieber hin aufs Bett.

Titere: Leg dich, Freund Fedor, auf ihn, drück' nieder den Alten!

Der Engel (dreimal): Gloria in excelsis Deo!,

Alle: Erhebet euch, Hirten, Freude verkünde ich euch, denn euch ist geboren, der da prophezeit worden ist, aus dem Leibe einer Jungfrau, jungfräulich aus jungfräulichem Blut, unser Erlöser Jesus. Alle, Alleluja! Aber leer gehen wir nicht, Geschenke tragen wir, ein schönes, kraushaariges Lamm, weissgeflecktes Zicklein und frische Butter, und zarten Käse. Lasst uns bringen dem Jesus. Alle, Alleluja!

Fedor (tritt zur Krippe): Ich hab' ein krauses Lamm gebracht.

Titere: Ich habe Butter gebracht.

Gubu: Ich habe zarten Käse gebracht.

(Fedor bleibt bei der Krippe, T. und G. holen den Alten ab, der hinter der Thüre kauert:

Komm' Alter, nach Bethlehem!

Alter: Ich gehe nicht in eine kranke Kuh! (Wortspiel. Magyarisch: Nem megyek beteg tehénbe = Bethlehembe (nach B.) . .

Gubu, Titere: „Komm' Alter, nach Bethlehem!“

Alter: „Ich getrau' mich nicht, denn sie frisst mich.“

Titere: „Frisst sie dich, so schiesst sie dich bald heraus.“ (Sie schleppen den Alten zur Krippe.)

Fedor (zum Alten): „Was hast du dem kleinen Jesus gebracht?“

Alter: „Gold, Weihrauch, Myrrhen (*mirhát*).“

Fedor: „Was? eine Tabakspfeife (*pipát*)? Der kleine Jesus braucht ja keine Pfeife.“

Alter: „Gold, Weihrauch, Myrrhen (*mirhát*).“

Fedor: „Was? Fellstückchen (*nyirkát*)? Er ist ja kein Kürschner!“

Alter: „Gold, Weihrauch, Myrrhen.“

Fedor: „Na, jetzt verstehen wir dich, Alter.“

(Sie umkreisen die Krippe und singen:)

„O kleiner Jesus, Deinen Trost, Deinen Segen reich' dem Herrn dieses Hauses. Er schläft, ruht in Windeln, in kalter Krippe auf Heu liegt er. Er liegt in keinem Bett, noch in einem Palast, sondern in einer Krippe, in schmutzigem Stalle. — Wenn jemand lustig lebt, so lebt der Schäfer also, im Wald, im Feld, mit Pfeife, Dudelsack, Flöte schweift er umher. — Ausserhalb der Stadt, nicht weit, ist ein kleiner Stall, zwischen dem Vieh liegt er, auf trockenem Heu ruht er, neben seiner jungfräulichen Mutter. (Fedor und

Titere singen:) Auf der Flur, auf der Au, ist's gut zu leben, ist's gut zu leben, mit dem Gubu, mit Titere zu tanzen, zu tanzen. Den Schlauch des (N. N. Hausherrn) kreisen zu lassen, in lustigem Lied hipp, hopp zu sagen.

Fedor: „Hipp, hopp!" (Gubu nähert sich.)

Gubu: „Guten Abend, meine Lieben! Fedor und Titere, wie habt ihr euch entfernt, habt mich mit dem alten Väterchen gelassen. Die Herde habt ihr mir allein gelassen!"

Fedor: „Gut ist's so, Kamerad Gubu, dir gilt unser Vers, Gott zum Gruss denn! Unterhalten wir uns! Unsere Herden wird bewachen der grosse, gute Gott. Deshalb anvertrauten wir dir unsere Hürde. Schlagen wir hier auf unser Lager, stechen wir ab eine Ziege, daneben eine Schwalbe, daneben eine schöne, braune Maid!"

Alle; „Na, stechen wir sie ab!"

(Sie setzen sich wie die Steckenreiter auf ihre Stöcke und erwarten den Alten.)

Fedor: „Salus, Alter!"

(Als der Alte den leeren Weinschlauch erblickt, spricht er:)

„Seine Eltern waren Joseph und Maria! Ale, Alleluja! Wahrlich, Kameraden, uns wird es schlecht ergehen, unsere Mäntel, unsere Bundschuhe haben wir zu Hause gelassen! Bald möchten wir hervornehmen unsere Mäntel, wenn in der Kälte uns die Hände abgefrieren."

Fedor (spricht den Abschiedgruss): „Gebe Gott alles Gute. Aus Nussbaumholz einen Sarg, Wein, Weizen, Pfirsiche und Mastschweine, Würste und auch Speck, — das wär' dem „Alten" recht.

Alter: „Wahrlich recht wär's, mein Sohn! Ich habe euch das Richtige gelehrt. „Esel", komm' hervor! (Ein als Esel verkleideter Bursche tritt auf und wird mit den erhaltenen Geschenken beladen.) —

Am ersten Weihnachtstage geht man nur in die Kirche und empfängt keine Besuche. In der Frühe werden Brodkrumen u. dgl. vom Festmahle des vergangenen Christabends, in manchen Gegenden auch alte Schlüssel, Schlösser und Eisenstücke in den Brunnen geworfen, damit das Wasser „frisch und gesund bleibe" (*Ipolyi*, S. 206). Wäscht sich die Maid während des mitternächtlichen Kirchengeläutes im Freien das Gesicht, so erblickt sie im Traume

ihren zukünftigen Gatten; und wer zu dieser Zeit ein Messer drei mal in die Brunnenbrüstung sticht, dem gibt die Wasserfee *(vízi tündér)* Aufschluss über die Zukunft (*Ipolyi*, S. 207). Der erste männliche Besuch am zweiten Weihnachtsfesttage wird in einigen Gegenden von der Hausfrau mit Milch begossen, damit die Melktiere reichlich Milch geben. Man glaubt nämlich, dass in dieser Festzeit die Hexen nächtlicher Weile mit einer Schürze den Kopf der Melktiere bedecken, dabei Zaubersprüche murmeln und auf diese Weise die Milch für das ganze Jahr in den Thorbalken zaubern, den sie dann anbohren und die hervorquellende Milch nach Lust und Liebe verbrauchen (Ethnographia II, S. 367). Um dies zu verhindern, begiesst man den ersten männlichen Besuch am zweiten Christtage mit Milch.

An diesem Tage gehen die Kinder und Burschen ebenfalls von Haus zu Haus, um Nüsse zu betteln und „regelni“ (Mären zu sagen) oder „rigmus mondani“ (Verse zu sagen). *Regelö* werden bei den alten Magyaren die fahrenden Sänger und Dichter genannt. Dieser Brauch ist eben der letzte Nachhall dieser „fahrenden Poesie“ (Szabó K. in der Zeitschrift „Századok“ XV. Bd. 7. Heft). Neben „regelö“ kommt auch der Ausdruck „regösök“ (Märenerzähler; rege = Sage, Märchen) vor. Es waren dies vielleicht zünftige Märchenerzähler und Sänger, die den Leuten diese hl. Nächte zu durchwachen halfen, wie solche Märchenerzähler auch in Deutschland vorhanden waren (Lippert, S. 681). Die Kinder sagen gewöhnlich kleine Vierzeiler her, z. B.:

En kicsike vagyok,	Ich bin klein,
Sokat nem óràlok,	Spreche nicht viel,
Egy pár diót várok	Ein Paar Nüsse erwarte ich
S avval elébb állok.	Und damit weiter gehe ich.

oder:

Eljött a karácsony borzos szakállával,
Kiszakadt a csizmám, nem gyözöm kápczával,
Kedves bátyám uram adjon egy petákot,
Hogy vettessek rája egy nagy bolond tákot.

(Gekommen ist der Christtag mit seinem wirren (struppigen) Bart — Zerrissen sind meine Stiefel, kann sie mit Lappen nicht versehen, — Lieber Herr Vetter, gieb mir einen Heller, — Damit ich auf sie grosse närrische Flicken setzen lassen kann.) Die Burschen

sagen humoristische Gedichte her, z. B. das folgende (Originaltext: Ethnographia II., S. 238): „Es fällt der Schnee, de hó reme roma (Flickworte ohne Bedeutung, die am Schluss jeder Verszeile wiederholt werden); Hasen, Füchse spielen, d. h. r. r.; im Stalle eine Ochsenschar, d. h. r. r.; die Hälfte davon gehört den Regös-en, d. h. r. r. — Ueber ihren Rücken hin 6 Pfund Würste d. h. r. r.; die Hälfte gehört den Regös-en, d. h. r. r.; die Hörner voll mit Brezeln, d. h. r. r.; sie mögen dem Wirte bleiben, d. h. r. r. — Die Ohren (der Ochsen) voll Kleingeld, d. h. r. r.; die Hälfte gehört den R., d. h. r. r.; ihre Schnauzen voll Schusternadeln, d. h. r. r.; sie mögen dem Wirte bleiben, d. h. r. r. — Auf ihrem Rücken Braten, d. h. r. r; die Hälfte gehört den R., d. h. r. r.; an ihren Schwanzspitzen 2 Maass Bier, d. h. r. r.; mögen dem Wirte bleiben, d. h. r. r. — Auf dem Tische 2 Maass Wein, d. h. r. r.; die Hälfte gehört den R., d. h. r. r.; auch hier sehen wir ein volles Haus, d. h. r. r.; in demselben ein gemachtes Bett, d. h. r. r. — Auswärts liegt der fromme Hausherr, d. h. r. r.; inwärts liegt die zarte Hausfrau, d. h. r. r.; in der Mitte liegt der Krauskopf, d. h. r. r.; dies ist der Hausfrau Sprössling, d. h. r. r. — Wir treten ein, lässt man uns ein, d. h. r. r.; lässt man uns nicht ein, so machen wir uns nichts daraus, d. h. r. r.; wir schlossen die Thüre auf, d. h. r. r.; drinnen sch . . . . und p . . . . man, d. h. r. r." —

Studenten und ältere Schulknaben rezitieren Verse, wie die folgenden:

„Jó napat uraim! semmit se féljenek,
Hogy ez házba jöttünk, meg ne rettenjenek,
De bort és kalácsot böven készitsenek,
Hogy tölunk hamarább megmeneküljenek.

Csillagom, asszanyom, mit intessz szemembe,
Tán bele szerettél úri termetembe?
Jobb lesz, ha tallért hánysz üres erszényembe,
Hadd fogjak útamhoz evvel jókedvembe.

Mendinkans a nevem, ugyanis az vagyok,
Hatvan-hetven házat minden nap eljárok,
Ingöt, dolmánt, kolbászt, ha elcsulínthatok;
Fennszóval kiáltom: Oh be boldog vagyok.

Ne nézze kisasszony, hogy mendikans vagyok,
Mert belölünk lesznek nagy porókás papok;
El is értem immár kaléfaktorságot,
Nem kévánok ennél nagyobb uraságot!

Hát te szép szolgáló szemembe mit intesz,
Talán azt gondolod, hogy hozzám jössz férhez?
Azon ne törd fejed, mert nekem nem kellessz
Inkább vakarodjál egy kéményseprőhez.

Nosza jó uraim szátisz jam attendi
Hamar a korsóból legyetek intenti;
Az ilyen gyermeket meg kéne becsülni,
Szilvás bélessel kell hasát kenegetni.

Megfáradtam, torkom unja az órálást,
Az asztalhoz ülnék nem várnék kénálást,
De jó uraméktól várnék egy-két márjást,
Az melyért kévánnék istentöl nagy áldást.

Az Iberus vizét, mikor átal úsztam,
Lovam nem volt csak a széllel lovagóltam,
Mérges fegyveremet czipóból faragtam.
Turós puliszkával gyakran vagdalkoztam.

De ha azt kérditek, ez vajjon ki fia?
Az én nemzetségem olyan familia,
A melyet nem hallott soha ember fia,
Cserebogaraknak volt apâm hadnagya.

A ki e verseket hallá fülleivel,
Dutkát, bányot, tallért nem ad kezeivel,
Szerecsenországban baglyok temessék el,
Hogy ne lásson többet kancsi szemeivel!

Elmondám!"

(„Guten Tag, meine Herren! Fürchten Sie nichts, dass wir in dieses Haus gekommen, zittern Sie nicht, aber Wein und Kuchen reichlich bereiten Sie vor, damit Sie sich desto schneller von uns befrei'n. — Mein Stern, meine Frau, was winkst du mir zu, hast du dich etwa in meine herrische Gestalt verliebt? Besser ist's, wenn Thaler du wirfst in meine leere Geldbörse, damit ich mit Lust den Weg antrete. — Mendikant ist mein Name, ja der bin ich, 60—70 Häuser besuche ich täglich; Hemden, Mäntel, Würste wenn ich wegschnappen kann, rufe ich laut: o wie glücklich ich bin! — Fräulein, nicht seh'n Sie, dass ich Mendikant bin, aus uns werden ja die zopfigen Pfarrherrn; ich habe schon erreicht die Kalefaktorwürde, ich wünsch' mir kein grösseres Amt! — Und du, schöne Dienstmagd, was winkst du mir zu, glaubst etwa, ich würde dich frei'n? Nicht zerbrich darob dir den Kopf, denn ich mag dich nicht, lieber reibe dich an einem Kaminfeger. — Nun meine guten Herren, satis jam attendi, schnell

mit dem Kruge seid intenti; einen solchen Burschen sollte man schätzen, mit Pflaumenkuchen seinen Bauch schmieren. — Ich bin müde, meiner Kehle ist lästig die Rede, möcht' mich zu Tische setzen, möcht' das Nötigen nicht erwarten, von meinen guten Herren erwartet' ich aber 1—2 Marienthaler, wofür ich Gottes Segen wünschte. — Als des Iberus Wasser ich durchschwamm, hatt' ich kein Ross, ritt nur auf dem Wind; mein grimmiges Schwert aus Kuchen ich schnitzte, mit Käs und Maisbrei oft ich focht. — Ihr fragt aber, wessen Sohn ich? Meine Verwandtschaft ist solch' eine Familie, von der noch keines Menschen Sohn je etwas vernommen, der Maikäfer Lieutenant war mein Grossvater. — Wer diese Verse mit seinen Ohren vernommen, Silberlinge, Thaler, Papiergeld nicht händevoll gibt, den sollen im Mohrenland Eulen begraben, damit er nicht mehr sehe mit seinen scheelen Augen.") —

Diese Umzüge dauern die ganze Festzeit hindurch und beginnen schon mit dem Lucientage, der in einigen magyarischen Gegenden auf den 23., in einigen auf den 24. Dezember verlegt wird, wo die Knaben und Burschen das sog. *Palázulás* vornehmen. Der Ausdruck stammt von den Dialektworten *palos, polos, polyos, polozsna, polozsnak,* die alle „faules Ei" bedeuten und wahrscheinlich aus dem Slovakischen (podlôžek = Unterlage, Unterbreiten) herrühren. Dies *Palázulás* wird nämlich vorgenommen, damit die Brut des Hausgeflügels im kommenden Jahre gedeihe. Die Knaben und Burschen treten mit dem Gruss: „Gelobt sei Jesus Christ!" (Dicsértessék Jézus Krisztus) ins Haus und werfen etwas von dem Stroh, das sie mitbringen, auf den Fussboden und einer spricht den Vers (Originaltext in der „Ethnographia, II. S. 365): „Lucie, Lucie, kitty-kotty! Eure Hühner, eure Gänse mögen brütrig werden! Eure Beile, eure Bohrer mögen scharf sein! Eure Beile mögen so (fest) im Stiele stecken, wie die Dornen am Stamme! Lucie, Lucie, kitty-kotty! Eure Tochter möge so grosse Brüste bekommen, wie der Wasserkrug der Schnitter! So grossen Speck (sollt ihr haben), wie der Thürstock! So viel Fett, als Wasser im Brunnen; so grosse Schinken, wie ein 5 Eimer grosses Fass; so lange Würste, wie der Gartenzaun; so viel Geld, als Sterne am Himmel; so viel Küchlein, als Grashalme auf der Au! Lucie, Lucie, kitty-kotty! Gelobt sei Jesus Christ!" — Beschenkt verlassen sie das Haus, während die Hausfrau das Stroh versorgt, um es bei Gelegenheit unter die erste Bruthenne des Jahres zu legen.

Die auch in Ungarn herumziehenden „Dreikönige" mit ihrem Stern und Spiel bilden erst den Schluss der Umzüge in dieser Festzeit.

Bis zum letzten Faschingstag, bis zur Fastnacht gibt es kein Fest. An diesem Tage wird das „Kisze-Austragen" vorgenommen.

Ein aus Stroh und Lappen geformter Popanz wird von der Dorfjugend bis an die Grenze des Dorfhatterts getragen und dort auf das Gebiet des Nachbardorfes geworfen, damit der Hagel die Saat nicht zerstöre; oder man wirft den Popanz in das nächste fliessende Wasser (Ipolyi, S. 296). Wer während dieses Umzugs strauchelt, der stirbt in dem Jahre, wenn er dann nicht schnell dem Popanz einige Hiebe versetzen kann. An manchen Orten wirft man aus dem Fenster eines jeden Hauses einen solchen Popanz während des Umzugs der Jugend auf die Strasse, der dann von irgendeinem der Einherziehenden auf einen Stab gespiesst und ins Wasser geworfen wird, wobei man die Worte ruft: „Haj ki, kisze, haj ki! jöjj be sonka, jöjj be! = He hinaus, kisze, he hinaus! komm' herein, Schinken, komm' herein!" (Ipolyi, S. 296.) *Kesze* und *kisze* ist der Name einer saueren Fastenspeise; in einigen Dialekten aber bedeutet es auch einen struppigen, wirrhaarigen Menschen mit „saueren Zügen", ein Sauergesicht. Der ungarische Dichter des vorigen Jahrhunderts, Dugonics, erwähnt „eine wirrhaarige Fastenhexe" und Ipolyi (S. 297) glaubt in diesem Ausdruck den Namen einer Todesgöttin der Magyaren gefunden zu haben, besonders nachdem es in Ungarn mehrere Orte gibt, deren Namen mit Kisze-, Kesze-zusammengesetzt sind. In vielen Ortschaften wird an diesem Tage das sog. „Klotzziehen" (töke vonás) vorgenommen. Die im vergangenen Fasching ungefreit gebliebenen, heiratsfähigen Maide müssen einen grossen Holzstrunk das ganze Dorf entlang an Stricken ziehen. Spänchen von diesem Klotze zu Pulver gebrannt und in das Getränk des Burschen gemischt, erweckt bei ihm Liebe zur Geberin. Spänchen von diesem Klotze werden oft von den Maiden aufbewahrt und an ihrem Hochzeitstage zu Kohlen verbrannt, über die man Wein giesst und diesen dem Bräutigam zu trinken gibt, damit die Ehe vorderhand kinderlos bleibe. Will das Weib nun Kinder haben, so wirft sie diese aufbewahrten Kohlen ins Feuer (vgl. F. S. Krauss im „Am Urquell", III. Jahrg. S. 161). Im Honter Comitat nehmen die Burschen an diesem Tage das „Begräbnis des Brüllers (bögö temetés) vor, wobei die in den Kreis der Burschen aufzunehmenden erwachsenen Knaben einige Stockhiebe erhalten und eine Flasche Wein in die Erde eingraben müssen, die im nächsten Jahre ausgegraben wird. Ist ihr Inhalt verschwunden, so trifft die Burschen, welche die Flasche vergraben haben, viel Unglück

im Leben (Ipolyi, S. 299). Diese Art von Fuchstaufe ist in Ungarn und Siebenbürgen bei Flurumzügen, bei der Errichtung der Grenzscheide zwischen dem Grundbesitz zweier Gemeinden, oder zweier Personen in Brauch. „Nach Aufwerfen eines Grabens oder Dammes (határhányás = Grenzaufwurf, Hattertaufwerfen) zwischen beiden Gebieten, wird der Jüngste der betreffenden Arbeiter von seinen Kameraden niedergezogen und ihm einige Stockhiebe aufgemessen, wobei man ihm zuruft: „Damit du die Grenze nicht vergisst!" Im Dömsöder Gemeindeprotokoll heisst es ungarisch: „Am 11. des Christmonates 1755 wurde nach Bestimmung des Daber und Dömsöder Gebietes . . . zwischen zwei Reihen von Weidenbäumchen ein Wall geworfen und zur Erinnerung daran Franz und Andreas Bödi geprügelt (vgl. Ethnogr. I., S. 373). Wenn in früheren Zeiten ein Schuhmacherlehrling zu Dab „befreit" wurde, d. h. Gehilfe ward, mussten seine Eltern oder Verwandten ein Festmahl geben, wobei der junge Gehilfe von seinen Kollegen auf einen Stuhl gesetzt ward. Man zog ihm dann neue Stiefel an, welche ihm an den Füssen ein Kollege putzte. Während des Putzens zog man ihm den Stuhl weg, so dass er zu Boden fiel; dabei rief man: „So sollst du stets fallen, wenn du nicht rein und gut die Schuhe machst." In Ipolyság, im Honter-Komitat, kommen am letzten Faschingsabend die Fleischer zu einem Festmahl zusammen, welches man damit eröffnet, dass der zuletzt Meister gewordene Fleischer vom ältesten Anwesenden mit der Schaufel auf den Hintern geschlagen, dann von den übrigen aus einer Ecke in die andere gestossen wird, „damit er auf das Gefährliche (beim Schlachten der Tiere) aufmerksam gemacht werde". Auf der Bergwerkakademie zu Selmecz (Oberungarn) kannte man vor Jahren die „Fuchstaufe". Der neue Student wurde in die Uniform der Akademiker feierlich eingekleidet, dann sein Leibgürtel von zwei Studenten an beiden Enden angefasst und in gewisser Höhe ausgespannt; über diesen Gürtel musste der Fuchs, einen vollen Bierkrug in der Hand, mehrere Mal hinwegspringen, während ihn seine älteren Kollegen mit Steinchen bewarfen, um ihn auf das Gefährliche seiner Laufbahn aufmerksam zu machen (Anna F. Dörfler in der Zeitschrift „Am Urquell" III. Jahrg., S. 128). In der Benediktiner-Abtei zu Garan-Szent-Benedek war es vor vielen Jahren Brauch, dass jeder Gast, der am letzten Faschingstag hinkam, von den

Mönchen einige Hiebe mit einer Schaufel erhielt, deren Empfang er in einem Protokoll bestätigen musste. Das Protokoll von 1761—1799, in dem sich launige Empfangsbestätigungen in ungarischer, deutscher, slavischer, französischer Sprache befinden, wird in der Abtei auch noch heute gezeigt (Resö Ensel S. a. a. O., S. 132).

Am Ipoly-Flusse (Eipel) tragen die Dorfmädchen am Palmsonntag, in manchen Dörfern am letzten Faschingstag, eine bändergeschmückte Strohpuppe das Dorf entlang zum Flusse und singen dabei Lieder. Die Koloner Mädchen singen dabei (Originaltext bei Resö Ensel S. a. a. O., S 181): „Villö! Villö! Am Dorfende ein Seidenzelt, singen wir dort so, wie ein anderes Mal; Villö! Villö! Wir tragen hinaus den Kicze und bringen herein die Schinkenmeisterin.“ Dann tragen sie zu jedem Haus Weidenkätzchen oder Epheu und singen: „Villö! Villö! Wem gehört dies Haus? Wahrlich einem frommen Manne gehört das Haus. Am Dorfende Seidenzelt, Villö! Villö! Gebt uns Eier! Wenn euer Hahn noch nicht gelegt hat, mag fressen ihn der Wolf!“ Nun erhalten sie überall Geschenke, die sie gemeinschaftlich verzehren. In Nádasd (Baranyaer Komitat) wird dabei auch das sog. Hahndreschen (kakascséplés) vorgenommen. Ein Hahn wird an einen Pflock gebunden und einem Burschen die Augen verbunden. Mit dem Dreschflegel in der Hand muss er mit drei Hieben den Hahn niederstrecken (Resö Ensel, S. 201). In vielen Ortschaften legt man in der Dorfschenke einen in Männerkleider gehüllten Popanz auf den Tisch und einer der Anwesenden, in ein langes Frauenhemd gekleidet, hält eine Leichenrede. Dann wird der Popanz durch das Dorf getragen und jeder Hausstand muss den Trägern Geschenke (gewöhnlich Esswaaren) geben, damit im Jahre niemand von den Hausleuten sterbe (s. Resö Ensel, S. 130). In Ocsa (Pester Komitat) gehen die Burschen an diesem Tage mit Musik durch das Dorf. Ein Bursche ist als Weib verkleidet und verlangt Esswaaren, während ein anderer, als Greis verkleideter, Wein, Bier, Schnaps in den einzelnen Häusern für das gemeinsame Festmahl einsammelt. Dies nennt man „koledálás“ (Resö Ensel, S. 205). In Raab wird an diesem Tage das Spiel „czipózás“ (Brotspiel) aufgeführt. Die Maide backen kleine Kuchen (czipó) und gehen dann mit den Burschen auf eine Wiese, wo sie, sich die Hände reichend, einen Kreis bilden und ein Spiel, wie das allbekannte „Fuchs und Gans“ oder „Lamm und Wolf“ auf-

führen, wobei eine Maid, einen Kuchen in der Hand haltend, von einem Burschen verfolgt wird, der ihr den Kuchen wegzunehmen hat (Resö Ensel, S. 205).

Dass sich diese Gebräuche alle auf den Einzug des Frühlings und des Winters Abzug beziehen, ist offenbar. Um diese Zeit hielten die alten Magyaren ihre Gerichtsversammlungen ab, die mit gemeinsamem Opfer und Festmahl schlossen, zu dem jedermann beisteuern musste. Das heutige Sammeln von Gaben, worauf es heute am meisten ankommt, ist der letzte Nachhall des alten Brauches. Auch hier gelten Lipperts (S. 675) treffliche Auseinandersetzungen bezüglich der deutschen Gebräuche: „Von diesem Ausblicke aus kann man wohl auch vermuten, dass der bei allen grossen Festzeiten übliche Glückwunsch der Bekannten und sich Begegnenden aus dem absterbenden Rudimente jener alten Festsammlung geboren wurde. Untergeordneten Personen gegenüber sind ja noch immer vielfach Geschenke mit solchen Wünschen verbunden — Gleichstehende begnügen sich mit einem Gegenwunsch als Gegengabe . . . Wenn man heute wieder vielfach solche Aufmerksamkeiten durch Almosen ablöst — „Enthebungskarten" — so ist man damit noch nicht ganz aus dem alten Zusammenhange getreten." Ich will hier nur noch eine Bemerkung machen. Ob der im oben mitgeteilten Liede vorkommende Name *Villö* aus dem Slavischen (Vila = Fee) entlehnt ist, mag ich nicht entscheiden; so viel ist aber gewiss, dass unter diesem Namen der Lenz angerufen wird. Hiefür sprechen schon die Worte: „am Dorfende ein Seidenzelt", worunter der Rasen u. s. w. gedacht wird. Jeder Bauer spricht von „seidenem oder sammetnem Rasen" (bársony, oder: selyem gyep), „sammetnem Gras" (bársony fü) u. s. w. *Villö* entgegengesetzt ist eben *Kisze*, die Personification des Winters. Deutlich ergibt sich dies auch aus der oben erwähnten Verkleidung der Ocsaer Burschen als Weib und Greis, wobei eben das gabensammelnde Weib den fruchtbaren Lenz versinnbildlicht. —

Diese Bräuche bilden nur den Anfang der Frühlings- und Sommerfeste. In vielen Gegenden Ungarns ziehen am Georgstag die Schulknaben, mit hölzernen Flinten und Schwertern bewaffnet, mit Trommel- und Trompetenklang von Haus zu Haus, wo sie Verse hersagen und dafür Geschenke erhalten. Gewöhnlich wird dieser Vers hergesagt: Am Tag des heiligen Georg haben wir die

Freiheit, von Haus zu Haus zu gehen, Hilfe zu erwarten und zu singen: Omne dignum Reverendum Campes. Gebt uns Kinderchen, damit sie hören Abc-chen, Omne dignum Reverendum Laudes. Gebt uns Mägdlein, damit sie Schulen fegen, Gebt uns Gänse, damit sie uns den Weg weisen in die Schule. Gebt uns einen Hahn, damit er Groschen scharre aufs Papier, so werden wir tanzen!" Nun stecken sie einen Spiess, auf den ein Stück Speck gezogen ist, in einen Balken der Zimmerdecke und umtanzen ihn und singen dabei: „Wie des Müllers Hühner, wenn sie satt vom Weizen und von gestohlener Gerste (so tanzen wir); des Hausherrn Pflicht (nun ist es), der Hausfrau Ehre, uns zu geben ein Speckstück, eine Blutwurst, Leberwurst und andere Wurst (einer hebt die Hand hoch empor), eine so grosse! Denn gebt ihr uns nicht, an Töpfen Schaden ihr leidet; sie fallen alle vom Gesims herab und auch die Hühner. Wollt ihr dieses nicht, dass Schaden wir anrichten und wollt etwas anderes, so blickt auf dem Aufboden herum und bringt uns eine Wurst". Nun spricht einer allein: „Katze ist auf dem Speck, jagt sie herab, gebt uns einen Bissen, gebt uns ein Stück" (s. Resö-Ensel, S. 75, 133, 183). Ipolyi (S. 300) berichtet, dass diese „Georg- oder Blasiusumzüge" (Gergelyjárás, Balázsjárás) in früheren Zeiten als Schlussfeier des Schuljahres überall abgehalten wurden, weil an diesen Tagen der Unterricht auf den Dörfern bis zum Herbst eingestellt wurde. Für den Landwirt hat der Georgstag noch die Bedeutung, dass an diesem Tage noch einmal „Georg seinen Bart schütteln kann" (megrázza G. szakálát) d. h. dass von dem Tag an es nicht mehr schneien wird. Dieser Tag ist in den meisten Ortschaften der Tag des ersten Viehaustreibens im Jahre. Der Besitzer treibt das Vieh über eine vor die Thorschwelle gelegte Pflugschar hinüber auf die Strasse, damit seinem Vieh die „Bösen" nicht schaden können. Der Hirte nimmt das Vieh in Empfang und bestreut es dann auf der Weide (jedes Stück einzeln) mit einem Pulver, das er in der Weihnachtszeit aus Sargbrettern, Totengebein, Knoblauch und geweihter Hostie gebrannt hat. Mit dem Rest des Pulvers bestreut er noch die Grenzmarken des Weidgebietes, und kein Raubtier wird diese Marken überschreiten, noch ein Viehstück sich darüber hinaus auf verbotenes Gebiet verirren. In manchen Gegenden läuft die Hausfrau drei mal nackt um das Vieh, bevor es dem Hirten

übergeben wird. Damit das Vieh nicht Läuse bekomme, bestreut es die Hausfrau mit der Asche vom Christklotze (s. S. 34) und reisst ihm einige Haare aus dem Felle, die sie unter einem Baum begräbt; oder sie nimmt einen Feuerstahl und indem sie ihre Schürze nach hinten, auf den Rücken sich bindet, schlägt sie Funken auf das Tier und betet dann drei Vaterunser ohne Amen. Den Stall verlässt sie rückwärts gehend, mit dem Gesicht dem Vieh zugekehrt.

Am Georgstag ist es auch gut, den Feldzauber vorzunehmen. Salz und etwas Graberde auf den Acker geworfen, schützt die Saat vor dem Vogelfrasse. Läuft in der Georgsnacht ein Weib nackt um den Acker herum, so ist die Saat vor Hagel geschützt; uriniert dabei der Mann in die vier Ecken des Ackers, so hat er vor Überschwemmung nichts zu fürchten. Gegen Vogelfrass stecken die Szekler an diesem Tage eine Stange in den Acker, dessen oberes Ende kreuzförmig gespalten und mit einem Knoblauch versehen wird (Ethnogr. II., S. 358). Ratten und Mäuse vertreibt man im Kalotaszeger Bezirk durch die Bannformel: „Ratten und Mäuse! heute ist der Tag des heiligen Georg! Ich beschwöre euch im Namen des Heiligen, geht in das schwarze Meer. Aus dem schwarzen Meer sollen euch schwarze Frauen ins weisse Meer werfen; aus dem weissen Meer sollen euch weisse Frauen ins rote Meer werfen; im roten Meer sollen euch die roten Frauen fressen" (Patkányok és egerek! ma Szent György napja! Kényszeritlek ezen szent nevében, hogy menjetek a fekete tengerbe. A fekete tengerböl dobjanak fekete asszonyok a fehér tengerbe; a fehér tengerböl dobjanak fehér asszonyok a vörös tengerbe; a vörös tengerbe egyenek meg a vörös asszonyok). Um die Obstbäume vor Raupenfrass zu schützen, wirft man an diesem Tage an einen Obstbaum des Gartens ein frischgelegtes Ei.

Ganz ohne Vermischung mit christlichen Festen hat sich auch bei den Magyaren das Rudiment der alten Frühlingsversammlungen in der Feier des ersten Mai, auf diesen einen Tag zusammengeschürzt, erhalten. Einen Maibaum stellt jeder Bursche seiner Geliebten vor das Haus. Im Honter Komitat wird in der Mitte des Dorfes der Maibaum errichtet, den man mit bunten Tüchern schmückt. Jeder Bursche schiesst dann auf ein Tuch, wobei er den Namen seiner Geliebten ausruft (Ipolyi, S. 300). In manchen Ortschaften

wählen sich die Burschen einen sog. „traurigen König" (szomorú király), den sie mit Zierat behängen und unter dessen Anführung sie die einzelnen Maibäume einpflanzen und dafür das Entgelt einsammeln. Der „traurige König" muss sich ernst und würdevoll verhalten; lacht er zufällig über den tollen Streich, den man ihm spielt, so muss er jedesmal eine gewisse Quantität Wein oder Schnaps zahlen (Resö-Ensel, S. 199). Ipolyi (S. 300, Anm.) teilt eine wichtige Notiz mit, die er auf der Einbanddecke eines Buches (Octava seraphica, Pressburg 1746) gelesen: I-a maji arbores infodiuntur ante domos ex eo quod, s. Philippum ut observarent impostores, noctu ante domum, quo intravit viridem arborem infoderunt, ut mane inveniant ubi hospitet, quod ut deus ab illis subtrahat per s. angelos similes arbores secari mandavit, et ante domum quamlibet eiusdem urbis imponi." Nun erzählt man sich in katholischen Ortschaften der Magyaren, dass einst die Heiligen Jakobus und Philippus mit der hl. Valburga das Land durchreisten und die Leute die hl. Valburga deshalb schmähten. Da habe sie am 1. Mai ihren Stab in die Erde gesteckt und gebetet, worauf der Stab grünes Laub trieb. Damit habe sie bewiesen, dass sie eine ehrenhafte Jungfrau sei. Zum Andenken daran pflanze man am 1. Mai die Maibäume vor den Häusern auf (Resö-Ensel, S. 198).

In vielen Gegenden werden die Brunnenschwengel mit Laubwerk an diesem Tage geschmückt, damit das Wasser „gesund bleibe." In der Kecskeméter Gegend schmückt man die Dachfirste mit bänderbehangenen Zweigen, „damit der hl. Geist einkehre". Dies thut man auch zu Pfingsten (Ipolyi, S. 301).

In den ausschweifendsten Formen tritt an diesem Termin auch bei den Magyaren der Geisterverkehr hervor. Am Christabend, in der Georgs- und Johannisnacht, halten die Hexen ihre Versammlungen, aber in der Nacht des 1. Mai vereinigen sie sich unter dem Vorsitz des obersten Teufels, *Drumó* genannt, und treiben ihre tollen Sachen auf dem Blocksberg (im Magyarischen nach dem hl. Gerard: Gellérthegy = G.-berg benannt) bei Ofen. (Ipolyi, S. 424). In dieser und in der Georgs- und Johannisnacht sprechen die Bäume und Gräser, und gerade diese Nächte sind zum Sammeln der Heil- und Zauberkräuter am geeignetsten (Ipolyi, S. 248). Ein Besen wird vor die Hausthüre gelegt, die Stallthüre mit Knoblauch eingerieben und in den Hühnerstall Holunderzweige gestreut, um

die „Bösen“ (gonosz) fernzuhalten. Ueberhaupt ist der Holunder das rechte Teufels- und Hexenkraut der Magyaren. Eine Sage erzählt (Originaltext in der Zeitschrift „Kalotaszeg“ 1890, S. 247, herausgegeben von Ant. Herrmann): „Als Gott die Welt erschuf, sah ihm der Teufel zu, wie er die einzelnen Tiere formte. Er lief nun heim und als er zu Gott zurückkehrte, sah er, dass die vordem regungslos daliegenden Tiere sich nun bewegen, essen, trinken, kurz — leben. „Wie hast du das gemacht?“ fragte der Teufel. „Ich habe in sie gehaucht!“ versetzte Gott und zeigte ihm eine hölzerne Pfeife. Der Teufel ging fort und machte sich aus Lehm ein Tier und wollte sich dann eine Holzpfeife verfertigen, aber er war nicht imstande, den Ast welches Baumes immer anzubohren; schliesslich fand er den Holunderstrauch, dessen Ast er leicht durchbohrte, und nun wollte er mit diesem Rohr in das von ihm verfertigte Tier hauchen, damit dieses Leben erhalte. Als Gott dies sah, erzürnte er und, das Werk des Teufels mit einem Blitz zerstörend, verfluchte er den Holunder, damit er von nun an des Teufels Baum sei, wenn er zugelassen, dass der Teufel einen seiner Aeste durchbohre ....“ An diesem Tage soll man trachten, einen Kleiderlappen oder Haare, oder gar etwas von den Exkrementen einer solchen Person zu erhalten, die im Rufe einer Hexe steht. Diese Sachen soll man verbrennen und die Asche in Haus und Hof verstreuen. Keine Hexe wird je da einkehren. In früheren Zeiten pflegte man im Kalotaszeger Bezirke (wohl auch anderswo) um Mitternacht mit den Kirchenglocken zu läuten und mit Peitschengeknall und Lärm den Hattert des Dorfes zu umziehen, um die Hexen vom Dorfe und dem Gebiete desselben fernzuhalten. Das Läuten der geweihten Glocken ist ja immer das wirksamste gegen böse Dämonen (s. Abschnitt I. S. 21). „Das Austreiben“, sagt Lippert (S. 631), „erfolgt in keiner Zeit so lärmend wie in dieser. Geläute, Schiessen, Peitschenknallen und Lärmen aller Art gehört zur Mainachtfeier, und gerade hier hat sich auch die Absicht dieser Handlungen mehr als sonst im Bewusstsein und selbst in den Beziehungen erhalten, nur dass das Volk an die Stelle des alten überall den neuen, verworrenen Hexenbegriff gesetzt hat.“

Wir kommen nun zu einem kirchlichen Hauptfest, zum Osterfest. Und wieder sind es auch bei den Magyaren die Geister, die um diese Zeit unter den Menschen ihr Wesen treiben und denen

man hundertfältige Beweise der Achtung und Furcht gibt. Wohl nirgends wird die Charwoche, sowohl von Katholiken, als Protestanten, so streng eingehalten, als bei den Magyaren. Ein allgemeines Feiern, Rasten und Fasten herrscht so die ganze Woche hindurch bis zum Auferstehungs-Samstagabend. Wenn dann die Glocken „von Rom" heimkehren und das Auferstehungsgeläute erschallt, dann beginnt das Fegen und Reinigen der Wohnungen, um „sie vor Ungeziefer" zu schützen. Besonders ist es wieder die Charfreitagsnacht, wo die Hexen und die „Bösen" überhaupt ihr Wesen treiben, wo man auf der Hut sein muss, um nicht Schaden an Hab und Gut, an Leib und Seele zu leiden. Hat man den ganzen Tag über bis zum Aufgang des ersten Sternes am Abendhimmel nichts gegessen, nichts getrunken, so nimmt man abends eine Knoblauchsuppe zu sich, um das ganze Jahr hindurch gesund zu bleiben. Haus- und Stallthür bekreuzt man mit einem Besen, den man dann ins Feuer wirft. Während des Auferstehungsgeläutes holt die Maid sich Wasser, um sich darin zu waschen und dadurch „schön" zu werden; die Hausfrau aber begiesst mit diesem Wasser das Vieh, damit es von Krankheit verschont bleibe. Wer viel „böse Gedanken" gehabt hat, der mache mit geweihter, d. h. mit einer in Weihwasser eingetauchten Kreide am ersten Abend der Charwoche das Zeichen des Kreuzes unter seine Bettstätte, damit ihn der Teufel nächtlicher Weile nicht besuche, der um diese Zeit gerne seine Besuche abstattet, und den Leuten seinen Beistand anbietet, so sie mit ihm ein Bündnis eingehen wollen.

Wo die Kultur noch weniger lang ihre zersetzende Arbeit betreiben konnte, dort tritt wieder, wie zur Weihnachtszeit, das energische Gabensammeln, das mehr oder weniger zwangsweise Einsammeln von Gaben zu einem gemeinsamen Festmahle der Jugend auf. Eier, Kuchen und der Festbraten werden in katholischen Ortschaften in die Kirche auf den Altar geschickt, von welchen man dann „zum Heile der Verstorbenen" etwas den Geistlichen und den Armen schenkt (vgl. Lippert, S. 603). Abgesehen von dem Osterbegiessen am zweiten Ostertage, wofür man dem Begiesser gefärbte Eier geben muss, kommt das Einsammeln von Gaben besonders bei den Flurumzügen (határjárás = Hattertgang) vor, die eben noch in aller Wirklichkeit die Wanderung zur alten Mal- und Gerichtsstätte bilden, wohin das Volk noch heutzutage,

wie einst zur heidnischen Malstätte, in Lust und Freude hinströmt. Was für die Städter die offiziellen Ausflüge nach den Belustigungsplätzen des Ostertages sind, das bilden für die Bauern, freilich in älterer Ausgabe, die Flurumzüge Am Samstag Abend versammeln sich die Jünglinge des Dorfes vor der Kirche, wählen sich ältere Männer zu Vorständen, die über die Ordnung wachen, und beginnen, nachdem der Pfarrer ein Gebet gesprochen hat, den Flurumzug. Das ganze Flurgebiet des Dorfes wird begangen, bei jedem Markzeichen wird Halt gemacht, die Feldbrunnen gereinigt und erst in der Frühe des ersten Ostertages die Heimkehr angetreten, wo die Leute die Jünglinge mit „geweihten" (szentelt) Speisen bewirten (Resö-Ensel, S. 163). In der Stadt Zala-Egerszeg nimmt dieser Umzug ein kriegerisches Aussehen an. Die Leute ziehen bewaffnet auf den Burgberg, der mit Flintenschüssen, Trommelschall u. s. w. eingenommen wird (Resö-Ensel, S. 160). Im Lande der Szekler schmückt der Bursche das Thor seiner Geliebten mit bänderbehangenen Tannenzweigen. Bei allen diesen Gelegenheiten werden Gaben gesammelt, die dann am zweiten Ostertage von der Jugend gemeinschaftlich verzehrt werden. Das „Hahnschlagen" ist auch bei den Magyaren in vielen Ortschaften bekannt, wobei die Jugend Trauerlieder singt, bis es eben einem gelingt, den Hahn niederzustrecken (Resö-Ensel, S. 131, 148). Das Blut dieses Hahnes gilt für heilbringend bei Epilepsie, Irrsinn und Kropf. Wettrennen und Wettreiten an eingehegten Plätzen, Tanz und Spiel wird an diesem Tage überall vorgenommen, wobei der mit Kuchen, Weinflaschen, Tüchern und Bändern behangene Mastbaum selten fehlt. In manchen Orten teilt sich die Dorfjugend in zwei Parteien, in die der Räuber und der Soldaten. Beide Parteien haben einen König, einen Hauptmann und einen Korporal, welche Würden übrigens auch bei den Flurumzügen verliehen werden (Resö-Ensel, S. 163). Die Räuber bestürmen das Dorf, werden schliesslich gefangen genommen und jeder von ihnen, der nicht von seiner Geliebten durch einen Kuss öffentlich „erlöst" wird, verfällt dem „Tode", d. h. er darf am Tanze nicht teilnehmen (s Liebrecht, Zur Volkskunde: Frauenprärogativ). „So dumm kann ein Spiel und so ehrwürdig als Reliquie sein." Dies Spiel ist eben auch eine Erinnerung an die alte Gerichtsstätte. „Wie einige an sich schwer erkennbare, in der Zusammenstellung aber leicht zu deutende

Züge dieser Bräuche uns lehren, hat man in der That die Vorgänge auf der Dingstätte bis in unsere Zeiten nachgeahmt", sagt Lippert (S. 638). Sie waren nicht immer nur Rügengerichte, auch das Halsgericht fand seine Nachahmung und ohne Köpfen und Hängen ging es nach mittelalterlichem Stile überhaupt nicht. Bei dieser Ernsthaftigkeit der Procedur war es natürlich notwendig, für den Delinquenten Surrogate zu suchen, wodurch später der ursprüngliche Sinn bis zur Unkennbarkeit entstellt wurde. Man wählte zunächst doch wohl schädliches Raubzeug, Habichte, Raben und was man noch sonst dafür hielt, dann aber auch zahme Tiere, insbesondere Hähne oder Gänse, aber selbst auch Frösche. So entstanden die hässlichen Bräuche des „Hahnschlagens" u. s. w.

Was das Einsammeln von Gaben am Ostertage anbelangt, müssen wir hier noch eines besonderen magyarischen Brauches gedenken, der im Lande der Szekler herrscht. In der Frühe des zweiten Ostertages gehen die jungen Eheleute des Dorfes, die im Verlauf des vergangenen Jahres geheiratet haben, alle zusammen in einer Truppe unter Anführung eines von ihnen gewählten Wojwoden von Haus zu Haus und betteln um Gaben, wobei sie das Benehmen der Zigeuner nachahmen, Karten aufschlagen, prophezeien, Gesichtstünchen u. dgl. verordnen. Die Gaben verteilen sie dann gleichmässig unter einander (Resö-Ensel, S. 166).

Auch die sog. „Stierhetze" (bikahajsz), die besonders in der Kecskeméter Gegend am zweiten Pfingsttage im Brauch stand, ist ein solches Surrogat für die alten Halsgerichte. Ein wilder Stier ward von Hunden so lange herumgehetzt, bis ein Bursche ihm auf den Rücken sprang und mit einem Messerstich seinem Leben und seiner Qual ein Ende machte (Resö-Ensel, S. 64). Im Inhalt der magyarischen Pfingstbräuche finden wir kaum etwas anderes und besonderes, was wir nicht schon, mehr oder weniger in dieselbe Form gekleidet, in den früheren Festbräuchen kennen gelernt haben. „Auch Pfingsten ist mit allen ihm nachbarlich befreundeten Festen nur wieder die Zeit des beginnenden, oder sich zur Blüte entfaltenden Sommerlebens". Und wieder ist es der alte Brauch des Gabeneinsammelns für die festliche Mahlzeit auf der Gerichtsstätte, die in den Umzügen der Jugend ihren letzten Nachhall findet. In Erlau (Eger) und Umgebung senden am Pfingsttage die Burschen und Maide zwei weissgekleidete Mägdlein sich

gegenseitig zu, die eine bekränzte Schüssel, in der sich Kuchen befindet, tragen. Die Schüssel heisst „Brautschüssel" (mátkatál). Treten die Mägdlein in das Haus einer Jungfrau, so sagen sie das Gedicht her: „Oeffnet uns die Thüre, Wir sind in grosser Würde, Eurer Tochter (Sohn) Bringen wir die Brautschüssel. — Darin sind Eier paarweis, Rot wie ihr Gesicht, Süsser Honigkuchen, Darauf ein süsser Kuss. — Darinnen ist auch die Liebe, Ein grosses Herz (aus Kuchen) mit der Aufschrift: „Nie könnt' ich glücklich werden Mit einer (einem) anderen!" — Darinnen ist auch Freundschaft, Wein vom allersüssesten, Davon erstirbt der Kummer, Erfrischt doch wird das Herz. — Und das alltägliche Brot, Im Bilde dieses Kuchens, Geb' Gott dazu den Segen, Als geweihtes Salz. — Vom Kren ist auch darinnen, Damit man nicht nur fröhlich sei In Freuden, sondern Thränen auch vergiesse. — Und damit nichts fehle, So ist hier auch die Wiege, Hausgerät ja ist sie, Vielleicht gar das erste." (Originaltext bei Resö-Ensel, S. 116.) Dann rufen die Mägdlein den Namen des Senders aus und fragen, wohin sie nun die Schüssel zu tragen haben, worauf sie beschenkt zu einem anderen Burschen gesendet werden, der sie wieder zu einer anderen Maid schickt u.s.w.

Im Lande der Szekler wird am ersten Pfingsttage das sog. „Hackenziehen" (kankóhúzás) vorgenommen. Am Nachmittage dieses Tages erscheinen die Burschen zweier benachbarter Dörfer an der Grenzscheide der beiden Dorfgebiete. Jede Partei hat eine lange, hakenförmig endigende Birkenstange. Die Haken dieser Stangen werden nun in einander gehäkelt und jede Partei beginnt am anderen Ende ihrer Stange zu ziehen. Die Partei, welche von den Gegnern über die Grenzscheide des Hatterts gezogen wird, gilt für besiegt und muss sich durch herbeigeschaffte Getränke aus der Gefangenschaft auslösen (Resö-Ensel, S. 175). —

Nachdem in alter Zeit die Magyaren das Pfingstfest eine volle Woche hindurch feierten und dasselbe erst durch König Ladislaus den Heiligen auf vier Tage, durch den Gebrauch endlich auf drei Tage beschränkt wurde, so finden wir es leicht erklärlich, dass Feste wie der 1. Mai in die Pfingstzeit hinabrückten und der Maibaum am ersten Pfingsttage gepflanzt wurde. Die deutsche Maigrafenfahrt, der Maigraf und Maikönig, der französische *roi* und der englische *lord of the may*, *lady of the may* ist als Nachhall der alten Ritterspiele auf der Gerichtsstätte bei den

Magyaren der Pfingstkönig und die Pfingstkönigin, die von jeher weltlichen und geistlichen Behörden ein Dorn im Auge waren, so dass dieser Brauch sich nur noch in wenigen Gegenden hat erhalten können. Schon der alte treffliche Ethnograph Bartholomaeides schreibt darüber (not. comit. Gömör, Leutschau 1808, S. 445), indem er das Verschwinden der Johannisfeuer beklagt: non ita se res habuit cum ritu *regum pentecostalium* constituendorum, *nostris diu multumque usitato.* Hunc enim magistratus civiles et ecclesiastici censuris et edictis suis impugnare et abolere debebant. Fit huius ritus in protocollis provincialibus, inprimis autem adversariis ecclesiasticis evangelicis luculenta et iterata mentio. Nimirum quoties visitationes, quae audiunt ecclesiasticae, apud evangelicos instituebantur, toties in abolenda ista consuetudine laborabatur. Consistebat autem ritus hic in eo, quod *ferüs pentecostalibus unus e numero juvenum* alicuius loci, *in magistratum incolarum omnium, cum potestata brevi duratura, sed regio nomine insignita, creabatur, eique potestas iudiciaria et suprema antiquatis tantisper ordinariis localibus magistratibus, deferebatur.* Quid sibi consuetudo haec voluerit, facile dictu non est existimaverim vulgus hac cerimonia morem majorum duces creandi, procerum item regem eligentium imitari voluisse (?), idque inprimis inde coniecerim, quod provinciales magistratus ei abolendo tum demum manus et animum adjecerint, dum regnum Hungariae desiit esse electitium. Scilicet iuxta adversaria publica a. 1673 üdem magistratus incolas Jánossienses et Pálfalvenses graviter ideo animadverterunt, quod reges pentecostales constituere fuerint ausi.“

Ich habe diese Stelle ganz mitgeteilt, weil sie — wie wir sehen werden — für diesen Pfingstbrauch von hoher Bedeutung und Wichtigkeit ist. Der alte Geschichtsschreiber Bél (Not. Hungariae nov. hist. geogr. Wien 1735; 2. 136) weiss von solchem Verbote nichts, ja er lässt die Pfingstkönige sogar auf der Wallfahrt nach St. Elisabeth bei Csötörtök (Csallóközer Gegend) auftreten: „Huc sacras peregrinationes *altera pentecostes feria* institui olim accepimus, religione oppido eximias, atque hilaritate insigni. *Rusticum* scilicet *vulgus, vetere suo more vicatim sibi reges, diebus pentecostes sublegit,* quos vernacule: *pünkösdi király h. e. reges pentecostales, seu temporarios vocant.* Frequentes huc coeunt, cumque sacra concelebrassent, effunduntur in choreas et tripudia. Rebus florentioribus, adeo haec

cerimonia obibatur sollicite, ut *heri ipsi subditos sibi, ad eam faciendam compellerent,* iam aliquot retro annis, obsolescere ea solemnitas coepit, credo ob angustam rem agrariam."

Auf eine gewisse Zeit also wurden die eigentlichen Behörden abgesetzt und dem Pfingstkönig die Oberhoheit und Gerichtsbarkeit in eigentlichem Sinne des Wortes verliehen. In Dercsika erklärt sich das Volk diesen Pfingstbrauch also: In uralter Zeit sei es Brauch gewesen, dass die Grossen des Reiches sich versammelten und am Pfingsttage einen König wählten, der aber nur ein Jahr lang regierte, dann aber abgesetzt wurde und dem neugewählten Könige Platz machen musste. Gewöhnlich ward ein Hirtenjunge durch einen Schlaftrunk betäubt und zum Könige gewählt. Nach Jahresfrist wurde er wieder eingeschläfert und als er erwachte, hatte schon ein anderer seinen Platz eingenommen (Ipolyi, S. 307 Anm.). „Man hat darauf hingewiesen, dass es in England einst Sitte gewesen sei, die Königswahl, beziehungsweise Königskrönung an Pfingsten vorzunehmen, und gemeint, dass man dabei an die besondere Einwirkung des heiligen Geistes gedacht habe. Das kann sein, aber die Sitte überhaupt, alle auf die öffentliche Ordnung und das Gemeinwesen bezüglichen Wahlen im Maifelde vorzunehmen, ist doch viel älter. Aus ihr ist halb und halb als Spiel die Wahl der Maikönige und Schützenkönige entstanden, und insofern die Bräuche des Maifeldes auf Pfingsten fielen, ist daraus die Wahlzeit geworden". In Ungarn hat sich diese Erinnerung noch bis ans Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts wach zu erhalten gewusst, indem — wie wir sahen — die Pfingstkönige in der That eine kurze Zeit lang die eigentlichen Behörden vertraten.

Was die Form des heutigen Pfingstbrauches anbelangt, wie derselbe im Nográder, Honter, Gömörer Komitat und in der Csallóközer Gegend fortlebt (s. Ipolyi, S. 303), so wird am ersten, an vielen Orten am zweiten Pfingsttage nach der Nachmittagskirche von den Burschen aus ihrem Kreis ein Pfingstkönig gewählt. In vielen Ortschaften findet vorerst ein Pferderennen statt und der flinkste Reiter wird dann als Pfingstkönig begrüsst (Resö-Ensel, S. 213). Die Maide wählen sich die schönste und schmuckste Jungfrau zur Pfingstkönigin. König und Königin werden mit Zierat, Blumen und Laub behangen, ihnen Kronen aufgesetzt und nun von

Haus zu Haus geführt, wo sie tanzen müssen und dafür Gaben erhalten. Also auch die Festerinnerung des Gabensammelns, namentlich — wie wir gleich sehen werden — wieder eines förmlichen Erpressens derselben bei den Frauen, erscheint ebenfalls als alte Sitte.

Beim Tanzen wird auch heute noch das alte Lied vom Königspaar gesungen:

Máma vagyon, máma vagyon,	Heute ist, heute ist
Piros pünkösd napja,	Rotrosiger Pfingsttag;
Holnap vagyon, holnap vagyon	Morgen ist, morgen ist
Annak másik napja!	Sein zweiter Tag!

Nun fällt der Chor ein:

Hadd tapodjuk, hadd tipodjuk,	Lass' treten wir, lass' stampfen wir,
Piros pünkösd napjat!	Rotrosigen Pfingsttag!

Oder es wird in einer anderen Variante gesungen:

Mi van, mi van ma, piros pünkösd napja,
Holnap lesz, holnap lesz a második napja.
Jó legény, jó legény! jol megfogd a kantárt,
Ne tiposd, ne taposd a pünkösdi rószát.
Szálljon házatokra az egek harmatja,
Mint az elött szállott az apostolokra.

Was ist heut', was ist heut', rotrosiger Pfingsttag,
Morgen wird, morgen wird sein zweiter Tag,
Guter Bursch', guter Bursch'! gut pack' an den Zaun,
Nicht zerstampf', nicht zerstampf' die Pfingstrose.
Fallen mag auf euer Haus des Himmels Tau,
Wie einst er gefallen ist auf die Apostel.

Die zwei letzten Zeilen gelten dem Haus, vor welchem eben getanzt und um Gaben gebeten wird. Ipolyi (S. 304) ist nun aus den Worten „rotrosige Pfingsten" (piros pünkösd) und der Stelle: „Guter Bursch', guter Bursch', gut pack' an den Zaun!" (Jó legény, jó legény! jól megfogd a kantárt) geneigt, auf den Einzug des rosigen Lenzes hoch zu Ross — zu schliessen. Was die erste Stelle anbelangt, so ist „piros pünkösd" eine stereotype Formel der magyarischen Volkspoesie und der Passus „gut pack' an den Zaun" weist auf die alte Maifahrt nach der Gerichtsstätte hin, die eben in dem obenerwähnten Pferdewettrennen ihr letztes Ueberbleibsel gefunden hat.

Was das oben erwähnte Gabenerpressen namentlich bei der Hausfrau anbelangt, so ist es (besonders in Kiliti und Umgebung) Brauch, dass am Pfingsttage kleine Mädchen mit einer laubbekränzten Strohpuppe von Haus zu Haus wandern und vor den Fenstern singen:

> Elhozta isten piros pünkösd napját,
> Mink is meghordozzuk királynénk asszonykát.
>
> Gebracht hat Gott rotrosigen Pfingsttag,
> Auch wir tragen herum unsre Frau Königin.

Dann werfen sie die Puppe in die Höhe mit dem Rufe: „Euer Hanf wachse so hoch hinauf“ (a kétek kendere ilyen nagyra nöljön). Nun werden sie beschenkt entlassen. Zu blossem Kinderspiel ist die Pfingstkönigin und das bedeutungsvolle Gabensammeln für das allgemeine Mahl nach abgehaltenem Gerichtstag im Freien geworden.

Wir haben also auch hier wieder alle Teile der alten „Festzeit“ im schönsten Vereine wiedergefunden; zur Erprobung fehlt nur noch die Antwort auf die Frage, ob sich auch zu Pfingsten der Mensch der Anwesenheit und Teilnahme seiner Geisterwelt erfreut? Klar und deutlich leiten Lippert's treffliche Worte (S. 640) die Beantwortung dieser Frage ein: „Wo man auf Pfingsten die Eigenschaft des alten Kultfestes nicht übertragen, sondern bloss durch die Lieblichkeit der Jahreszeit und die Rast der Feldarbeit gereizt, mehr des Genusses wegen einige Formen von den Nachbarn entlehnt hat, da darf man ein besonderes Hervortreten der Geisterwelt nicht erwarten. Hier wird also auch der Hexenspuk nicht mit Intensität hervortreten. Dagegen können wir aus dem Osten die ausgesprochensten Zeugnisse beibringen. Die Ruthenen wissen es ganz klar, dass bei ihnen das Koboldgeschlecht des Rusalky genau von Pfingsten bis Sct. Peter unter den Menschen weilt.“ Neue Belege liefert der Volksglauben der Magyaren, der zugleich dafür zeugt, dass seine Pfingstbräuche nicht von Nachbarvölkern entlehnt worden sind, abgesehen davon, dass sich diese Bräuche auch bei den stammverwandten Mordvinen wiederfinden (s. Barna Ferd., ösvallásunk föistenei = Die Hauptgötter unserer Urreligion, S. 43). Die Schwelle muss man am Vorabend des Pfingstfestes mit etwas Salz bestreuen und mit Knoblauch einreiben, damit die „Bösen“ den „Segen Gottes“, der in dieser Nacht vom Himmel auf die Menschen, je nach Verdienst, träufelt, vom Gebäude

nicht verscheuchen können. Aus diesem Grunde wirft im Kalotaszeger Bezirk an diesem Abend die Hausfrau ein Strohbündel auf das Hausdach, nachdem sie auf ersteres vorher uriniert hat. Damit die Kuh reichlich Milch geben soll, muss man sie an diesem Abend mit einem Birkenbesen schlagen. Damit man das ganze Jahr hindurch an Brot keinen Mangel leiden soll, so schütteln im Kalotaszeger Bezirk je 20 bis 30 Frauen ihre Mehlsäcke in einen Sack ab, der dann von einer Frau auf den Friedhof getragen wird, wo sie den Mehlstaub aus dem Sacke auf ein beliebiges Frauengrab schüttelt; ein Brauch, welcher Pfingsten auf das zweifelloseste unter jene Zeiten einreiht, in welchen der Mensch mit den Seelen der Verstorbenen verkehrt." —

Wir gehen nun zum letzten der Sommerfeste, zum Johannistage über, wo wir alle die Zaubereien wiederfinden, welche die Scheidemünze jedes Volksglaubens bilden. Als Hexenscheucher ist das Johannisfeuer in der halben Welt bekannt. „Bei keinem Feste", sagt Lippert, „hat sich gerade diese Spezialität so allgemein erhalten, und wo die Zeit schon alles Alte abgestreift hat, da ist, nicht zum mindesten dank den nun in Aktion tretenden Kühjungen, doch noch dieser Rest geblieben, — aber unsere Kinder werden ihn auch nicht mehr kennen lernen." Schon Nikolaus von Telegdi, ein alter Kirchenschriftsteller Ungarns, erwähnt dieser Johannisfeuer und zwar in höchst geistlicher Weise: „Sie freuen sich der Geburt des hl. Johannes; als Ausdruck dieser Freude pflegen sie am hl. Johannisabend überall Feuer anzulegen, als ob sie sich auch jetzt noch freuen würden, dass Gott den hl. Johannes auf die Welt gesendet hat. Denn es ist Brauch, besonders bei fremden Nationen, dass wenn die Menschen ihre Freude über nicht gewöhnliche Dinge ausdrücken wollen, sie in den Fenstern der Häuser und Türme Lampen anbrennen und auf den Plätzen und Strassen Feuer anzünden." Telegdi führt die Johannisfeuer also in recht christlicher Beleuchtung auf, nicht aber, wie G. Lindner (Das Feuer; Brünn 1881, S. 127) ihm irrtümlicher Weise den Ausdruck „heidnischen Ursprung" zumutet. Bartholomaeides (a. a. O. S. 443) schreibt schon 1808: „Moris ignem et rogos in villis et compitis feriis Johannis accendendi . . . . aut pridie vesperascente coelo, in plateis aut compitis *pyram construere solebant* incolae, *succensa iuvenes* inprimis *virginisque* loci, laeti et iocabundi *rogo*

adstabant, eumque subinde *transiliebant,* nec nisi consumta penitus ignis materia relinquebant; a. 1780 ritum hunc adhuc in quibusdam locis usurpatum meminimus, qui vero hodie (1808) vix iam alicubi obtinet (?)". Csaplovics (Gemälde v. Ung., 2. 225) schreibt noch später (1829): „Im Monat Juni pflegt die Jugend am Vorabend des Johannistages in der Abenddämmerung auf Gebirgen Feuer anzuzünden und dies zu überspringen, mit brennenden Fackeln laufen sie auf und ab und bringen da singend und spielend den grössten Teil der Nacht zu; diese Sitte mag sich von heidnischen Zeiten herschreiben."

Die Jugend versammelt sich am Abend dieses Tages gewöhnlich auf einer Anhöhe und zündet ein Feuer an, über welches hinweg die Maide springen. Aus dem Sprunge schliesst man dann auf ihre Verehelichung. Die Maid, welche geschickt das Feuer überspringt, kommt bald unter die Haube. Während des Springens der Maide wird an vielen Orten Ungarns das folgende Bruchstück eines alten Liedes (Originaltext bei Ipolyi, S. 193) gesungen, das ich in genauer Uebersetzung hier mitteilen will:

Feuer zünden wir an,
An vier Ecken zünden wir es an,
An einer Ecke sitzen schöne alte Männer,
An der anderen Ecke sitzen schöne alte Frauen,
An der dritten Ecke sitzen schöne junge Burschen,
An der vierten Ecke sitzen schöne Jungfrauen.

Beim Ueberspringen des Feuers wird gesungen:

Es brennt N.'s (Männername) Steinhaus,
Weh', nicht lassen wir die Armen!
Löschen wir es, löschen wir es!
Der lange Baumast zweigt sich ab,
Der eine Zweig neigt sich in N.'s Hof,
Ueber dem Haar eine Perlenkrone,
Er neigte sich in N.'s Hof,
Ueber dem Haupt Perlenkranz,
Blume mein, mit dir geh' ich
Die eine Blume: schöne Aehrenblume,
Du schöne Blume,
Lebt die Welt.
Wort für Wort spricht
Wahrlich mit mir
Wetteifre nicht mit mir,
Löschen wir es, löschen wir es!
Es brennt N.'s (Mädchenname) Steinhaus,
Weh', nicht lassen wir die Armen!
Uebers Meer neigt er sich,
Der andere zur seidenhaarigen N.
Perle ist der andere Zweig,
Zur seidenhaarigen N.
Mit mir wetteifern drei Blumen,
Blume mein, von dir nicht lass' ich.
Wetteifre nicht mit mir,
Denn von mir
Blume mein, mit dir geh' ich, u. s. w.
Die schöne Rebenblüte:
Liest man die hl. Messe, Blume mein, u.s.w.
Schönes Veilchen,

Denn mit mir schmücken sich
Die Maide. Blume mein, u. s. w.
Seid ruhig, ihr Studentchen,
Damit die schlafende Maria nicht erwache.
Wenn reif die Nuss,
Fällt ihr Laub herab.
Es knackt die Nuss unterm Laub,
Neig', mein Röschen, neig'
Den Kirschenzweig,
Damit ich von den schönsten pflücke,
Meinem Lieb von den schönsten,
Mir von den Besten.
Wär' ich Edelfrau zu Ofen,
Möcht' fegen ich den Ofner Platz,
Begiessen ihn mit Steinbrunnenwasser,
Bestreuen ihn mit Pfingstrosen.
Der Reihe nach sitzen schöne Maide,
Der Reihe nach sehn sie in den Spiegel,
Wenn der Spiegel nicht lügen möchte,
Welche wäre schöner als du.

Mit der Asche des Feuers werden die Krautpflanzen bestreut, damit sie gedeihen (Ipolyi S. 194). Eine Redensart sagt: „Sie hat es versprungen, wie die Maid von Perk die Heirat" (Elugrotta, mint a perki lány a férjhezmenést), was sich eben auf das erwähnte Feuerüberspringen als Heiratsorakel bezieht. In vielen Ortschaften flechten sich die Maide bei dieser Gelegenheit Kränze, die sie auf Bäume werfen; bleibt der Kranz hängen, so heiratet die Werferin bald (Ipolyi, S. 194).

Ein Lied, das beim Johannisfeuer gesungen wird, hat schon ganz christliche Färbung. Es lautet:

Virágos szent János,	Blumiger hl. Johannes,
Ejszakád világos;	Deine Nacht ist hell;
Mig elötted leszek,	So lang ich vor dir bin,
Tiszteletet teszek,	Ehre dir erweise,
Csak addig világos,	(Bleib) nur bis dann hell,
Légy akkor homályos!	Werd' dann trüb!

Am Johannistage pflücken in vielen Ortschaften die magyarischen Maide neunerlei Blumen, wobei aber drei nicht fehlen dürfen: Weide, Storchschnabel, Feldraute. Sie winden daraus Kränze und werfen sie nach rückwärts auf einen Baum. So oft der Kranz geworfen wird, ohne hängen zu bleiben, so viel Jahre muss noch die Werferin bis zu ihrer Verehelichung warten (vgl. dazu Grimm, D. Myth. III. Anh., 848 u. 1093). Dabei wird das Lied gesungen (Original bei Ipolyi, S. 194): „Ich habe eine selten Mahd geschnitten, Ich habe eine dichte Klinge Heu gehäuft, Komm mein Röschen mit mir!" In Böös, Baka und den Donau-Uferorten der Insel Schütt herrscht ein Brauch, der lebhaft an den durch Grimm (D. Myth. I.; S. 514) von Nürnberg mitgeteilten erinnert. Die Dienst-

knechte betteln am Johannisabend Stroh und Reisig zusammen; wo man ihnen keines gibt, nehmen sie es sich mit Gewalt, stellen die Garben mit dem spitzen Ende nach oben auf, zünden das Feuer an, umtanzen es und singen Lieder dazu (Ipolyi, S. 194). G. Lindner (a. a. O., S. 128) teilt ein Lied aus Oberösterreich mit, das am Johannisabend gesungen wurde und verdient, weil L.'s Werk wenig zugänglich ist, hier mitgeteilt zu werden. Es lautet:

Gets mein lieben Buebn!
Holz wollme zsamme trage.
Jetzt springmer übers Fuie,
Denn gebmer Stuie.
Halige Veit!
Schenk uns e Scheit;
Halige Marks
Schenks uns e starks;
Halige Sixt!
Schenks uns e diks;
Halige Koloman!
Zünd unse Haus net an.
Wer mer e Scheit gibt, is e brave Man,
Wer mer kans gibt, is e rechte Gogkelhan!

In Kiliti zünden sechs Hirten das Feuer an; die Hausfrauen begiessen mit dem an demselben gewärmten Wasser das Kraut, damit es die Raupen nicht fressen; die Asche wird in die Krippe der Rinder gestreut, um dieselben vor Behexung zu schützen. In Nógrád-Ludány gehen am Johannisabend die Bursche und Maide, jedes mit einer Strohschaube in der Hand, auf eine Wiese an der Eipel; dort legen sie das Stroh gewöhnlich in zwölf Haufen (für die 12 Monate des Jahres) und zünden sie an. Hierauf umgehen sie das Feuer, singen und halten einen Büschel Gliedkraut (tisztes fü = ehrsames Gras) in den Rauch mit den Worten: „Keine Beule werde an meinem Körper, kein Bruch an meinem Fuss" (kelés ne legyen a testemen, törés ne legyen a lábamon). Das Fest dauert drei Tage; das Halten des Gliedkrautes über das Feuer ist eine ebenso wichtige und notwendige Ceremonie, als das Beschreiten des Feuers mit nacktem Fusse und das Ausstampfen der Flamme. Das Gliedkraut wird aufbewahrt und vorkommenden Krankheitsfalles ins Bad gelegt (Ipolyi, S. 195). In Kecskemét war es Brauch, einen Besen aus Johanniskraut zu binden, denselben in die Glut des Johannisfeuers aufrecht hineinzustecken und dann über ihn hinwegzuspringen. Aus dem glücklichen Ueberspringen schloss man auf das Wohl und Wehe des Springers (Ipolyi, S. 195). Besen als Hexenfetische bilden das beliebteste Material. Der Gedankenweg zum Zauberischen dabei ist leicht zu erkennen. Das Feuer

verscheucht zuerst die Geister überhaupt, wenn sich der Mensch vor Spuk sichern will. Mit dem Erlöschen der alten Religionsvorstellungen denkt man nur noch an die unliebsamen Geister; man verscheucht sie und bricht ihren Einfluss. Indem man so von Feld und Vieh, das dem Menschen das Teuerste ist, jeden Schaden abwehrt, öffnet man dem Segen die Thür. Das Feuer bringt daher den Segen, und indem es also segenbringend ist, zieht man aus der Berührung mit demselben allerlei Nutzen. Es nützt schon, dasselbe zu umtanzen und zu überspringen, was einst auch fürstliche Personen übten (Grimm, D. Myth., S. 586); es nützt den Augen, in bestimmter Weise hineinzublicken, es nützen die angebrannten Scheite und Kohlen u. s. w. Trifft eine solche Zaubervorstellung auf dem natürlichen Wege ihrer Entwickelung eine andere, längst aufgenommene, so entstehen Kreuzungen, die für sich allein schwer zu begreifen wären. So wissen wir bereits, warum man einen schützenden Gegenstand unter die Schwelle vergräbt. Ist nun die Johanniskohle ein solcher geworden, so wird man auch darauf gefasst sein können, dass ihn jemand unter seiner Thürschwelle vergräbt. In Böhmen pflegten sonst die Knaben, wenn sie von dem Johannisfeuer heimkamen, ihren Eltern solche Kohlen mitzubringen, und diese vergruben sie unter der Thürschwelle, „um das Haus gegen allerlei Zauber zu schützen." In Ungarn vergräbt man am Johannisfeuer oder, wo solches schon unbekannt geworden, im Weihrauchbecken der Kirche angebrannte Holzstückchen in der Nähe des Hauses, um dasselbe vor dem Blitze, vor Feuersgefahr überhaupt zu schützen. In den katholischen Ortschaften des Kalotaszeger Bezirks vergräbt man an gleichem Orte zu gleichem Zwecke solche Holzstückchen, die man am Allerseelentag an Kerzen angebrannt hat, die auf Gräbern brennen.

Ganz abweichend von den bisher erwähnten Gebräuchen ist die im Donau-Uferorte Maros samt Umgebung bei der aus Deutschen und Magyaren gemischten Bevölkerung herrschende Sitte: Am Johannisabend geht die Jugend an das Donau-Ufer, die Mädchen stehen am unteren, die Burschen am oberen Rande des Ufers. Nachdem sie Feuer gemacht haben, fügen sie an das Ende ihrer Stöcke ein Rad ein, welches sie in der Glut anzünden und rasch herumdrehen, worauf sie es in die Donau rollen, indem sie dabei folgendes Lied (Originaltext bei Ipolyi, S. 194) absingen:

„Ypsilang, Ypsilang, Ypsilang-Rose,
Wär' ich eine Rose, wär' ich rot;
Wär' ich ein Rad, ich drehte mich,
Nach wem, nach wem, nach wem?
(Hier wird der Name der Geliebten genannt.)

Die Maide, deren Name häufig genannt wird, fühlen sich geschmeichelt, die Ungenannten aber schmollen. Die deutschen Burschen von Maros rufen, indem sie das Rad rollen: „Ich scheibe, scheibe zur Ehre der N. N.!" Was Ypsilang zu bedeuten hat, weiss das Volk nicht mehr und niemand hat davon eine Erklärung zu geben versucht. In Waizen legen die Schiffsmüller ein Brett auf die Donau, auf dem sich brennende Kerzen befinden und lassen es den Strom hinabgleiten.

Was den Zauber mit Feuer anbelangt, so können wir aus Ipolyis Werk (S. 190 ff.) folgendes berichten:

Im Honter Komitat, an den Ufern der Eipel ist es üblich, dass die Schweinehirten bei Ausbruch einer Seuche unter den Schweinen eine Stange nach Art einer Achse durch ein Rad ziehen, dessen Nabenöffnung mit Werg fest verstopft wird. Sie drehen nun das Rad so lange, bis es stark raucht und sich entzündet; durch den Rauch wird dann das kranke Vieh getrieben, die zu Kohle verbrannten Radstücke werden nach Hause getragen und in den Viehtränketrog geworfen, insbesondere die eiserne Zwinge der Nabe. In der Kecskeméter Gegend wirft man der behexten Kuh ein glühendes Hufeisen in den Trog und melkt ihre Milch darauf.

An manchen Orten ist das Holzreiben in Vergessenheit geraten und hat sich nur noch das Hindurchtreiben des Viehes durch den Rauch als Schutzmittel gegen die Viehseuche erhalten. An anderen Orten wird das Vieh beim ersten Austrieb auf die Weide über eine Haue getrieben, um welche ein starker Rauch aus verschiedenen Kräutern erzeugt wird, welcher in das Innere des Viehes einzudringen bestimmt ist, um den Magen zu stärken, damit ihm auf der Weide nichts Schaden bringe. In der Nacht vor Georgi und auch Johanni machen die Schäfer Feuer aus Zweigen von neunerlei Holz, um die Schafe vor Schaden zu bewahren. Dies nennen sie im Kalotaszeger Bezirk „Pilatusbrennen" (Pilátuségés). Zu bemerken ist, dass in manchen Gegenden die Jugend in früheren Jahren am Ostertage eine Strohpuppe, den „Pilatus" verbrannte.

Bis das Kind getauft wird, muss die Kerze neben ihm brennen, damit es die Hexe nicht auswechsele; wenn aber Verdacht geschöpft wird, dass das Kind schon ausgewechselt sei, so muss man es vor das brennende Herdfeuer halten. Wenn es ausgewechselt ist, so beginnt es zu schreien und der böse Geist reisst es in die Flamme, oder die Hexe holt, besorgt um das Ihrige, dasselbe ab.

Die Brautwerbung heisst im Magyarischen jetzt noch „háztüznézés" (Hausfeuerschau). Die Brautwerber verlangen von der Braut Feuer und Wasser. Wenn die Braut ins Hochzeitshaus geführt wird, zündet man vom Hochzeitswagen herabgeworfenes Stroh an. Beim Dorfe oder Hochzeitshause angekommen, wird ein Strohfeuer angezündet, welches umtanzt und übersprungen wird. Am nächsten Tage wird die junge Frau ans Ende des Dorfes geführt, wo sie wieder das angezündete Feuer umtanzen und überspringen, was sie Sengen (perzselés) nennen, vor welchem aber die junge Frau flieht, und von welchem sie sich mit Geld loskaufen muss, weil sie sonst nicht ins Haus hineingelassen wird. Nach Gebräuchen, die auf der Insel Schütt bestehen, wird die Braut beräuchert und in ihre Schürze etwas Weizen oder Gerste geworfen. Bei ihrem ersten Eintritt in ihr neues Heim muss sie ihre Augen auf das Herdfeuer richten. In der Theissgegend wird die Braut am Tage mit brennenden Fackeln begleitet. In manchen Gegenden werden um die tanzende Braut brennende Kerzen auf den Boden gestellt (Ipolyi, S. 543).

Um den begonnenen Festkreis des Jahres abzuschliessen, haben wir noch zweier Festtage zu gedenken, an denen besondere Bräuche beobachtet werden. Am Martinstage heisst es, reite der Winter auf weissem Rosse ins Land; der Rückenknochen der Martinigans, die an diesem Tage geschlachtet wird, heisst „Martinssattel" (Márton nyerge). Lässt man denselben einige Zeit lang in der Herdglut liegen, so kann man aus den auf ihm entstandenen rötlichen oder schwarzen Punkten, oder aus seiner weissen oder rötlichen Färbung auf die Witterung des kommenden Winters schliessen. Hat der Rücken schwarze Punkte und ist er rötlicher Färbung, so wird der Winter lau und kotig sein; ist er von weisser Farbe oder hat er rötliche Punkte, so steht ein strenger, schneereicher Winter bevor (Ipolyi, S. 307).

Lippert schreibt (a. a. O., S. 664) ohne den magyarischen Nikolaus (Miklós) zu kennen, also: „S. Nikolaus — früher gleich

S. Georg beritten — stellt sich am Vorabende seines Festes selbst der Jugend als Teufelsbändiger vor, indem er den mit Ketten umwundenen Kerl mit sich führt, dem landschaftlich die verschiedensten Namen beigelegt werden. Der slavische Rupprecht heisst in Böhmen und Mähren ausdrücklich der Teufel.“ In vielen magyarischen Orten wird ein als Greis verkleideter Bursche von seinen Kameraden an Ketten von Haus zu Haus geführt und musste „als gebändigter Winter“ um Gaben tanzen. Dann wurde zum Schluss der Hausherr geprügelt, „damit er im Winter nicht friere“ (vgl. Ipolyi, S. 539). Vor Jahren ward in Klausenburg jedermann auf der Gasse von der Truppe geschlagen und musste eine Gabe überreichen. —

Wir wären somit an den Schluss unserer Zusammenstellung der magyarischen Festgebräuche angelangt, die ein wichtiges Kapitel in der vergleichenden Volkskunde bilden. Sie zeigen, wie nachhaltig die Macht der Gewohnheit ist, auch wenn ihr längst der säftezuführende Boden entzogen zu sein scheint; sie zeigen aber auch, dass diese Festformen „schon lange als von bestimmten Zeiten bedingte Lebensformen da waren, ehe man daran dachte, davon den Begriff einer Feier zu abstrahieren und nach dem Gegenstande zu suchen, der gefeiert werden sollte.“ Wie viel in den heutigen Festgebräuchen von den alten heidnischen Festgebräuchen der Magyaren noch als Rudiment übrig geblieben ist und sich mit Entlehnungen aus fremdem Festgebrauche vermischt hat, das zu bestimmen wird die Aufgabe der vergleichenden Volkskunde, der Wissenschaft der kommenden Jahrhunderte sein.

III.

Zauber mit menschlichen Körperteilen.

Der Glaube an eine geheimnisvolle Kraft menschlicher Körperteile ist, wie bei allen Völkerschaften, die von der Ethnologie bislang in den Kreis ihrer Beobachtung gezogen worden sind, auch bei den Magyaren verbreitet. Welche hohe Bedeutung dieser Glaube für die Geschichte der Religion, des Kultus und der Sitte gehabt hat und im gewissen Sinne noch heutigestags hat, das zeigen die diesbezüglichen Zusammenstellungen, welche der verdienstvolle Volksforscher F. S. Krauss im Verein mit anderen bislang veröffentlicht hat („Am Ur-Quell," III. Bd. 1892). „Auch von diesem Gesichtspunkte aus sollte man", schreibt Th. Achelis, „um ein wirklich erschöpfendes Verständnis unserer eigenen mythologischen und religiösen Ideenwelt zu gewinnen, sich nicht mehr mit den landläufigen theologischen Kriterien und abstrakt-spekulativen Erklärungsversuchen begnügen, sondern zu den Akten der Völker- und Volkskunde greifen, die eben allein uns diesen induktiven Einblick in das organische Wachstum des menschlichen Geistes verschaffen können."

Ueber den Zauber mit menschlichen Körperteilen bei den Magyaren liegen weniger gedruckte Angaben vor, als über die anderen Zweige des Volksglaubens. Dies liegt jedoch gewiss nicht darin, dass dieser Zweig des Volksglaubens bei den Magyaren nicht auch seine Ranken geschlungen habe; der Grund ist vielmehr nur darin zu suchen, dass man sich in Ungarn mit Volkskunde erst in neuester Zeit ernstlich zu befassen beginnt. Von den zahlreichen, in älteren und neueren Tagesblättern erschienenen Berichten über die Entdeckung sogenannter „Hexen- oder Teufelsküchen" durch die Behörden, will ich hier absehen und nur zwei Berichte Joh. Vargas (A babonák könyve = Buch des Abergl., Arad 1877,

S. 140 u. 155) in wörtlicher Uebersetzung mitteilen: „Vor einigen Jahren entdeckte in Debreczin die Polizei eine Hexenküche. Richtiger gesagt: eine Höllenküche; denn wahrlich das, was dort gebraut wurde, das kochte bei teuflischem Feuer. Dort fand man Menschenschädel, auf denen noch die Haare waren; das alte Weib (die Besitzerin der Küche) kaufte vom Totengräber die Leichen und verbrannte deren Gebeine — zu Medizinen. Da waren gedörrte Schlangen, Frösche und anderes ekelhafte Getier; Totennägel, Stricke von Erhängten und deren Haare, und Gott weiss noch was alles, woraus Speisen, Getränke und Salben bereitet wurden." — Der andere Bericht lautet: „Vor nicht langer Zeit geschah es, dass in Mármaros eine arme Frau aus der Theiss Wasser schöpfte und in der Nähe unter den Steinen die Leiche ihres vor einigen Tagen verstorbenen Kindes erblickte. Dem Leichnam fehlte die Zunge, das Herz und der kleine Finger, ebenso das Totenhemdchen. Zu Tod erschreckt las sie die Ueberreste ihres kleinen Toten zusammen und lief zum Richter. Der Fall versetzte die ganze Stadt in die grösste Aufregung und dieser ist es zuzuschreiben, dass man schon am Nachmittage desselben Tages die beiden Schuldigen dingfest machte, welche den begrabenen kleinen Leichnam auf eine so schreckliche Art verstümmelt hatten. Eine alte Heilkünstlerin und der Totengräber arbeiteten sich in die Hand und gruben die beerdigten Kinder heraus und teilten sich in den Preis der aus Kinderzungen, Fingern, Herzen und Hemden verfertigten Zaubermittel."

Es kann nun nicht hier meine Aufgabe sein, eine alle Einzelheiten erschöpfende Zusammenstellung des vorliegenden Themas zu geben; nur mit einigen Streiflichtern möchte ich den wundersamen Ideenkreis beleuchten, in welchem sich das Bewusstsein der niederen Volksschichten zu bewegen pflegt, soweit sie noch eben ungestört von dem verhängnisvollen Einfluss einer höheren Bildung in dem Banne ihres ursprünglichen Dämonismuses verblieben sind.

Wir beginnen mit dem Blut.

In einigen Gegenden herrscht der Brauch, dass wenn der Namenstag einer Person auf einen Freitag fällt, dieselbe etwas von ihrem Blute und Speichel auf einen Lappen eines ihrer abgetragenen Kleidungsstücke wischt und diesen Lappen dann verbrennt. Es heisst, dass die betreffende Person dadurch auch das, ihr bis zu

dem Tage, wo ihr Namenstag wieder auf einen Freitag fällt, bevorstehende Unglück verbrenne. Im Südosten Siebenbürgens hängt man bei dieser Gelegenheit solche Lappen vor Sonnenaufgang an einen Baum. Verschwindet der Lappen bis zum nächsten Sonnenaufgang vom Baume, so verschwindet auch das bevorstehende Unglück. —

Es heisst: als man Christus kreuzigen wollte, so fand man keinen Baum, der ihn tragen konnte. Jedes Kreuz brach unter ihm zusammen, denn er hatte alle Bäume in den Bann gethan (megigézte); nur auf die Espe hatte er vergessen. Als man ihn schliesslich an ein Kreuz aus Espenholz schlug, so brach dasselbe unter ihm nicht zusammen. Seit der Zeit „weint“ (sír) die Espe ... In Mittelungarn macht man zu Weihnachten aus Espenholz den sogenannten *czolonk* (Keil), den man bei gefahrvollen Unternehmungen am blossen Leibe trägt, um gegen Hexen und Teufel, Kugel und Schwert u. s. w. gefeit zu sein, um Glück zu haben, um das vorherbestimmte Schicksal abzuändern. Es ist eine Art der „virgula divina“, welche Cicero bei den Römern erwähnt. Die letzten Worte des Szigetvárer Helden Nikolaus Zrinyi sollen nach Graf Nik. Bethlens Aufzeichnungen gewesen sein: „Schändlich ist mit mir verfahren das Schwein (der Türke), aber sieh' da! ein Holz! — das er auch während einer Schlacht stets in der Tasche bei sich trug — stillet damit der Wunde Blut: dies ist dazu sehr gut“ (s. Ethnographia II. S. 354, Anm.). Solche czolonk sah Lieutenant v. Bora während des bosnischen Feldzuges bei gar vielen magyarischen Soldaten. Den alten czolonk, d. h. den man vor einem Jahre gemacht hat, ist es üblich, zu verbrennen und die mit Milch gemengte Asche desselben in den Viehstall zu streuen. Oft bespritzt man diesen czolonk mit seinem Blute und verbrennt ihn, ehe man sich einen neuen schnitzelt, zu Asche, die man derjenigen Person auf die Kleider streut, deren Liebe und Anhänglichkeit man sich erwerben will.

Weit verbreitet ist der Glaube, dass man durch Verfluchungen, Beschwörungen und sympatische Mittel Menschen, denen man feind ist, vom Tode abholen lassen kann, ohne dass jemand davon etwas erfahre. Man sperre einen schwarzen Hund ein und gebe ihm bei abnehmendem Monde auf Brot etwas vom Sperma des Mannes oder den menses der Frau oder der Nachgeburt, beziehungsweise

der Nabelschnur zu fressen; dann sammele man den Kot des Hundes, pulverisiere ihn und mische ihn in die Speisen des Menschen, von dem man die erwähnten Dinge heimlich erlangt hat und dessen Tod man herbeiführen will. Wer mit dem Blute eines Toten den Nabel eines Schlafenden einreibt, der bewirkt den baldigen Tod des Betreffenden. Wünscht man einer Person den Tod, so eignet man sich etwas von ihrem Blute an und schmiert damit die linke Fusssohle eines Toten vor dessen Beerdigung ein. Die betreffende Person verfällt dann in die Bleichsucht, magert ab in dem Maasse, wie der Tote in der Erde abnimmt und stirbt bald.

Will man eine Maid oder Frau unfruchtbar machen, so reibe man die Genitalien eines toten Mannes mit den menses des betreffenden Weibes ein. Eine Redensart im Kalotaszeger Bezirk lautet, auf unfruchtbare Weiber angewendet: „Sie hat auf einen Toten uriniert“ (Holtra peselt). Die Bleichsucht vertreibt man, wenn man einige Tropfen vom eigenen Blute mit welchen Exkrementen immer eines Toten mischt und dann in das noch offene Grab des betreffenden Toten kurz vor dessen Beerdigung wirft. Blut von Erhängten ist ein gutes Mittel gegen Epilepsie. Das Eiweiss und vom Dotter nur den weissen Flecken des Hühnereies soll man mit dem Blute des Mannes mischen, dies dann in einen Totenknochen füllen und denselben an den Ort vergraben, wo der Mann das Wasser abzuschlagen pflegt und man erhöht dadurch die Conception der Frau. Eine Kalotaszeger Redensart auf einen kinderreichen Mann angewendet, lautet: „Man hat Eier mit seinem Blute ihm gemischt“ (vérével tojást kevertek neki). Menschenblut und Menschenfett mische man mit einander und reibe damit die Herzgegend solcher Leute ein, die an hysterischem Herzklopfen und Atemlosigkeit leiden. Um Irrsinnige zu besänftigen, gebe man ihnen einen Aufguss von Ulmenrinde, mit dem Blute eines Kindes gemischt, in einem Totenschädel zu trinken. Mit dem Blut und Speichel des Irren soll man das Hinterhaupt eines Toten befeuchten, damit der Kranke „so viel Verstand bekomme, als der Tote einst gehabt hat.“

Man benützt das Blut auch zu Liebeszauber. Zu Neumond stiehlt die Maid Mehl und Honig, bäckt daraus einen Kuchen, dem sie etwas von ihren menses beimengt, und gibt ihn dem Burschen zu essen, dessen Liebe sie erlangen will. Die menses

dem Manne ins Getränk gemischt, erweckt bei ihm rasende Liebe zum betreffenden Weibe. Ein weit verbreiteter Liebeszauber ist: Das erste Ei einer schwarzen Henne wird an beiden Enden behutsam geöffnet und sein Inhalt herausgeblasen; die Eierschale legt man auf den Herd, damit die innere Feuchtigkeit verdampfe; dann steckt man in die Eierschale Haare, Nägelschnitzel und auch einige Tropfen Blut von derjenigen Person, deren Gegenliebe man begehrt; hierauf vergräbt man die Eierschale in den Grabhügel eines ungetauften Kindes; findet sich nun nach drei Tagen in der Eierschale Feuchtigkeit vor, so wird man seinen Zweck erreichen. Gelingt es einer Maid, von dem ihrem linken kleinen Finger entströmenden Blute, so lange es noch warm ist, etwas an die Haupthaare des Burschen zu schmieren, so muss dieser stets an sie denken. Kocht der Mann den Urin eines Weibes mit seinem Sperma, dem er etwas von seinem Blute beigemengt hat, und mischt dies in die Speisen und Getränke des Weibes, so muss es ihm willig werden.

Auch bei den Magyaren ist, wie wohl überall, die Vorstellung verbreitet, der Pakt mit dem Teufel müsse mit dem eigenen Blute unterzeichnet werden (Ipolyi, S. 418 ff.) Hat man das Fieber, so soll man auf einen Zettel mit dem eigenen Blute seinen Namen schreiben und den Zettel verschlingen, indem man spricht: „Nimm, hier hast du, was du brauchst“ (Nesze, itt van, mi neked kell). Will der Mann sich die Treue der Gattin sichern, so schreibe er mit seinem Blute auf einen Zettel seinen Namen und lasse diesen Zettel von der Gattin unbewusst verzehren. Desgleichen thun die Weiber mit ihrem Menstruationsblute.

So wie man durch Blut Liebe und Neigung erwecken kann, so ist man auch imstande, Abscheu und Hass hervorzurufen. Schmiert man die Schuhsohlen der Braut vor der Trauung mit dem Blute oder auch nur mit dem Speichel des Bräutigams ein, so wird sie ihrem Gatten bald abhold werden. Oder man schreibt mit dem Blute des Mannes dessen Namen auf ein Taubenei und lässt dies durch das Weib unversehens zertreten; die Liebe des Mannes wird dadurch „zertreten“. Malt man mit dem Blute eines Menschen einen Kopf an eine Wand und sticht eine Nadel in die Figur, so wird der Betreffende an heftigen Kopfschmerzen so lange leiden, bis man die Nadel entfernt. Malt man einen Fuss und durchsticht ihn mit einer Nadel, so bekommt er ein Fussleiden u. s. w.

Noch einige lose Anmerkungen über das Blut. Das Bluttrinken bei Gelegenheit von Bündnissen, Verträgen, Schwüren u. dgl. war auch den alten Magyaren bekannt. Der anonyme Notarius des Königs Béla schreibt u. A. (c. 5.6): „More paganismo fusis propriis sanguinibus in unum vas, ratum fecerunt iuramentum" . . . ferner: „sanguis nocentis funderetur, sicut sanguis eorum fuit fusus in iuramento, quod fecerunt Almo duci." Die sogenannte Szekler-Chronik (S. 277), deren ursprüngliche Gesetze auf sechs Steintafeln mit Blut geschrieben waren (Ipolyi, S. 532 Anm.) erwähnt: „Profusisque caeteri lacrimis quasi sanguineis, potum prae gaudio celebrantes sumpsere", d. h. sie vergossen ihr Blut gleichwie Thränen. Dies Bluttrinken kommt auch beim Totenmahl des Vérbulcsu vor, worüber der Chronist Kéza schreibt: „Pro eo Werbulchu est vocatus, quia Cun avus eius in prelio Crimildino per Teutonicos fuisset interfectus, et id ei pro certo constitisset, volens recipere vindictam super eos, plures Germanicos assari fecit super veru, et tanta crudelitate in eos dicitur exarsisse, quod quorundam quoque *sanguinem bibit sicut vinum.*"

Unschuldig vergossenes Blut lässt sich nicht bergen und offenbart sich stets auf irgend eine Weise. Das Blut des vom Blocksberge bei Ofen herabgestürzten hl. Gerard kann die Donau von den Felsen bis auf den heutigen Tag nicht abwaschen. Im „Leben" des Heiligen (vita S. Gerardi 20, und chron. bud. 97) heisst es: „Danubius saepe redundans super molem lapidis, in quo contritum est caput S. Gerardi, non potuit sanguinem diluere per septem annos, donec recollectus est a sacerdotibus, nunc in eodem loco, ubi contritum est caput eius, in honorem b. Gerardi m. ecclesia sub monte apparet fabricata." Neben Slatina befindet sich ein Hügel mit „roten" Sträuchern besetzt; ein Brautpaar wandelte einst auf diesem Hügel und wurde von Räubern ermordet, die ihre entseelten Körper den Hügel hinauf- und herabschleiften (Ipolyi, S. 364). Das Blut des unschuldig hingerichteten D. Bánffi sprudelte jahrelang aus seinem Grabe hervor (Cserei, hist. 85). Selbst wenn ein Körperteil, von der Leiche getrennt, anderswo beerdigt wird, so sprudelt Blut hervor. So blutete noch lange das abgesondert beerdigte Herz des Palatins Paul Pálffy (Ipolyi, S. 364). Zahlreiche Märchen und Sagen erzählen, dass die Wunden des Ermordeten zu bluten begannen, sobald der Mörder sich der Leiche näherte.

Dass die Juden Blut christlicher Jungfrauen und Kinder zu rituellen Zwecken verwenden, ist ein in Ungarn leider allgemein verbreiteter Glaube. Ich erinnere hier nur an den Fall von Tisza-Eszlár, wo die Juden auf gerichtlichem Wege beschuldigt wurden, eine Maid zu rituellen Zwecken gemordet zu haben.

Der menschliche Speichel hat auch im magyarischen Volksglauben „besondere heilende oder zerstörende, oder glückbringende Eigenschaften und noch dazu eine eigentümliche Macht zur Abwehr."

Um das Kind oder ein Tier nicht zu berufen, zu beschreien, so pflegt man es anzuspeien oder wenigstens den Laut des Ausspuckens nachzuahmen (Kozma a. a. O., S. 35). Denkt man bei sich etwas Unangenehmes oder Böses, z. B. „wenn mein Kind sterben sollte, was thäte ich?" — so muss man ausspeien, damit der Gedanke nicht in Erfüllung gehe. Arbeiter speien sich in die Hände, bevor sie die Arbeit beginnen, damit das Werk gelinge. Begegnet man einem alten Weibe oder einem rumänischen Geistlichen, so soll man ausspeien, damit einem auf dem Wege nichts Uebles zustosse. Wird einem ein Trank angeboten, so spuckt man aus, bevor man trinkt, und macht man sich auf den Weg in wichtiger Angelegenheit, so thut man dasselbe. Ins Badewasser eines neugeborenen Kindes spuckt die Hebamme hinein und die Mutter spuckt während ihres sechswöchentlichen Einsitzens stets auf die Stelle, wohin sie ihr Kindlein niederlegt; dasselbe thut sie, wenn sie ihm die Brust reichen will. Sie spuckt aus, so oft sie in der Zeit des Einsitzens die Thürschwelle übertreten muss. Begegnet man einem Leichenzug, schreitet man an einem Kranken vorüber, geht man über einen Kreuzweg hinweg, sieht man Katzen, Eulen, Ziegen, Krähen und Raben zu ungewöhnlicher Zeit und an ungewöhnlichem Orte, so spuckt man aus. Dasselbe thue man bei Blitz und Donner. Sperrt man abends den Viehstall ab, so spuckt man vorher in den Stall und öffnet man ihn morgens, so spuckt man vorher aus, bevor man in den Stall tritt. Jeden neugekauften Gegenstand und jedes neue Tier spuckt man an, damit nichts „Böses" an ihm haften bleibe (vgl. Ipolyi, S. 43).

Hat man Kopfweh, so speie man in seinen Hut oder in seine Mütze, so oft man die Kopfbedeckung auf- oder absetzt. Beulen soll man vor Sonnenaufgang anspucken, damit sie verschwinden. Es gibt Leute, die einen „giftigen" (mérges) Speichel haben. Tritt

man in ihren Speichel, so bekommt man einen Hautausschlag und wenn sie jemanden anspucken, so bekommt der Betreffende an der Stelle ein bösartiges Geschwür, das man mit Kinderspeichel heilen kann. Hat die Mutter Brustschmerzen, so reibt sie ihre Brüste mit dem Speichel des Säuglings ein. Bei Neumond ballen die Kalotaszeger Kinder ihre Faust, speien gegen den Mond zu aus und sprechen: „Gib noch mehr“ (adj még többet), wodurch sie Geld zu erhalten hoffen. Von der Gelb- und Bleichsucht kann man sich befreien, wenn man in ein Grab vor der Beerdigung der Leiche spuckt. Im Kalotaszeger Bezirk muss der Gatte der Gattin bei schwerer Geburt in den Mund spucken.

Wacht man in der Frühe auf und hat eine Hautentzündung, so heisst es: der Teufel oder eine Hexe habe einen im Schlafe angespieen; dagegen hilft Glockenfett und Speichel eines Kindes, womit man die entzündete Stelle einreibt. Wohin eine Hexe ausspuckt, dort wächst nie mehr Gras. Dasselbe gilt von ihrem Urin. Hat man auffallend viel Unglück, so heisst es: „Das ist ein Teufelsausspeien“ (ez ördög köpése). In zahlreichen Hexenprozessen heisst es: „Sie hat ihn oder sie angespuckt“ (s. Ipolyi, S. 401). Bei der Weihe, d. h. bei ihrer endgiltigen Aufnahme unter die Hexen, muss die Hexe die Bibel anspucken (eb., S. 418). Feen weben aus ihrem Speichel eine Leiter, um in den Himmel hinaufzusteigen. Zerreisst die Leiter, so fliegen ihre Stücke als Herbstfäden in der Luft herum. Die im Herbste über die Felder hinschillernden Fäden der Feldspinne (Altweibersommer) heissen im Magyarischen Ochsenspeichel (ökörnyál). Eine Sage aus meiner unedierten Sammlung magyarischer Volksdichtungen lautet darüber also:

„Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Ritter, der war gegen seine Untergebenen gar streng und hartherzig. Seine eigene Gattin hatte er einmal in seinem Zorn zu Tode geprügelt und seine drei wunderschönen Töchter behandelte er schlechter, denn Hunde. Da traf es sich einmal, dass der böse Ritter in eine gar ferne Stadt zog, um sich von da eine Gattin zu holen. Bevor er abzog, sprach er zu seinen Töchtern: „Allen Hanf, der sich am Aufboden des Hauses befindet, müsst ihr bis zu meiner Rückkehr gesponnen haben, sonst lasse ich jede von euch an einen Baum binden und dann zersägen.“ Also sprach der Rittersmann und zog von dannen. Seine armen Töchter weinten nun Tag und Nacht, denn sie wussten

nicht, wie sie den vielen Hanf aufspinnen sollten. Da traf es sich einmal, dass die drei Fräulein spät in der Nacht noch spannen und weinten, als sich die Thüre der Stube öffnete und ein riesiger schwarzer Stier hereintrabte. Mitten im Hanfstoss, der am Boden lag, blieb er stehen, nahm einen Bund nach dem andern auf seine Hörner, und während er seinen Hals von rechts nach links beständig bewegte, verwandelte sich der Hanf sofort in die schönste Leinwand. Das eine der drei Fräulein stieg nun schnell auf den Aufboden hinauf und reichte ihrer Schwester, die auf der Leiter stand, einen Hanfbund nach dem andern herab. Die mittlere Schwester reichte den Hanf der jüngsten, die unten in der Stube stand, und diese warf ihn vor den Stier, der mit seinen Hörnern so rasch spann, dass die Schwestern kaum Zeit hatten, einander den Hanf zu überreichen. Die eine rief stets der andern, diese wieder der dritten zu: „Nyujtod-e már?“ („Reichst du ihn einmal her?“), um sich gegenseitig zur Eile anzufeuern. Als es dämmerte, spann der Stier noch immer. Aber er war auch schon sehr müde, denn so oft er den Hals von rechts nach links bog, da flog ihm stets der Speichel in langen Fäden zum offenen Fenster hinaus und schwebte als glänzender Faden in der Luft fort. Diese Fäden sieht man auch jetzt noch im Herbste in der Luft schweben, und wir nennen sie „Ökörnyál“ (Ochsenspeichel). Gegen Mittag war der gesamte Hanf aufgesponnen, und da stürmte der Stier auf die drei Jungfrauen los und warf sie in die Luft; die eine fiel oben auf dem Gebirge neben einer Quelle auf die Erde; die andre fiel auf einen Acker, und die dritte fiel auf einen hohen Baum. Jede sitzt nun seit vielen Jahren auf ihrer Stelle und spinnt den „Ochsenspeichel“; aus dem Gespinst verfertigen sie dann Hemden, und wer ein solches findet und am Leibe trägt, der ist in allem glücklich. An der Stätte, wo das Haus des Ritters gestanden, hörte man lange Jahre hindurch allnächtlich den Ruf erschallen: „Nyujtod? nyujtod-e már?“ Und als mit der Zeit sich daselbst Leute ansiedelten, nannten sie das Dorf „Nyujtod“ (im Südosten Siebenbürgens) . . . .“

In zahlreichen Märchen spuckt die vor Hexen, Drachen u. dgl. fliehende Heldin hinter sich, woraus dann ein See oder Fluss entsteht. Redender Speichel ist auch der magyarischen Volksdichtung bekannt. In einem Märchen erzählt immer der Speichel dem Gatten die Treulosigkeit der Gattin u. s. w.

Beim Liebeszauber ersetzt der Speichel das Blut. —

Schweiss kommt nur bei Liebeszauber vor. Man lege einen Kuchen, Apfel oder sonst etwas Essbares unter den linken Arm, lasse es dort durchschwitzen und gebe es dann der Person, deren Liebe man erzwingen will, auf nüchternen Magen zu essen. Auf ähnliche Weise macht man sich auch Tiere anhänglich.

Allgemein verbreitet ist bei den Magyaren der Glaube, dass wer etwas vom Friedhofe sich aneignet (Blumen, Totengebein und dgl.), von dem betreffenden Toten um Mitternacht besucht wird und den Gegenstand zurückgeben muss. Eine Maid kochte auf Rat einer Hexe ein Totenbein um Mitternacht, damit ihr lange abwesender Geliebter ihr erscheine. Der tote Geliebte erschien ihr (Ipolyi, S. 365). Im handschriftlichen Werk des Baron Mednyánszky (Samml. abergl. Meinungen und Gebräuche des gemeinen Volkes in den Thälern des Rokos, 1823; vgl. Ipolyi XXVI) wird (S. 47) von einem Manne erzählt, der eine Totenrippe heimbrachte. Der betreffende Tote forderte um Mitternacht seine Rippe zurück. Der Mann konnte sie ihm nicht zurückstellen, nachdem er sie eben verbrannt hatte. Von nun an nahm er, seine Familie und sein Viehstand von Tag zu Tag ab, alles magerte ab und siechte dahin, bis er sich eben aus Gram zu Tode soff. Inhoffer (an. eccl. 1. 281) schreibt bei Darstellung der alten magyarischen Totengebräuche: „Non unum memorat exemplum, et interdum incundas lectu, sed notatu religiosas, mortuorum cum vivis concertationes et horum vindictas admiratione plenas." Nimmt man daher etwas vom Friedhofe weg, so muss man daselbst irgend etwas (Holz, Stein, Lappen und dgl.) zurücklassen, um von den Toten im Besitze des Weggenommenen nicht gestört zu werden.

Gibt man einem Trinker Branntwein, den man durch einen Totenschädel gegossen hat, so wird er von der Trunksucht geheilt. In einen Schädel soll man Erde legen und in dieselbe wohlriechende Kräuter pflanzen. Räuchert man mit diesen Kräutern Irrsinnige, so besänftigt man sie dadurch; räuchert man Tiere damit, so werden dieselben nimmer störrisch und wild sein. Steckt man um Mitternacht in einen Schädel eine Kerze hinein, so wird dieselbe nie zu Ende brennen, besonders wenn sie aus Menschenfett gemacht ist. Solches Menschenfett kann man auf folgende leichte Weise erhalten: Man gehe um Mitternacht in die Kirche, wo um diese

Zeit die Toten Gottesdienst halten. Viele der Toten werden dem Menschen Töpfe voll Fett anbieten, das nie abnimmt, so viel man immer davon wegnimmt. Eine Frau ging einmal zur mitternächtlichen Messe um eine halbe Stunde zu frühe und fand in der Kirche die Toten beisammen, darunter viele ihrer verstorbenen Bekannten waren. Eine Gevatterin gab ihr einen Topf voll Fett, damit sie es unter die Armen verteilen solle. Die Frau trug den Topf heim und begann das Fett auszuteilen; dies aber nahm nie ab, so dass sie in der nächsten Weihnacht den vollen Topf mit schwerer Mühe und Anstrengung in die Kirche zurücktrug und ihn ihrer Gevatterin zurückgab. Im Topfe war nämlich das Fett, welches die Gevatterin im Leben aus den Armen und Verlassenen ausgepresst hatte (Ipolyi, S. 364 Anm.).

Die allgemein verbreitete Vorstellung von der zauberischen Gewalt des Fingers eines Toten finden wir auch im magyarischen Volksglauben wieder. Besonders ist es der kleine Finger eines totgeborenen Kindes, der angezündet, jeden einschläfert, nur seinen Besitzer nicht (Varga, S. 155).

Schabt man von einem Totengebein etwas in das Getränk des Mannes, so erhöht man seine Potenz; gibt man es der Frau ein, so erhöht man dadurch ihre Conception. Vergräbt man ein Totengebein unter die Thürschwelle, so kann dieselbe nie ein Feind übertreten. Vergräbt man es in die Scheune, so vertreibt man dadurch Mäuse und Ratten. In Südungarn vergräbt man Menschenknochen in den Baugrund, um das Gebäude vor Ueberschwemmung zu sichern. Legt man ein Menschenknochensplitterchen unter die Bruthenne, so wächst die Brut sehr gross heran, d. h. die Küchlein werden Hühner von ungewöhnlicher Grösse. Hexen füllen ein Totenbein mit Weihrauch, auf den sie vorher ihren Urin lassen, und erhalten dadurch ein solches Werkzeug, wodurch sie alle Thüren öffnen und jeden Menschen durch Berührung mit diesem Totenbein einschläfern können. Blickt man in irgend einer Festnacht durch die Röhre eines Totenbeines auf den Mond hinauf, so erblickt man am Monde das Bild seines Feindes, vor dem man sich am meisten zu hüten hat. Legt man in der Brautnacht ins Brautbett ein Totenbein, so wird die Frau stets nur tote Kinder gebären. Nestelt man in den Zopf einer Braut bei ihrem Trauungsgange Totenhaare, so wird sie ihren Gatten gar bald satt bekommen „und an andere Männer denken“.

Bricht unter den Schweinen eine Seuche aus, so verbrennt man Menschenknochen zu Staub und bestreut damit die Schweine. Wenn ein Pferd störrisch und wild ist, so flicht man ihm ein Menschenknochensplitterchen über Nacht in die Mähnen. Damit Kälber schöne grosse Hörner bekommen, reibt man sie öfter am Oberhaupte mit einer Salbe ein, die man aus pulverisierten Menschenknochen, Hasenfett und Wachholderasche bereitet.

Um Hunde bissig und wachsam zu machen, gebe man ihnen pulverisierte Menschenhaare in Milch zu trinken. Will man sich bei Epidemien vor Ansteckung bewahren, so trage man am Leibe eine Schnur aus Menschenhaaren geflochten. Hat man jemanden im Verdacht, dass er einem heimlich Schaden zufügen will, so eigne man sich von ihm Haare an und hänge dieselben in den Rauchfang. Wenn die Haare im Rauche zerstoben sind, dann hat auch der betreffende Feind sein Vorhaben aufgegeben. Im Dorfe Kapus (Kalotaszeger Bezirk) sagt man von einer Maid, die einen Burschen „wahnsinnig" liebt: „Man hat ihr Werg (Haare) vergraben" (elásták a szöszét). Man glaubt nämlich, wenn ein Bursche vom Haupte einer Maid Haare stiehlt und dieselben auf einem Kreuzweg vergräbt, so wird die Maid verliebt in den Burschen, sobald die vergrabenen Haare vermodern. Wenn eine Maid die Liebe eines Burschen sich erwerben will, so eignet sie sich einige Haare von seinem Haupte an und spricht — die Haare gegen den Neumond werfend — also:

Uj hold nézlek, nézlek,	Neumond, ich seh', ich seh' dich an,
Adj N. nek szerelmet;	Gib dem N. Liebe,
Hogy szeressen engemet,	Damit er liebe mich,
El is vegyen, ha lehet!	Mich heirate, wenn es sein kann!

Sagt sie dies zur rechten Zeit, dann ist der „Erfolg sicher". Es herrscht nämlich der Glaube, dass der Neumond zu einer gewissen Zeit im Wachstum auf einige Augenblicke stehen bleibt, und wenn man ihn dann um etwas anfleht, so muss er es gewähren, sonst wächst er nimmer. —

Das menschliche Herz wird zu schauerlichen Zauberzwecken verwendet. Wer von einem Herzen am Tage isst, der verliert seinen Verstand und stirbt in der Tobsucht. Wer dagegen ein menschliches Herz um Mitternacht verzehrt, der schrickt vor keiner Gefahr zurück, er wird mutig und kühn, tapfer und waghalsig.

Will man sein zukünftiges Schicksal erfahren, so öffne man das Herz eines totgeborenen Kindes um Mitternacht und viele Menschen- und Tierfiguren, Gegenstände und Ortschaften, welche dereinst auf das Schicksal des Menschen einen Einfluss ausüben, werden sich aus dem Herzen erheben und in der Luft zerstieben. Man erzählt von einem reichen Manne im Kalotaszeger Bezirk, dass er zu seinem Reichtum so gelangt sei, dass er in einen Baum ein so grosses Loch geschnitten, in das ein menschliches Herz hineingesteckt werden konnte. Er habe nun ein Herz ins Loch gesteckt, und das Loch verstopft, über welches über Nacht die Baumrinde gewachsen sei. Nun gehe er jedesmal um Mitternacht zum Baume und lege sein Ohr an die Stelle, wo das Herz sich befindet und horche. Das Herz sage ihm nun, wo die verborgenen Schätze begraben seien, die er dann heimlich sich aneignet. Von einer Kartenaufschlägerin in Nádas (Kalotaszeger Bezirk) erzählt man sich, dass sie ein Frauenherz in die Zimmerwand eingemauert habe, gerade an der Stelle, wo sie zu sitzen pflegt, wenn man ihre Kunst zu Rate zieht. Hat sie ihre Karten aufgelegt und geordnet, dann lehne sie ihr Haupt an die Wand, vor welcher sie sitzt und wo sich das Herz eingemauert befindet, und horche auf die Worte des Herzens, das ihr nun alles mitteilt, was sich auf das Schicksal des Menschen bezieht, der bei ihr seine Zukunft erforschen will.

Steckt man eine brennende Kerze in der Neujahrsnacht durch ein menschliches Herz, so kann man alle Verstorbenen, die man sehen will, zu sich zaubern und von ihnen sich über das Leben im Jenseits Bericht erstatten lassen. Der allgemein verbreitete Glaube, dass aus den Herzen zweier verstorbener Liebenden Blumen oder Bäume hervorspriessen, die sich umschlingen, ist ein auch in der magyarischen Volkspoesie wohlbekannter Zug. In manchen Gegenden ist es Brauch, dass die verwittwete Ehehälfte, wenn sie abermals heiratet, an ihrem Hochzeitstage das Grab der verstorbenen Ehehälfte mit Wasser begiesst, damit deren Herz vor Sehnsucht und Gram nicht zu brennen beginne; ein Brauch, welcher auch der rumänischen Landbevölkerung im Südwesten Siebenbürgens bekannt ist. Oft sieht man auf dem Friedhof über dem Grabe ein Flämmchen emporzüngeln, das aus einem schuldbeladenen Herzen kommt. Wer den Mut hat, zum Flämmchen zu gehen, dem teilt es seine Wünsche mit. Vollführt man diese Wünsche, dann findet

das Herz im Grabe seine Ruhe und der betreffende Mensch wird glücklich. Alles, was er beginnt, ist von Erfolg und Glück gekrönt.

Das Fruchthäutchen, die Nachgeburt und die Nabelschnur spielen auch im magyarischen Volksglauben eine Rolle. Das Kind, welches mit der Embryonenhaut (burok = Hülle) auf die Welt kommt, wird im Leben stets Glück haben (Ipolyi, S. 341). Eine Redensart, auf einen glücklichen Menschen angewendet, sagt: „Er ist im rosigen Fruchthäutchen geboren worden" (rózsa burokban született). Solche Häutchen soll man aufbewahren und das Kind soll, wenn es erwachsen ist, stets wenigstens ein Stückchen davon bei sich tragen. Dann ist es gegen Hexen- und Teufelsnachstellungen und vor Krankheit gefeit und geschützt. Von solchen Fruchthäutchen erzählt man sich, dass sie ihren Besitzer unter Umständen unsichtbar machen können. Vom „letzten romantischen" Räuberhauptmann der Puszta, dem vor einigen Jahren hingerichteten Josef Savanyó, erzählt man sich, dass er auch eine solche und zwar seine eigene Embryonenhaut besessen habe, die er, verfolgt, jedesmal auf sein Haupt gesetzt und dadurch sich unsichtbar gemacht habe. Durch diese Haut nur konnte er sich viele Jahre hindurch den Verfolgungen der Häscher entziehen, bis endlich einmal seine Geliebte die Haut unabsichtlich verbrannt habe.

Die Nachgeburt soll man entweder begraben und dann auf der Stelle stehend drei Vaterunser sprechen, oder man soll sie verbrennen, denn sonst stehlen sie die Hexen und formen daraus Wechselbälge. Will ein Weib keine Kinder mehr gebären, so verbrennt es ein Stückchen von der Nachgeburt und mischt die Asche davon in das Getränke ihres Gatten. Eine Art von Kunstzeugung kennt auch der magyarische Volksbrauch im Kalotaszeger Bezirk. Will ein Ehepaar einen Sohn haben, so verschafft es sich die Nachgeburt von einem Knaben und legt dieselbe unter das Ehebett, in welches der Gatte von rechts hinaufsteigt. Will man eine Tochter haben, so legt man unter das Bett die Nachgeburt eines Mägdleins und der Mann steigt linker Hand ins Bett.

In katholischen Ortschaften feuchtet man die Nabelschnur mit Weihwasser an, während man dieselbe in protestantischen Gemeinden in die Bibel oder in das Gesangbuch legt und sie daselbst trocknen lässt, nachdem man sie vorher mit einem roten Bindfaden fest umwunden hat. Die Nabelschnur wird stets und überall sorgfältig

aufbewahrt, damit sich dieselbe die Hexen nicht aneignen können, die daraus sich ein Saugrohr machen, mit Hilfe dessen sie aus grosser Entfernung den Kühen die Milch ausmelken, ja schlafenden Menschen vom Blute saugen können. Hat das Kind Bauchgrimmen oder leidet es an Schlaflosigkeit, so soll man es mit einem Stückchen von seiner Nabelschnur räuchern.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über den Zauber mit Muttermilch. Will die Mutter bewirken, dass der Vater des Kindes letzterem stets in väterlicher Liebe geneigt sei, so nimmt sie die ausgegrabene Fussspur des Mannes, melkt etwas von ihrer Milch hinein und kehrt dann die Fussspur um, d. h. die Spitze nach rückwärts, die Ferse nach vorwärts. Dasselbe thut ein gefallenes Weib, dessen Geliebter vom unehelichen Kinde nichts wissen, es nicht als das seine anerkennen will.

Besprengt man einen Mann mit Frauenmilch, so bekommt er arge Schmerzen in den Brustwarzen, die dann einen milchigen Saft absondern. Melkt eine Frau ihre Milch in Kuhmilch, so verliert die betreffende Kuh ihre Milch. Will die Mutter eine nahrhafte, „fette" Milch haben, so melke sie etwas davon bei zunehmendem Mond in die Herdglut. Wehe Augen, in Muttermilch gewaschen, heilen in kurzer Zeit (s. Abschnitt VI, Boldogasszony-Milch). Will man eine Frau unfruchtbar machen, so melke ihr ein Weib seine Milch, während die Frau schläft, auf den Kopf und die Frau wird nie ein Kind gebären. Gegen den Rotlauf lasse man Muttermilch gerinnen, schmiere sie auf Hollunderblätter und lege dann letztere auf die kranke Körperstelle.

Hat die Hausfrau im Kalotaszeger Bezirk zur Zeit der Aussaat Milch in den Brüsten, so melkt sie etwas davon auf das Saatkorn, damit die Früchte „milchig und mehlig", d. h. gut geraten werden.

Wir sehen also auch aus diesen losen Bemerkungen, dass der Zauber selbst vor den unheimlichsten Sachen nicht zurückschreckt, um vorhandenes Uebel zu beseitigen oder kommendes, zu erhoffendes abzuwenden.

IV.

Schatzgewinnung.

Wohl in keinem Lande und bei keinem Volke Europas finden sich so viele Schatzgräber vor, als eben in Ungarn und besonders unter den Magyaren. Es gibt kaum ein magyarisches Dorf, in dessen Nähe nicht der Sage nach irgend ein Schatz vergraben liege; ebenso gibt es kaum ein Dorf, in dem nicht zwei, drei Schatzgräber lebten, die in den dazu geeigneten Nächten des Jahres ausziehen, um diesen oder jenen vergrabenen Schatz zu heben, von dessen Vorhandensein nur sie Kenntnis haben und ebenfalls nur sie die Mittel und Wege kennen, die zur Gewinnung dieses Schatzes führen. Ihnen schliessen sich dann mehrere „Laien" an, welche unter der Leitung dieser „gelehrten" (tudós) Männer die Grabarbeiten verrichten. Dabei sind diese Schatzgräber keine handwerksmässigen Schwindler, welche die Leute auszubeuten suchen, wofür auch ich sie vor Jahren zu halten geneigt war. Es ist ihre feste Ueberzeugung, dass sie im Besitze einer von ihren Vätern ererbten, geheimnisvollen Kraft sind, die einst sie oder ihre männlichen Nachkommen zur erfolgreichen Gewinnung eines Schatzes hinführt. Sie glauben nämlich, dass diese geheimnisvolle Kraft vom Vater auf Sohn und Kindeskinder übergeht und endlich, wenn sie „gereift ist" (megérett), wozu dieselbe oft Jahrhunderte braucht, in einem der Erben zum endgiltigen Ausbruch gelangt, der dann zur sicheren Hebung des Schatzes führt. Jeder der Erben muss in den gewissen, zur Schatzhebung geeigneten Nächten des Jahres sein Leben lang die ihm innewohnende Kraft versuchen, denn er kann nicht vorher wissen, ob dieselbe nicht gerade in ihm zur Reife und zum Ausbruch gelangt. Woher dieser eigentümliche magyarische Volksglaube seinen Ursprung nimmt, mag ich nicht entscheiden; ob dazu der Metallreichtum des Landes und die zahlreichen prähistori-

schen Funde das ihre beigetragen haben, lässt sich bezüglich dieser „vererbten Kraft“ kaum denken, wenn auch Metallreichtum und prähistorische Funde die Schatzgräbergilde ins Leben gerufen haben mögen und sie auch noch heute bei Kraft und Ansehen erhalten, ihr jährlich immer mehr Mitglieder zuführend. Für Ungarn gilt auch das nicht, was Jul. Lippert (Christl. Volksglaube und Volksbrauch, S. 495) sagt: „Alte Sagenrudimente deuten darauf hin, dass die das frühe und späte Mittelalter so sehr bewegende Schatzsucht ihre Quelle und Nahrung in den überreichen Grabausstattungen der Vorzeit hatte. Das Grabplündern war einst im skandinavischen Norden, wie in Aegypten, zur Manie geworden und nirgends scheint es anders gewesen zu sein.“ Obwohl Ungarn und Siebenbürgen der Tummelplatz so vieler Völkerschaften gewesen sind und so mancher Schatzhaufen gefallenen Helden ins Grab gelegt wurde, so haben wir hier noch keine Kunde davon, dass jemals eine rationell betriebene Ausbeutung der Gräber stattgefunden habe. Die Schatzgräber selbst wissen davon nichts. Sie suchen den Schatz des Königs Darius und des Königs Salomon. Diese beiden Namen könnten uns zur unbekannten Quelle der magyarischen Schatzgewinnungsmanie hinleiten. Aus Volksbüchern, deren es auch im Magyarischen mehrere über die genannten Könige gibt, lässt sich diese Manie wohl nicht herleiten. Sie mag schon lange, bevor noch das Volk die Schrift kannte, vorhanden gewesen und vielleicht mit einer Kulthandlung, vielleicht gar mit dem Schlangenkult in Verbindung gestanden sein. Solche „gelehrte“ oder „kundige“ (tudós) Schatzgräber sind nämlich gewöhnlich auch im Besitze des sogenannten „Schlangensteins“ (kigyókö), der sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Solche Steine befinden sich dem Volksglauben gemäss im Kopfe der „weissen“ Schlange oder sie bilden die Krone des Schlangenkönigs. Solche sogenannte Schlangensteine wurden in früheren Zeiten von den Adligen in Gold und Silber gefasst und als Amulette am Halse getragen. Im Testament des Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, wird auch ein solcher Schlangenstein erwähnt (Ipolyi, S. 244). Weisse Schlangen sind oft Feen, die zur Strafe in Schlangen verwandelt worden sind oder die Seelen Verstorbener, die ihrer Schätze los werden wollen. Wo solche Schlangen erscheinen, da lassen sie stets Geld zurück, um den Menschen zum Weiterspüren zu bewegen (Ipolyi, S. 579). „Das

Verhältnis der Seele", sagt Lippert (a. a. o., S. 495), „zu diesen Schätzen und gegenüber solchen, welche sie, einer förmlichen Zeitmanie folgend, heben wollen, ist das Element einer wahren Unzahl von Sagen, Märchen und Vorstellungen überhaupt. Und weiter geht von hier aus die Entwicklung nach vielen Richtungen strahlenförmig auseinander; wir gelangen von Mächten, die den Schatz um Gottes willen los und von dem Wächteramte befreit sein möchten, zu harmlosen, die nur sein Symbol bei sich tragen, und von diesen zu den scheusslichsten Ungetümen, deren Bestehung in der Zeitphantasie das Unübertrefflichste ist, was eine Heldennatur leisten kann."

„Die süddeutsche Sage gibt (wie so manche magyarische) der Schlange nur eine kennzeichnende Livree, indem sie dieselbe mit dem Schlüsselbunde am Halse erscheinen lässt. Ein ähnliches Symbol ist die Krone des „Otternkönigs", die in ganz Deutschland (und Ungarn) in Märchen wiederkehrt. Der äussere Anlass zu dieser übereinstimmenden Annahme ist die bei einzelnen Exemplaren, insbesondere kurz nach der Häutung sehr auffällig hervortretende chromgelbe Zeichnung auf dem Kopfe der Ringelnatter. Gelingt es, der Schlange dieses „Krönchen", wenn sie es selbst ablegt, zu entwenden, so hat man entweder an diesem selbst einen unerschöpflichen Schatz, oder man zwingt damit den Schatzwächter zur Auslieferung eines solchen.

„Tritt ein uns schon bekanntes Element hinzu, nämlich die christliche Erlösungssehnsucht einer Seele, die — gewöhnlich ausserhalb ihres Grabes — an einen Schatz gebunden ist, so entsteht eine neue Gruppe von Sagen, die sich mehr oder weniger dem Typus des „verwünschten Schlosses" anschliessen. Die Seele kämpft nicht um ihren Schatz, im Gegenteil, sie wünscht dessen Hebung um ihrer Erlösung willen, aber ihre Gestalt — in Wirklichkeit des Menschen Scheu- und Schaudergefühl — bleibt das Hindernis der Erfüllung. Die Seele selbst erscheint dem Menschen im Traume, nennt ihm den Ort im alten Schlosse oder am Thorwege oder wo sonst der Schatz liege. Sie sagt ihm auch voraus, wie alles kommen werde, und bittet ihn, sich nicht zu fürchten. Unter dem grossen Steine werde sie als Schlange hervorkriechen, „sich um ihn ringeln und ihn küssen wollen, und wenn er das ruhig ertrage, so werde sie erlöst sein," — sein aber der Schatz. Der Mensch ver-

spricht alles, aber im Momente, da der kalte Kuss nach ihm züngelt, schreit er auf und das Werk ist zerstört. Diese Sagengruppe erzählt einen psychologischen Vorgang, der gewiss nicht aus der Luft gegriffen ist; sie ist eine jüngere Gruppe, denn sie kann nicht, wenn auch die Schlangen- und Schatzvorstellung schon früher gegeben war, ohne Beeinflussung durch christliche Vorstellungsweise entstanden sein; dagegen fusst die folgende, in welcher die Seele nicht kläglich und bittend, sondern furchtbar und übermächtig auftritt, noch im heidnischen Grunde. Diese dritte Hauptgruppe umfasst die Heldensagen vom verwegenen Drachenkampfe."

Alle diese Züge finden sich in magyarischen Sagen und Märchen, sowie auch im Volksglauben vor. Was nun die „Krone des Schlangenkönigs" (kigyókirály koronája) anbelangt, von welcher ein Exemplar die meisten „kundigen" Schatzgräber besitzen, so schreibt darüber Ipolyi (a. a. O. S. 579, Anm.) also: „Interessant berichtet mir in einem Briefe aus Berlin Baron Dionysius Mednyánszky über eine ähnliche Schlangenkönigskrone des Reisenden Haxthausen, deren Geschichte (ähnlich der ungarischen) ist, dass dem erscheinenden Schlangenkönig aufgelauert wurde und man an den Ort dann ein färbiges Seidentuch ausbreitete, worauf der Schlangenkönig seine Krone hinlegte. Der die Krone Erhaschende musste dann auf einem Rosse windschnell vor der ihm nacheilenden Schlangenschar davonjagen. Dem Reisenden bot (für eine solche Krone) ein persischer Häuptling eine grosse Summe Geldes an, die übrigens als Talisman auch bei Russen und Preussen sich grosser Verwendung erfreut; zur vollkommenen Glückseligkeit bedarf der Mensch dreier solcher Kronen; die erste verleiht moralische Eigenschaften, die zweite irdischen Segen und Reichtum, die dritte ewiges Heil. Peters, Prosektor an der Berliner Universität, der dies in einer Gesellschaft vor Baron Madnyánszky erzählte, gab die Aufklärung, dass er oft Gelegenheit gehabt habe, diese im Handel sowohl, als auch im Besitze von Privaten vorkommenden Dinge zu untersuchen, und er habe gefunden, dass dieselben einfache, unentwickelte Spanferkelzähne seien, die der Hülle soeben entsprungen und deren Wurzelzweige der Glasurstoff noch nicht ausgefüllt habe, so dass sie mit ihren Rauten in der That eine kleine knöcherne Krone bilden. Baron Mednyánszky hält auch den im Testament Gabriel Bethlens erwähnten Schlangenstein für einen

solchen und zwar auf Grund der von diesem Steine gegebenen Beschreibung, derzufolge derselbe in ein „Gehäuse" (tok) gefasst ist und, wenn er ein einfacher Serpentin-Stein gewesen wäre, er gar schwer (in Gold und Silber) gefasst hätte werden können."

Ich habe in den letzten zwölf Jahren vier solcher Steine, d. h. „Schlangenkönigskronen" gesehen, von denen der eine, in Gold gefasst, sich auf einem alten goldenen Armbande der Háromszéker Adelsfamilie der von Tamásy befindet. Die drei anderen waren im Besitze von Schatzgräbern und jede dieser „Schlangenkronen" war ein rautenähnliches, unentwickeltes Tierzähnchen. Die Familie Horváth im Szeklerlande hat vor Jahren auch einen solchen Schlangenstein, in einen Fingerring gefasst, besessen, der zugleich die Eigenschaft besessen haben soll, Menschen von der Tollwut zu heilen (vergl. Treichel in den Verh. der Berliner anthrop. Gesellschaft, Sitzung am 18. März 1882, S. 244 ff.). Diesen Ring soll ein Vorfahre der Familie Horváth aus Palästina, wohin er einen Kreuzzug mitgemacht hatte, heimgebracht haben. Ein Gehilfe des Schneidermeisters Franz Papp in Kronstadt, der ein professionirter Schatzgräber ist, besitzt eine „Schlangenkrone", auf deren Grundfläche ein Kreuz und ein „J" eingeritzt ist. Möglich, dass diese „Schlangenkronen" aus dem Morgenlande von den Kreuzfahrern ursprünglich als Amulette ins Land gebracht wurden und nun in den Händen der Schatzgräber zu Schatzgräberinsignien geworden sind. So viel ist gewiss, dass dergleichen „Schlangenkronen" im Lande von jeher zahlreich vorhanden waren.

Wie es sich nun immer um die Herkunft dieser „Schlangenkronen" verhalten mag, so viel ist gewiss, dass sie sich vom Vater auf den Sohn fortlaufend vererben und zur Ausrüstung der „kundigen" Schatzgräber gehören, wozu auch noch die Haselrute gerechnet werden muss, welche jeder Schatzgräber sich alljährlich in der Neujahrsnacht zu schneiden hat. Dies ist eine dreizackige, gabelförmige Rute, die folgendermassen vom Haselstrauche durch den betreffenden „kundigen" Schatzgräber in der erwähnten Nacht geschnitten wird: Der betreffende Schatzgräber fastet den ganzen Tag über und spricht am Morgen, zu Mittag und Abend des letzten Tages im Jahre, ebenso auf dem Wege zum Haselstrauch folgendes Gebet, das ich hier wenigstens in genauer Uebersetzung mitteilen

will, nach dem Originaltext, den ich im Jahre 1890 als „Mitglied“ einer Schatzgräberbande in Kis-Enyed aufgezeichnet habe:*)

„Heiliger Christoph, der du der treueste Diener unseres Herrn Jesu Christi bist, gelobt sei dein Verstand, von dem ein Funke in meinem Leibe lebt; gelobt sei deine Gewandtheit, von der ein Bröcklein in meinen Gliedern lebt; gelobt sei deine Scharfsichtigkeit, von der ein Splitterchen in meinen Augen lebt. Hilf mir, heiliger Christoph, bei meinem schweren Werke; vermehre meinen Verstand, vermehre meine Gewandtheit, vermehre meine Scharfsichtigkeit, damit mir weder Geister des Himmels, noch Geister der Hölle, weder Geister der Erde, noch Geister der Luft, noch Geister des Feuers und Wassers, der Bäume, der Pflanzen, der Felsen und Steine schaden können. Spreite deinen goldenen Mantel unsichtbar über mir aus, damit mich niemand störe, gib meinem Herzen Kraft und Mut, wofür ich den Teufeln dies Hühnerherz, den Luftgeistern diese Hühnerfedern, den Erdgeistern diese Hühnerknochen gebe! Schlage mit deinem diamantenen Schwerte ein Kreuz über mich, so wie ich jetzt mich in deinem heiligen Namen bekreuze, damit mir der Böse kein Leid zufüge; stich mit deiner Karfunkellanze durch mein Herz, damit das Geheimnis herausquille und mich zum Schatze hinführe! Heiliger Christoph, der du der treueste Diener unseres Herren Jesu Christi bist, gelobt sei dein Name! Amen!“

Solcher Gebete mag es eine Unzahl geben; ich kenne nur sieben, in denen der hl. Christoph angerufen wird und alle eigentlich Segen sind, welche ursprünglich vielleicht bei Opfern hergesagt wurden. Denn auch bei den Magyaren laufen — wie bei allen Völkern — die ältesten, schönsten Segen in Gebete über. „Vielleicht“, sagt Ammann (Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, I., 198), „sind die alten Segensformeln vielfach nichts anderes, als zu Formeln erstarrte Gebete aus heidnischer Zeit“; was sich bei den Magyaren als dem zuletzt zum Christentum bekehrten Volke Europas nicht geradezu schwer nachweisen liesse, wenigstens beim grössten Teil dieser Segensformeln. Spricht der betreffende Schatzgräber am Morgen, zu Mittag und am Abend des letzten Tages im Jahre dies Gebet, so

*) Die magyarischen Originaltexte der hier mitgeteilten Gebete werde ich wahrscheinlich im II. Bande der „Ethnographia“, der Zeitschrift des ungar. ethn. Vereins zu Budapest, veröffentlichen.

legt er stets das Herz, einige Federn und die Knochen einer schwarzen Henne vor sich hin. Beim Haselstrauch angekommen, vergräbt er das Herz in die Erde, die Federn wirft er weg, die Knochen aber hängt er an den Strauch, von dem er die Rute schneidet. Die Haselrute muss er mit geschlossenen Augen und mit einem Schnitt, mit einmaligem Ansetzen des Messers vom Strauche trennen und dabei das erwähnte Gebet sprechen. Thut er das nicht, so zerreissen ihn die Teufel. Dann muss er, auf einem und zwar auf dem linken Beine hüpfend, drei Mal den Strauch umgehen, wobei er gleichfalls dies Gebet zu sprechen hat. Nun kann er die Haselrute nach Hause tragen, wo er dieselbe also präpariert: Vor Sonnenaufgang am Neujahrstage enthäutet er die Haselrute und befeuchtet sie mit seinem Blute, das er sich aus dem linken Arm und linken Beine abzapft. Vorher aber verbrennt er die abgeschälte Rinde der Rute zu Asche, lässt dieselbe von einem „unschuldigen Mädchen“ (ártatlan leányka) in ungesäuertes Brot mengen, das er als erste Speise nach dem erwähnten Fasttag zu sich nimmt. Eine Ungarin, Wittwe Török in Kronstadt, mit der ich an einer solchen Expedition im Jahre 1883 teilnahm und die als Schatzgräberin, später sogar als Falschmünzerin (obwohl ihr Sohn angesehener Pfarrherr ist) im Rufe stand, erklärte mir auf die Frage, warum die Rinde der Rute als Asche verzehrt werden müsse, die Sache also: „Ich gebe mein Blut der Rute, sie gibt mir ihre Rinde, die ich verzehre; dadurch werden wir miteinander verbunden, gleichsam getraut, und im Falle die Zeit gekommen ist, wo meine Kraft zum Ausbruch gelangt, so muss mir die Rute genau den Punkt zeigen, wo der Schatz sich befindet, den ich zu heben berufen bin.“ Aehnlich sprach sich auch mein Kis-Enyeder Schatzgräbergenosse, der Vizaknaer Martin Balázs über dies Vorgehen aus.

Frau Török sprach beim Schneiden der Haselrute folgendes Gebet, das ich hier in genauer Uebersetzung mitteile:

„Heiliger Christoph, erhöre mein Flehen! Sieben Schlangen haben die bösen Geister in meinen Leib geschickt, damit sie mir den Verstand nehmen, damit sie mir die Kraft benehmen, damit sie mein Herz verzehren! Gütiger Christoph, zerschmettere mit deinem goldenen Hammer die Köpfe dieser Schlangen; gebiete ihnen durch diese Schlangenkrone Ruhe! Treu gedenke ich deiner

jeden Tag, zu jeder Stunde, damit der Funken deiner Kraft, der in mir ist, nicht erlischt, sondern einmal zu einem goldenen Feuer wird, zu einem diamantenen Feuer wird, zu einem Karfunkelfeuer wird, das uns in der Brautnacht leuchten soll! Hilf mir, heiliger Christoph, mit der Macht deines Hammers! Amen!" Dabei küsste sie wiederholt das in ihrem Besitze befindliche Schlangenkrönchen. Ihrer Aussage gemäss ist mitgeteiltes Gebet für Schatzgräberinnen, also für Weiber bestimmt, die sich dem hl. Christoph versprechen (ad coitum), so er ihnen zum Schatz verhilft; daher die Erwähnung der Brautnacht. Hier muss ich erwähnen, dass die Woche vor dem Haselrutenschneiden und vor dem Schatzgraben die Mitglieder der Schatzgräbergilde sich des geschlechtlichen Umgangs enthalten müssen, sonst werden sie Zwitter. In katholischen Ortschaften herrscht hie und da der Glaube, dass wer am Charfreitag nicht faste, ein Zwitter werde. Diese geheime „Kraft", die den Schatzgräbern innewohnt, vererbt sich, im Falle kein Sohn vorhanden, auch auf die älteste Tochter, doch nur in dem Falle, wenn überhaupt keine Söhne vorhanden waren in der Ehe des betreffenden Schatzgräbers. Bricht dann diese Kraft nicht bei dieser Tochter aus, so vererbt sie sich nicht auf deren Kinder, sondern stirbt mit ihr aus und es heisst im Schatzgräberglauben, dass dann diese Kraft oft als bläuliche Flamme aus dem Grabe nächtlicher Weile hervorzüngelt. Wer Erde vom Grabe einer solchen Schatzgräberin zu geeigneter Zeit isst, in den geht dann diese Kraft über. Die hiezu geeignete Zeit ist die Pfingst- und die Johannisnacht. Stirbt auch ein Schatzgräber ohne Nachkommen, so züngelt auch aus seinem Grabe dies blaue Flämmchen hervor. Am Gartenende meiner Wohnung im Wildbade Jegenye liegt seit vielen Jahren ein Jude begraben, aus dessen Grabe oft eine solche Flamme emporzüngelt. Der hiesige Bauer Josef Kerekes wartet schon seit Jahren auf die „geeignete" Zeit, wo die Flamme in einer der genannten Nächte hervorbricht, damit er dann Graberde esse, um den in der Nähe unter einem Strauch befindlichen Schatz heben zu können. —

Erwähnte Frau Török teilte mir noch folgendes Gebet für Männer mit, das ihr Vater gebetet habe und das übersetzt also lautet:

„Ich flehe zu dir, gütiger Christoph, hilf mir in meiner Not, bewahre meine Kraft, damit sie mir die Bösen nicht entreissen,

damit ich mit meinem Schlangenstabe sie vertreiben kann, damit meine Kraft wachse und reife. Heiliger Christoph, führe mich mit deinem goldenen Hammer, zertrümmere damit die Bösen und öffne mir die Pforten zu deinen heiligen Schätzen. Fache das Feuer in mir an, damit Luft, Erde, Stein und Wasser vor meinem Blicke schmelzen, damit ich dir Schätze opfern kann, damit ich dich immer loben kann! Hier hast du für die Bösen das Hennenherz, hier die Knochen und Federn, gib sie ihnen, damit sie meine Glieder nicht zerbrechen, damit sie mich in meiner Not nicht sehen, gütiger Christoph!" — Der Vater dieser Frau soll einen Stock, der mit einer Schlangenhaut überzogen war, besessen haben. Die Frau erinnerte sich nicht mehr an die Bestimmung dieses Stabes. Im Volksglauben heisst es, dass wer einen Stab mit der Haut einer vor Georgi gefangenen Schlange überzieht, mit diesem Stabe selbst eiserne Pforten sprengen und überhaupt jeden verschlossenen Ort öffnen kann (s. Varga, Babonák könyve = Buch des Abergl., S. 192).

Um vorderhand bei den Gebeten zu bleiben, so teile ich hier zwei derselben in genauer Uebersetzung mit, deren Originaltext ich vom Studenten Koréh erhalten habe, der sie in seiner Heimat von einem Schatzgräber Namens Opra aus Szent-Iván (im Südosten von Siebenbürgen) aufgezeichnet hat. Das eine Gebet lautet:

„Mächtiger Herr, du heiliger Held, gütiger Christoph, erbarme dich meiner und bewahre mich vor den Bösen! Ich will dir dienen und deiner gedenken, sobald du meinen Fuss durch das Flugfett zum Schatze hingeleitet hast! Ich will dir treu dienen, wenn ich den Karfunkelstein gefunden habe, der deines goldenen Hammers Funke ist. Hilf mir, du der Helden Herrlichster, du! Gebenedeit sei dein Name allewiglich! Amen!"

Unter Flugfett (repülö zsir) versteht man im magyarischen Volksglauben das Fett der in der Woche vor dem Georgstag gefangenen, aus dem Winterschlaf erwachten Fledermäuse. Wer sich mit diesem Fett, heisst es im Volksglauben, die Fusssohlen einreibt, der setzt bei jeder Wanderung über die grössten Hindernisse leicht hinüber und weicht jeder Gefahr aus. In den magyarischen Hexenprozessen wird das Flugfett oft erwähnt und wird aus den Eingeweiden ungetaufter Kinder, dem Mutterkuchen, Solanum und Russ bereitet (Ipolyi, S. 431; im malleus maleficarum 2. 1. 3 wird dies unguentum phaleris ähnlich bereitet: unguentum ex membris

puerorum interemtorum ab eis ante baptismum). Jede Hexe muss sich mit diesem Fett in ihrem 7., 17., 27., 37., 47. u. s. w. Jahre einschmieren, um bei Kraft zu bleiben. Das mitgeteilte Gebet spielt also in den Hexenglauben hinüber. Es heisst ferner im Schatzgräberglauben, dass der hl. Christoph einen goldenen Hammer besitze und wohin er mit demselben hinschlage, daselbst der sogenannte „Karfunkelstein" (karbunkuluskö) entstehe, der in der Nacht „wie die Sonne so licht leuchte."

Das andere Gebet spielt ebenfalls in den Hexen- und Teufelsglauben hinüber und lautet in genauer Uebersetzung also:

„Auf Knieen nähere ich mich dir, du gütiger Christoph, und flehe zu dir, damit du mir helfen mögest in meiner Not, auf dass ich dein treuer Diener sein möge, dir und deinem Diener Dromó dienen kann, damit meine Thaten euch zur Ehre gereichen und ihr mir einst zum schätzebringenden, alles heilenden Schlangenstein verhelfet, damit ich durch Schätze und Weisheit die Welt in euere Dienste bringen kann. Erhöret mich und helfet mir; ich gebe euch das Hühnerherz mit meinem Blute benetzt (meghintve), damit ihr euch daran laben möget. Lasset die blaue Flamme (über den Schätzen) mich sehen, stärket meine Augen. Hier gebe ich euch Pferdeknochen; macht meine Glieder ebenso stark (wie diese), damit ich nicht ermatte. Erhöret euren treuen Diener, helfet eurem treuen Diener, beschützt euren treuen Diener."

Dromó heisst im Volksglauben der oberste Teufel (Ipolyi, S. 45). Wie der hl. Christoph mit diesem Dromó in Verbindung gesetzt ist, kann aus dem bislang nur oberflächlich gekannten und gesammelten magyarischen Volksglauben vorderhand nicht erklärt werden. In magyarischen Hexenprozessen wird oft erwähnt, dass die Hexen bei ihren Versammlungen unter dem Vorsitz des Teufels Pferdefleisch und Salz in grossen Kesseln kochen (Ipolyi, S. 421). In Ofen hörte ich folgendes Kinderspottlied, in welchem „lifitloty" ein bedeutungsloses Wort ist:

Kristóf, Kristóf,	Christoph, Christoph,
Lifitloty;	Lifitloty;
Ördög fia,	Teufelssohn,
Ne hogy szopj!	Nicht dass du (es) saugst!

Dies Lied wird gesungen, wenn einer der Gesellschaft einen „Wind" lässt.

Es heisst, dass sich die Schätze im Innern der Erde von Zeit zu Zeit „reinigen" (tisztitja magát) und eine blaue Flamme bei dieser Gelegenheit über dem betreffenden Orte emporzüngelt; dies geschieht am Charfreitag und in der Georgsnacht (Varga, a. a. O. S. 93).

Die im Innern der Berge verborgenen Schätze der Riesen, Feen und Zwerge, ebenso verzauberter Leute, deren Seelen dann in Schlangengestalt den Schatz bewachen, spielen im magyarischen Schatzgräberglauben nur eine untergeordnete Rolle. Jeder Schatzgräber sucht der Schätze des Königs Darius und des Königs Salomon habhaft zu werden, von denen eben der grösste Teil in Siebenbürgen vergraben liegt. „Die Erde würde diese Schätze in sich nicht dulden und sie ausspeien, wenn dieselben nicht von den Teufeln und dem Hauptschatzwächter, dem Geiste Terophile und dessen vielen tausend Dienern bewacht würden" (Varga, S. 93). Dieser Terophile ist allen magyarischen Schatzgräbern bekannt und soll oft als schöner Jüngling ihnen im Traume erscheinen. In den folgenden zwei Gebeten, die ich aus dem Kalotaszeger Bezirke habe und hier in genauer Uebersetzung mitteile, wird dieser Terophile mit dem hl. Christoph in Verbindung gesetzt. Das eine Gebet lautet:

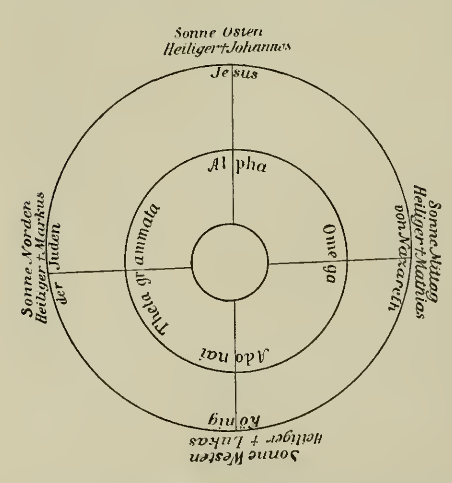
„Gütiger Christoph, erbarme dich meiner und führe mich zu einer guten Haselrute, führe mich zum Terophile, zu deinem obersten Schatzhüter hin, damit meine arme Seele sich an den verborgenen Schätzen labe, damit ich lange in Freude lebe, damit ich dir lange freudig dienen kann! Gib dem Terophile diese Fledermaus, damit er sich auch meiner erbarme; klopfe mit deinem goldenen Hammer, damit ich weiss, wo sich ein Schatz befindet; sauge du und Terophile von meinem sündigen Blute, damit ich erstarke!"

Eine in der Woche vor dem Georgstage gefangene Fledermaus ist nach dem Volksglauben dieser Gegend dem Terophile beim erwähnten Haselrutenschneiden an den Strauch zu binden; ferner wischt der Schatzgräber einige Blutstropfen aus seiner linken Hand an den Strauch. Das zweite Gebet lautet: „Lieber, gütiger Christoph, gib mir Glück auf meinem Gange, damit meine sündigen Augen den Terophile, deinen Diener, erblicken mögen; gib, dass er mich mit Schätzen beschenkt; gib, dass er mich nicht vertreibt, sondern meine Gaben gnädig annimmt! Heiliger Christoph, hilf mir beim Blute unseres Herrn Jesu Christi! Amen!"

Woher dieser Terophile in den magyarischen Volksglauben übergegangen ist, erklärt der folgende Umstand: Fast in jedem Bezirke des Landes besitzt der eine oder der andere Schatzgräber ein geschriebenes Buch, dessen Titel gewöhnlich so lautet: „Fö kénszerétése minden léleknek, avagy lelkeknek, akik a levegöégben, földön, vizben, akárhol ök vannak; ugy hogy azoknak egy szempillantás alatt meg kell jelenni, és az emberek kerése szerint cselekedni. Ezen könyvecske Tisztelendö Pater Eberhardus, a Jézus társaságaból való pap, és hires nevezetes Baváriában, Engelstadt városában lévö Universitásban, a Mathesis tudománynak ordinarius Professora áttal rövid summába foglaltatott“ (Haupt-Citation aller Seelen oder Geister, die in der Luft, auf Erden, im Wasser, wo immer sind; so dass dieselben in einem Augenblick erscheinen und nach der Menschen Wunsch handeln müssen. Dieses Büchlein wurde durch den ehrwürdigen Pater Eberhardus, Priester der Gesellschaft Jesu, und im berühmten Baiern, in der Stadt Engelstadt an der Universität, ordinarius Professor der Mathematik, kurz zusammengefasst). Dies ist der eigentliche Titel dieses verbreiteten Büchleins (s. Varga, S. 91), unter welchem ich dies Werk nur einmal und zwar bei der erwähnten Frau Török gelesen habe. Die meisten dieser Büchlein kommen aber unter folgenden kurzen Titeln vor: „Jezsuita imádságok“ (Jesuiten-Gebete); „Szent Kristóf imádságok“ (Gebete des hl. Christoph); „Terophile segedelme“ (Hilfe des Terophile); „A nagy tudományok kulcsa“ (Schlüssel der grossen Wissenschaften). Der Inhalt aller stimmt mit wenigen unwesentlichen Abweichungen und Kürzungen mit einander überein. Ob nun dies Werk in der That einen Jesuiten, Namens Eberhardus, Professor an der Universität Ingolstadt, zum Verfasser habe und aus dem Deutschen, beziehungsweise aus dem Lateinischen ins Magyarische übersetzt worden ist, das kann ich nicht entscheiden, so viel aber ist gewiss, dass dies Werk in vielen Exemplaren in Ungarn vorhanden ist. Was nun den Inhalt dieses Werkes anbelangt, so gibt dasselbe Unterweisungen zur Schatzgewinnung und enthält nebenbei zahlreiche Gebete, denn nur „ein frommer Mensch“ oder ein „reuiger Sünder“ kann einen Schatz heben. Terophile und seine Diener lassen nicht jeden dem Schatze sich nähern, sondern vertreiben ihn durch allerlei Schreck- und Spukgestalten. Daher heisst es in einer Citation des Terophile in diesem Buche also: „Hörst

du Terophile! ich beschwöre dich beim Namen des allmächtigen Gottes, beim Entströmen des heiligen Blutes Jesu Christi, bei den Verdiensten der Apostel, Cantoren und Confessoren, den Jungfrauen und Wittwen, damit du sogleich erscheinst in einer schönen und gefälligen Menschengestalt, ohne jeden Schreck, Lärm und Furchteintreiben, ohne Lug und Trug, und bring' mir sogleich fünfmalhunderttausend Dukaten, Thaler, Gulden, giltige Ferdinandsgeldstücke, Karfunkeln, Kleinode, Diamanten, Topase, Smaragde; und diese alle lege nieder ohne jedes Schreckeinjagen" (Originaltext bei Varga a. a. O., S. 99).

Nun heisst es im Buche, der Schatzgräber gehe in der Charfreitagsnacht und in der Georginacht hinaus auf den „Galgenberg" oder einen Kreuzweg, ziehe mit geweihter Kreide und Weihrauch einen Kreis um sich, damit die Bösen (gonosz) ihm nicht schaden können und warte, bis die blaue Flamme irgendwo emporzüngelt, wo er eben einen Schatz vermutet oder wo ihm im Traume ein solcher angezeigt worden ist (Varga, S. 93). Erscheint die blaue Flamme, so schlage er mit der oben erwähnten Haselrute auf sie los und merke sich den Ort. Nun bildet sich in der nächsten Zeit unter Anführung des betreffenden Schatzgräbers eine Gesellschaft aus sieben, bisweilen nur aus drei Mitgliedern, von denen eines der siebente Sohn einer Mutter sein muss (vgl Varga, S. 93).



Ich galt und gelte, je nach Bedarf, beim Volke für einen solchen siebenten, beziehungsweise neunten Sohn meiner Mutter. „Das Schatzgraben beginnt man um Mitternacht nachdem man vorher in ein nahegelegenes Fenster ein gebratenes Huhn für den Schatzwächter hingestellt hat", schreibt Varga (S. 94); wir warfen nur Hühnerfedern und Knochen auf unseren Weg. Vorher aber versammeln sich — laut Anweisung des erwähnten Werkchens — die Mitglieder der Gesellschaft in einem solchen Zimmer, wo noch nie eine Sünde

begangen worden ist und zeichnen mit einer, tags vorher in Weihwasser getauchten Kreide nebenstehende Kreisfigur auf den Fussboden (vgl. Varga, S. 96).

Diesen Kreis umstehen die Mitglieder der Gesellschaft und murmeln die Gebete nach, welche ein Mitglied, gewöhnlich der „kundige" Schatzgräber, aus dem erwähnten Werkchen vorliest. Die Gebete beginnen mit dem 69. Psalm; dann folgt das „Gebet des mit sieben Schlössern versehenen hl. Geistes" (a hét lakatú szent lélek imádsága) oder auch „die sieben himmlischen Schlösser" (hét menyei zár) genannt; nun folgen vierzehn Beschwörungen des Terophile und den Schluss bildet ein Mariengebet. Hierauf begibt sich die Gesellschaft an den Ort, wo der vermeintliche Schatz begraben liegt und mit sieben Spatenstichen beginnt der „kundige" Schatzgräber das Graben, welches dann von den anderen Mitgliedern fortgesetzt wird. Stösst man auf ein Hinderniss (Stein, Holz u. dgl.), so muss der „siebente Sohn einer Mutter" es mit der linken Hand berühren, damit es leichter aus dem Wege geräumt werden kann; derselbe muss auch den Schatz herausheben; thut dies ein anderer, so kann es gar leicht geschehen, dass der Schatz unter lautem Gepolter in die Erde zurücksinkt. Nach gethaner Arbeit darf die Grube nicht zugescharrt werden, sondern muss offen bleiben, bis sie ein Fremder zuscharrt, sonst sterben im Laufe desselben Jahres die Mitglieder der Gesellschaft. War die Arbeit (wie gewöhnlich) erfolglos, so dürfen die Mitglieder ihren Unwillen nicht kund geben, sondern voll Hoffnung dem nächsten Unternehmen entgegensehen. Ein Teil der erwähnten Haselrute wird in die Grube geworfen, „damit der Terophile den Leuten nicht zürne".

Dies ist das Verfahren der „kundigen" (tudós) Schatzgräber, die ich „Kunstschatzgräber" nennen möchte, im Gegensatz zu jenen, welche das erwähnte Werkchen nicht kennen und auch von einer ererbten, geheimnisvollen Kraft nichts wissen, sondern ihre Unternehmungen nach den Vorschriften des allgemeinen Volksglaubens vollziehen. Der diesbezügliche Volksglauben ist in einer magyarischen Handschrift aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zusammengestellt, die von Julius Wieder in der „Ethnographia" (Ztschr. d. ungar. ethnogr. Gesellschaft, I., S. 247 ff.) veröffentlicht worden ist. Der Schreiber dieser Handschrift verrät auch lateinische Gelehrsamkeit und hat an einer Stelle eine lateinische Mitteilung gemacht. Seine

Zusammenstellung verdient um so mehr Beachtung, weil der darin enthaltene Volksglauben im Grossen und Ganzen auch noch heute im magyarischen Volke fortlebt. In genauer Uebersetzung lautet dies Werk also:

Modus mit einer Kerze. Verschaffe dir schwarzes Pech, Wachs, Baumöl, Schwefel, Terpentin, was man in der Apotheke bekommt; von jedem nimm mehr als vom anderen; diese schmelzend, verfertige mit diesjährigem Hanfwerg eine Kerze, zünde sie an, gehe mit ihr herum; wo sie erlischt, dort ist ein Schatz (vergraben).

Ein anderer. Miss in einer Wage ab weisses Pech, eben soviel schwarzes Pech, zweimal soviel Schwefel, dreimal so viel Myrrhen und ebensoviel Wachs, schmelze dieselben, rühre sie um und verfertige eine Kerze, lasse sie trocknen, geh' mit ihr herum, wo sie erlischt, dort ist der Schatz.

Ein anderer. Am fünften oder sechsten Tage der Woche geh' im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, Amen, und kaufe für fünf Geldstücke Wachs und verfertige daraus eine Kerze, trage sie in die Kirche, wenn der Priester aufs hl. Kreuz die Messe liest, zünde sie an und stelle sie auf den Altar, damit sie zu Ende brenne; was übrig bleibt (nach der Messe nämlich), nimm von der Kerze zu dir und mische es mit Schwefel und lass' daraus von einer reinen, wahren Jungfrau eine Kerze machen und zünde sie an und wo ihr Licht erlischt, dreht sie sich zum Schatze hin.

Am ersten Pfingsttage gehe, bevor die Sonne aufgeht, dahin, wo man Spiegel verkauft, aber grüsse nicht, sprich nichts, sondern, den Spiegel erblickend, frage nach seinem Preis und gib, was man verlangt; von da gehe gleich weg, aber auch dann sprich nichts und schreibe gleich auf den Spiegel dies: oh Holon † Taller † Ihatal † Thaler † Theja † ganelei †. In der folgenden Nacht vergrabe ihn in die Mitte eines Kreuzweges, aber merke dir die Stunde, wann du ihn vergraben hast; in der siebenten Nacht gehe zur selben Stunde hin und grabe ihn aus, aber blicke nicht hinein, sondern lass' zuerst einen Hund hineinblicken, dann kannst du auch getrost hineinblicken.

Ruten zu machen. Wenn du Ruten suchen gehst, so gehe zeitig in der Frühe in den Wald, suche einen Haselstrauch und die im selben Jahre gewachsene Rute, wo zwei aus einer Wurzel

(wachsen), merke dir; am Sonntag vor Sonnenaufgang gehe hin, bei dir sei ein neues Messer; auf dem Wege lies die sieben Psalmen des hl. David mit allen ihren Gebeten und desselben hl. Davids fünfzehn Psalmen, die lateinisch Graduale genannt werden, und wenn du in der Litanei zum jüngsten Tag gelangst, sprich auf die Rute also: damit du diese Rute segnen †, heiligen † mögest; zweimal sprich so; zum drittenmal: damit du diese Ruten † segnen und auf verborgene Schätze, auf Silber und Gold hinführen mögest, bitten wir dich, mein Herr Jesus, erhöre uns jetzt. Dies vollführend, kniee nieder, sobald du dahin gelangst, wo du die Ruten dir gemerkt hast, und besprenge sie mit Weihwasser, dies sprechend: Besprenge mich, Herr, mit Schlamm und ich werde rein; wasche mich und ich werde weisser als Schnee; dann sprich dies Gebet: Ich zwinge euch, ihr Ruten, beim lebendigen Gott †, beim wahrhaftigen Gott † und beim heiligen Gott und bei dem, der Himmel und Erde und auch uns aus Nichts erschaffen hat, durch ein Wort erschaffen hat; und ich zwinge (beschwöre) euch, auch beim jüngsten Tage, dass ihr weder auf Kupfer, noch Blei, noch Eisen, noch (andere) Dummheiten, sondern nur auf Gold, Silber und Edelsteine hinweiset und zu allem Guten euch hinbeweget; dann mit dem neuen Messer mach' dich auf (den Weg) und schneide sie ab, dabei dies sprechend: Ruten der . . . Wurzel entstammend . . . (Hier ist die Handschrift verwischt.) Dann spitze beide Ruten pfeilförmig zu, verbinde sie miteinander und suche mit ihnen (Schätze). Dabei sprich dies Gebet: O ihr Ruten, Ruten, was stehet ihr stille, beweget euch und bleibet auf verborgenen Schätzen stehen; ich beschwöre euch bei der Dornenkrone, die auf das Haupt unseres Herren Jesus Christus gesetzt ward, damit ihr mir zeiget die verborgenen Schätze; im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, Amen.

Ein anderes Gebet. O ihr Ruten, was stehet ihr stille, bleibt auf verborgenen Schätzen stehen; ich beschwöre euch beim wahrhaftigen Jesus Christus, bei unserem Herrn, damit ihr mir die verborgenen Schätze zeiget; im Namen u. s. w.

Ein anderes. O ihr Ruten, Ruten, ich beschwöre euch bei der Jungfrauschaft der Jungfrau Maria, damit ihr euch zu verborgenen Schätzen hinbewegen sollt; im Namen u. s. w.

Ein anderes. O ihr Ruten, Ruten, ich beschwöre euch bei

der Taufe unseres Herren Jesus Christus, damit ihr nicht stille steht, sondern euch zu verborgenen Schätzen bewegt; im Namen u. s. w.

Ein anderes. (Ich beschwöre euch) Bei den Heiligen unseres Herren Jesus Christus, bei der Gefangenschaft unseres Herren Jesus Christus, beim Leiden und beim hl. Tode, bei der Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herren Jesus Christus, damit ihr nicht stille stehet, sondern euch beweget und mir verborgene Schätze zeigt; was stehet ihr stille; ich beschwöre euch bei allen hl. Engeln Gottes, eodem modo beim jüngsten Gericht des lebendigen Gottes, und befehle euch, dass ihr euch allsogleich beweget und zum verborgenen Schatz gehet, im Namen u. s. w.

N.B. Dies nimm bei klarem Wetter an einem Sonntag oder Montag oder Donnerstag vor.

An welchen Tagen soll man versuchen (Schätze zu graben): Im Januar zu „Kleinweihnachten" (kis karácsony) = Neujahrstag, am Stephanstag, am hl. Dreikönigstag. Im Februar am Juliannentag, Peter- und Blasiustag. Im März am Gregor- und Longinustag. Im April am Liboriustag. Im Mai am Sophientag und drei Tage später. Im Juni am Johannis- und Vitustag. Im Juli am Maria Magdalenentag. Im August am Stephanstag. Im September am Marien- und Aegidiustag. Im Oktober am Andreas- und Gallustag. Im November am Martin- und Andreastag. Im Dezember am Nikolaus-, Barbara- und Abrahamtag. An diesen Tagen soll man es versuchen.

Dies erectionis experimenti ad inveniendum thesaurum.

Januarii: 12. 4. 5. 6. 11. 4. 16. Febr.: 1. 2. 4. 7. Mart.: 1. 10. 18. April: 12. 10. 5. Maj.: 1. 15. 17. Jun.: 2. 9. 20. Jul.: 15. et 16. Augusta: 20 tentum. Septembris: 17. 18. Octobris: 9 tentum. Novembris 1. 11. 14. Decembris: 25 tentum.

Dies infelices mensium sunt: Januarii: 12. 6. 11. 17. 18. Febr.: 8. 16. 17. Mart.: 1. 12. 13. 15. Apr.: 1 3. 15. 17. 18. Maj.: 8. 10. 18. 30. Juni: 1. 7. Juli: 1. 5. 6. Augusti: 13. 18. 20. Septembris: 15. 18. 30. Octobris: 15. 17. Novembris: 1. 7. 11. Decembris: 1. 7. 11.

Infelicissimi horum omnium: 3. Marti, 17. Augusti et 1., 2., 30. Septembris. His accedunt 1. Aprilis, an dem Judas geboren ward, 1. Septembris, an dem die Engel in die Hölle gestossen wurden. 1. Aug., an dem Kain den Abel erschlug; 1. Sep-

tembris (?), an dem Sodoma und Gomorrha untersank; item alii dies infelices ab aliis dicti: Januarii: 1. 2. 5. 8. 15. Febr.: 1. 6. 17. 19. Mart: 1. 5. 16. 17. Apr. 20 tentum. Maj: 31 tentum. Junii 8 tentum. Julii 17. 20. Augusti: 1. 2. 10 et 20. Septembris: 15. 18. Octobris: 5. 6. Novembris: 16. 17. Decembris: 5. 6. 7.

Critici dies mensium secundum qui et infelices dicti: Januarii: 2. 4. 5. 6. 11. 15. 16. Febr.: 6. 17. 18. Mart.: 3. 15. 17. 18. Apr.: 3. 6. 7. Maj: 8. 18. 20. Junii, Julii, Augusti currentis. Septembris 3. 15. 18. 30. Octobris: 15. 17. Novembris cum December: 7. 11. 15 et 17.

Kunst mit einer anderen Rute. Nimm zwölf Haselruten, winde um sie Linnen und sprich das Gebet: Ewiger, allmächtiger Gott, der du offenbar deinen lieben, heiligen Sohn auf die Erde gelassen hast, der am Kreuze Qualen für uns erlitt und sein Blut für uns offenbar vergoss und den Tod erleidend starb und aus eigener Macht auferstand, der offenbar dir zur Rechten sitzt, wir bitten dich, dass durch diese Ruten uns ebenso offenbar erscheinen möge der verborgene Schatz.

Ewiger, allmächtiger, grosser, mächtiger Gott, ich bitte dich bei deinem gebenedeiten hl. Sohn, dass so offenbar erscheinen möge der verborgene Schatz, wie offenbar er seinen heiligen Aposteln erschienen ist. Allmächtiger Herrgott, blicke auf uns mit deinen gnadenreichen Augen und lasse den verborgenen Schatz so offenbar uns erscheinen, wie offenbar dein heiliger Sohn auf dem Berge Tabor erscheinen machte seine Gottheit durch unseren Herren Jesus Christus, der mit dir lebt und herrscht. — Pater, Ave, Credo.

N.B. Dies alles muss man zu geeigneter Zeit thun, besonders 14 Tage nach Vollmond bei heiterem Wetter, Nachts oder am Tage, besonders Montag und Freitag.

Eine andere Art. Wenn Jemand es versuchen will, so ist es nötig, dass er die Tage, Zeiten und Stunden (die dazu geeigneten) 14 Tage lang nach Vollmond kenne; aber dann sei klares Wetter; man kann es auch in der Nacht vornehmen, besonders Freitag und Montag, weil jener Tag Freudentag, dieser Trauertag ist. Kristallne Klarheit kann auch bei Regen hervorbrechen, nur muss das Menschenkind gut geartet und keusch sein (das nämlich die Rute abschneidet).

Gebet beim Schneiden der Rute. Unbesiegbarer Herr der Himmel, der du Himmel und die Erde erschaffen hast mit allen Tieren, so auch euch, ihr Ruten; ich beschwöre euch, bei der Macht seiner Majestät, dass ihr alle stets bereit seid, zu zeigen und zu offenbaren, seiner Macht gehorchend, wo in dem Innern der Erde ein Schatz sich befindet, dies ihr mir wahrhaft zeigen sollt, damit ich denselben von da wahrhaft herausnehmen, ihn mehreren meiner Freunde mitteilen und ihn zu meinem Heile verwenden kann. Amen.

Wenn du dich mit der Rute von da entfernst, woher sie abgeschnitten wurde: Ewiger, allmächtiger Vater, Herrgott, du unser Herr Jesus Christus, herrlicher, heiliger Vater der Himmel, ich bitte dich, sowie deine jungfräuliche Mutter, dass du mir diese Ruten erlaubst, wie du solche dem Aron und Moses erlaubt hast, dass, wenn auch ich diese Ruten bei deiner Macht beschwöre, sie bereit seien und gehorchen mögen deiner göttlichen Macht, dass, wenn irgendwo im Innern der Erde, oder sonstwo ein verborgener Schatz sich befindet oder etwas Vergrabenes, sie mir es wahrhaft zeigen, damit ich es von dort herausnehmen kann zu Ehren deines grossen und heiligen Namens und zum Heil meiner Seele, zum Nutzen und zur Hilfe meiner Nebenmenschen, zur Unterstützung der Armen und zum Bau deines heiligen Hauses. Amen.

Wenn du die Rute probirst: Ihr Ruten, ich beschwöre euch bei der Macht des mächtigen Gottes, der Himmel und Erde erschaffen hat und alle Tiere darin, dass, wenn irgendwo ein verborgener Schatz oder etwas Vergrabenes sich befindet, ihr es mir wahrhaft zeiget, damit ich es von da herausnehmen und damit leben kann, zur Ehre Gottes und zum Nutzen mehrerer meiner Nebenmenschen. Amen.

Ihr Ruten, ich beschwöre euch beim Namen Jesus Christi, bei dessen Namen alle Kniee sich beugen, himmlische, irdische und höllische, dass ihr mir gehorchet, bei seinem heiligen und furchtbaren Namen euch beuget und mir, wenn irgendwo ein Schatz oder etwas Vergrabenes sich befindet, mir dies ohne Zögern wahrhaft offenbaret und zeigt im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Amen.

Nota 1. Daran erkennst du, dass sich dort etwas befinde, wenn sich die Ruten bewegen und wohin sie sich beugen, dahin muss man gehen und wenn du vorbeigingest, so drehen sich (doch

dahin) die Ruten zurück und wohin sie sich neigen, dort wird es (der Schatz) sein; wenn sie sich aber überallhin beugen oder bewegen, so ist dort nichts zu finden. — 2. Wer dies vornehmen will, der darf nicht wankelhaften Glaubens sein, sondern er muss stark und standhaft sein, sonst hilft es nichts. — 3. Die Ruten sollen schön gerade, von geradem Stamme (herrührend) sein, nur zwei (sollen es sein); sie sollen Hasel- oder Rebenruten sein, beide gleich gross. — 4. Die Ruten muss man am Montag oder Freitag graben, in der ersten Woche des Monates, d. i. bis zum vierten Tage nach Vollmond . . . .

Soweit diese Handschrift, worin aber über die eigentliche Handhabung der Ruten kein Wort mitgeteilt wird. Diese Ruten, die also am Ende zusammengewachsen sind, werden bei ausgestrecktem Arm in die festgeballte linke Hand genommen, so dass nur ihre äusserste Endspitze in die Oeffnung zwischen Zeigefinger und Daumen zu stehen kommt. Diese Ruten lassen manche Schatzgräber drei Tage und drei Nächte lang in der Nähe des Haselstrauches stehen, indem sie in den Erdboden eine mit Wasser gefüllte Flasche vergraben und in deren Hals sie die Ruten hineinstecken. Das Wasser, heisst es im magyarischen Volksglauben, habe bei allen Krankheiten eine übernatürliche Kraft, und wenn der Schatzgräber die Flasche gerade zu der Zeit eingegraben hat, wo der Terophile schläft, so kann dieses Wasser sogar Tote wieder lebendig machen. Schneidet man diese Ruten von einem Rebstock, so steckt man sie nur in eine leere Flasche, die man vergräbt. In die Flasche sickert aus den Rebenruten Saft hinein, der ein Volksarzneimittel, besonders bei Augenkrankheiten, bildet. Nun lese ich im „Freien Blatt" (Organ zur Abwehr des Antisemitismus; Wien 1892, I., Nr. 4, S. 6) folgendes: „In der serbischen Stadt Semendria wurde seit dem 11. April 1892 der Artilleriekorporal Ilia Konstantinovic vermisst. Als man die Mannschaft auszuforschen begann, meldete sich der Artillerist Basilie Radulovic und erklärte in aller Ruhe, er habe den Korporal auf dessen eigenen Wunsch getötet. Derselbe habe ihm nämlich im Vertrauen mitgeteilt, dass ihm bereits dreimal im Traume ein alter Mann erschienen sei, der ihm die Stelle hinter einem der Festungstürme an der Donau bezeichnete, wo ein grosser Schatz vergraben sei. Doch könne der Schatz nur dann gehoben werden, wenn die Stelle zuvor mit dem Herzblute

eines Menschen besprengt worden sei. Neben dem Schatze werde man auch ein Gefäss mit einer Flüssigkeit finden und wenn man den Körper, dem man das Herz entnommen, damit begiesst, werde derselbe wieder lebendig werden. Von Konstantinovic aufgefordert, habe er sich nun mit demselben in der letzten Sonntagsnacht an den bezeichneten Ort begeben; dort habe er ihn auf seinen dringenden Wunsch getödtet und dann alles so gethan, wie es im Traume gefordert wurde. Aber trotzdem er bis zum frühen Morgen grub, habe er weder den Schatz, noch das Gefäss mit der wiederbelebenden Flüssigkeit gefunden, und so sei der tote Korporal auch tot geblieben. Nach einem Belgrader Berichte neigt der Untersuchungsrichter von Semendria, welcher die ersten Erhebungen in dieser Sache pflog, der Ansicht zu, dass man es hier wirklich mit einem abergläubischen Wahn zu thun habe, während der vom serbischen Kriegsminister nach Semendria delegirte Auditor den Verdacht hegt, dass der Korporal von dem ihm untergebenen Gemeinen aus Privatrache ermordet wurde, und dass er die Geschichte von dem Traume und dem Schatze nur erfunden habe, um der Strafe für sein Verbrechen zu entgehen."

Hier liegt entschieden ein Schatzgräberglaube vor. Wir haben schon erwähnt, dass Schatzgräber die Haselrute mit ihrem Blute befeuchten und fügen nun auch den Glauben hinzu, dass wenn man in das Herz eines ungetauft gestorbenen Kindes eine geweihte Kerze steckt, dieselbe anzündet und an den Ort geht, wo man einen Schatz vermutet, die Kerze gerade an der Stelle mit lautem Knistern erlischt, wo der Schatz vergraben liegt (s. Abschnitt III, S. 79). Glaubt man den Ort gefunden zu haben, wo ein Schatz vergraben liegt, so zünde man daselbst nächtlicherweile ein Feuer an und tröpfle dann etwas Menschenblut in die Glut. Erhebt sich hierauf ein dichter, blauer Qualm in die Luft, so ist man am richtigen Orte. Höhleneingänge, Felsenriffe und Berge, die im Rufe stehen, dass in ihrem Innern Riesen oder Feen bei ihren unermesslichen Schätzen schlafen, soll man in Kreuzform mit den menses einer Jungfrau in der Neujahrs-, Pfingst- oder Johannisnacht bemalen. Dann kommen diese Wesen aus dem Innern hervor und ergehen sich im Freien. Wer nun den Mut hat, kann leicht zu ihren Schätzen gelangen und sich damit beladen. Kocht man die menses eines Weibes, das im Rufe steht, eine Hexe zu sein, mit

Talg zu einem Brei und formt daraus eine Kerze, so erlischt auch diese, wenn man sie entzündet, an dem Orte, wo ein Schatz vergraben liegt. Dieser Glaube ist besonders unter der rumänischen Landbevölkerung Siebenbürgens allgemein verbreitet.

Wie aus oben mitgeteiltem Kriminalfall ersichtlich ist, kann auch Kriminalisten Volkskunde warm empfohlen werden; sie werden zu manchem Verbrechen den Schlüssel im Volksglauben finden. Wie viel dergleichen Schatzgräberglauben im magyarischen Volke noch lebt, wird vielleicht der Sammlerfleiss der Zukunft aufweisen können; ich habe nur das bislang bekannte Material hier als Beitrag zum Volksglauben der Magyaren und zur Kulturgeschichte der Menschheit mitgeteilt.

V.

Hexenglaube.

Im magyarischen Hexenglauben lässt sich auf historischem Wege die alte Hexenvorstellung bis herab auf den jüngeren Hexenbegriff genau verfolgen. Nach Einführung des Christentums kehrte man sich zuerst gegen die rudimentären heidnischen Volksbräuche und setzte dies Verfahren so lange fort, bis man endlich „ohne eine Spur logischer Anordnung" ein ineinander geworfenes Konglomerat von heidnischen Vorstellungen und Vorstellungstrümmern zusammenknetete und ihn dann in den Volksglauben als jüngeren Hexenglauben einführte. Dass die Magyaren, eingekeilt in das Centrum der europäischen Völkerschaften, auch diese Phase der Kulturgeschichte durchleben mussten, ist selbstverständlich. Jedes Jahrhundert hat ja einen wunden Fleck, jedes Kapitel der Kulturgeschichte muss ein „schwarzes Blatt" aufweisen; neben grossartigen Ideen müssen auch „fixe" Ideen (im Sinne der Psychiatrik) wuchern. Können wir uns doch auch in unserem Jahrhundert neben Aufklärung auch so manches „Aufklärichtes" — um mit Johannes Scherr zu sprechen — wie Spiritismus u. dgl. rühmen. Die folgenden Zeilen wollen eben einen Beitrag zur Kenntnis des bislang gar nicht beachteten magyarischen Hexenglaubens liefern.

* * *

Hexe heisst im Magyarischen *boszorkány*, welcher Ausdruck wohl vom Stamme *bosz-ú* = Rache (indignatio, vindicta, ultio) herrührt. „Das *o* des Stammes" sagt Ipolyi (a. a. o., S. 411) „in *a* verwandelt, gäbe die Bedeutung von *coitus*". Er zieht zum magyarischen Ausdruck boszorkány noch heran: ind. *Bhomasura, Bhumaser* (Hammer, Jahrb. d. Litt., 2. 319: *bhu, bhum* = Erde; *asur* = Geist); persisch: *Buzurge*. Bei den Slaven in Ungarn heisst die Hexe ebenfalls „boszorkány" oder boszorka und boszorák.

Die ältesten Nachrichten über die Hexen und zwar bezüglich des eingangs erwähnten älteren Hexenglaubens finden wir in den „Dekreten" des hl. Stephan (Endlicher, d. Gesetze d. hl. St., Wien 1849), wo es (2. 33) heisst: *„De strigis. Si qua striga inventa fuerit,* secundum iudicialem legem *ducatur ad ecclesiam, et commendetur sacerdoti ad ieiunandum fidemque docendum,* post ieiunium vero in modum crucis in pectore et in fronte atque inter scapulas incensa clave ecclesiastica domum redeat, si vero tertio iudicibus tradatur." Noch ausführlicher handelt darüber der 34. Artikel: *„De maleficis. Ut creatura dei ab omni laesione malignorum remota, et a nullo detrimentum sui passura maneat, nisi a deo, a quo et augmentatur,* secundum decretum senatus statuimus magni cautionem terroris *veneficis* ac *maleficis,* ut nulla persona *maleficio* aut *veneficio* quemquam hominum a *statu mentis* aut interficere audeat, aut si quis vel quae posthac hoc praesumpserit, tradatur in manus maleficio laesi, aut in manus parentum eius, secundum velle eorum diiudicandum, si vero *sortilegio utentes* invenientur, ut faciunt in *cinere* aut his similibus, ab *episcopis flagellis emendentur."*

„Diese beiden Gesetze", sagt Ipolyi (S. 412), „zeigen am klarsten die ursprüngliche Form des Hexenglaubens; ihnen gemäss kann die Hexe = striga noch nicht etwas anderes sein, als eine einfache heidnische Zauberin, die — wenn sie angezeigt wird — nur der Kirche zu überweisen ist, damit der Geistliche sie im Glauben unterrichte und sie fasten lasse; bei Rückfall soll sie gebrandmarkt und wenn sie schliesslich unverbesserlich ist, der Behörde übergeben werden."

In gleichem Sinne sind auch die diesbezüglichen Gesetze des hl. Ladislaus (Endlicher, Monum. Arpadiana) gehalten, wo es (1. 35) heisst: „Meretrices et *strigae secundum quod episcopo iustum visum fuerit ita diiudicentur*", also Dirnen und Hexen sollen von der Kirche gerügt werden. In einem Gesetze König Koloman's (Endlicher, a. a. O., 1. 57) aber heisst es: „De strigis vero, quae non sunt, nulla quaestio fiat", also Hexen, wie solche im Volksglauben existieren, sollen nicht in Untersuchung gezogen werden, d. h. mit anderen Worten: nur heidnische Zauberinnen soll man verfolgen. Ferner heisst es (Endlicher mon. 355): „Malefici per nuncium archidiaconi et comitis inventi iudicentur"; ferner: „Synodus Strigon. habita sub Colomanno rege: si quis de maleficio accusatus convictus fuerit secundum canones poeniteat."

Zweierlei geht also hieraus hervor: 1. dass es männliche und weibliche Hexen gab, 2. dass auch in Ungarn solche Individuen der Kirche überwiesen wurden, indem man im Hexenwesen ursprünglich eben eine Gefährdung des Glaubens durch das Heidentum erblickte. Mit der Zeit aber tritt immer mehr der Ketzerbegriff und der jüngere Hexenglaube in den Vordergrund. So heisst es im „Ofner Stadtrecht" 1244—1421 (herausgegeben von Michnay und Lichner, S. 152): „Von ansprecherin, czaubern oder liplerinn, der damit vormerct wirt und oberwunndenn, czum erstenmal sol man yn setczen auf eyn leiter, und eynen gespitzten judenhut sol er haben auf dem haupt, daran die heilgen engil seyn gemalt, da mit er umb get. Also schol er stehen, vonn morgen fru uncz auf mittten tag an eynem freitag, so die maiste gemeyn desz volkis ap vnd zu get; dar nach sol man yn ledig lassen, also, ap er ver schweret den irsal meher czu thun. Vnd das schol man alles in ner stat puch verschreiben auf dasz, ap er mier pegrieffen wurde: so schol man inn prennen, sam eynen Ketczer."

Erst nach dem Erscheinen des berüchtigten Buches „Malleus maleficarum" (1489) ward auch in Ungarn der Hexen- und Ketzerbegriff von einander getrennt. Die erste Spur der Hexenprozesse lässt sich erst im Jahre 1517 nachweisen, wo zwei Weiber aus Tehany einen gewissen Joh. Török beim Kaschauer Gericht des Meineides beschuldigen (Ipolyi S. 414), aber Gesetze und Decrete bezüglich des Verfahrens bei einem Hexenprozess gab es damals noch nicht. Mit dem Protestantismus aber kamen auch die eigentlichen Hexenprozesse nach Ungarn. So heisst es in einem „Visitationsartikel" der siebenbürgisch-sächsischen Protestanten vom Jahre 1577 also: „Die zauberey der alten Weiber, und was sonst an teuffels gespänst ist, als büssen, wahrsagen, vor kranckheit seegnen, und was hieran hanget, sol die obrigkeit nach dem gebot gottes, und keysserlichen Rechten, mit dem feüer straffen, oder mit dem strengen Edict der obrigkeit wehren; und bis solche nicht ablassen, sollen sie nicht zum sacrament gelassen werden" (s. Articuli visit. harmonici ab utraq, universit. in. nat. saxonicae conditi et approbati a. 1577). Fr. Müller (Beitr. z. Gesch. d. Hexengl. in Siebenbürgen. Braunschweig 1854; S. 24) bemerkt ganz richtig, „Nicht der Hexenprozess an sich, wohl aber der Hexenprozess in den einzelnen Ländern ist also im Gefolge der Reformation ge-

standen, und zu diesen Ländern gehört auch Siebenbürgen." — Das erste Hexenverbrennen verzeichnet in Ungarn die „Chronik Fuchs-Lup.-Oltard." (herausg. von Trausch I. 279) beim Jahre 1616, wo es heisst: „Circa hoc ipsum tempus multi magi et veneficae in Hungaria Vulcano oblati sunt, qui incantationibus suis grandinem super totam Hungariam et Transsilvaniam inducere voluise ferebantur, quo omnes fruges et vineae perderentur." —

Wir gehen nun zum heutigen Hexenglauben der Magyaren über.

Nachdem die heidnischen Reminiscenzen immer mehr in den Hintergrund zurückgedrängt wurden, so trat im Hexenglauben an Stelle der heidnischen Geister als vis motrix der Teufel auf, der „aus dem Hintergrund all' den Hexenspuk" in Bewegung setzt. In den magyarischen Hexenprozessen (ich führe dieselben stets aus Ipolyis Werk (S. 417 ff. an) verführt der Teufel selbst die Weiber. „Maligni daemonis spiritus instinctu inductus" heisst es in einem Szegeder Hexenprozess (Ip. S. 417); in einem anderen wieder wird erwähnt, „dass der Teufel nächtlich bei ihr gewesen sei, sich in der Gestalt eines schönen Jünglings entfernt habe" (hogy az ördög éjjel járt hozzá, szép legény képében eltávozott; S. 417). „Der Teufel erschien ihr nachts in Menschengestalt und sagte ihr, komm' hinaus, ich führe dich an einen guten Ort" (az ördög ember képében éjjel kihitta s mondotta, hogy gyere ki jó helyre viszlek") heisst es in einem anderen Prozessakt (S. 417). In vielen Fällen aber verführt nicht der Teufel selbst das Weib, sondern lässt es durch eine „eingeweihte" Hexe verführen. So heisst es in einem Prozessakt (S. 417): „Mit allerlei Versprechungen lockte sie Rosa, dass sie an allem Guten sein und leben werde; dann aber nahm sie wahr, dass alles nichts sei, nur Verlockung; die Teufel schlugen sie, zerbrachen ihr beide Arm- und Beinknochen" (mindenféle hitegetéssel ámitotta Rósa, hogy minden jóban fog lenni s élni, azután tapasztalta, hogy semmi sincs, csak ámitás; az ördögök megverték, két karját s lába csontját összetörték). Eine andere Stelle lautet (S. 417): „Den Franz Katona verlockte sein Vater und seine Mutter, dass gutes Leben eine Pracht sei, sagten sie, sieh, wie schön wir leben, sagten sie, dass es dort viele schöne Weiber gibt, und er dachte, dass er reich werde" (Katona Ferencz atya s anya amitottak el, hogy jó élet az gyönyörüség, lám mily szépen élünk, úgy mond, sok szép asszonyok vannak, és gondolta, hogy gazdag leszen).

Ein hervorstechender Zug der magyarischen Hexenprozesse ist es, dass die Hexe nach ihrem Tode ihre Kraft einem anderen Weibe übergeben kann, dass ein anderes Weib diese geheime Kraft erbt. In einem Hexenprozess wird erwähnt (Ipolyi, S. 417): „Mira arte sua diabolica in casu mortis agonis per porrectionem manus suae alteri cuicunquae demum etiam innocenti fideli xtiano fiendam *sucessionem in locum sui post fata sua relinquere.*" Auf die Frage: „Wann hast du den Bund geschlossen, auf wie lange Zeit?" antwortet (Ipolyi, S. 418) die Angeklagte: „Vor 14 Jahren bis zu ihrem Tode hat sie (Treue) geschworen; als sie schwor, trug man ihr auf, dass sie in ihrer Sterbestunde an ihrer Stelle eine andere zurücklasse, wenn sie ein Kind habe; sie könne auf (ihr Kind) nicht lassen; hat sie aber eines, so muss sie (die Kraft) auf dies lassen; sie reicht ihm die rechte Hand und fasst es an, so kann sie (die Kraft) zurücklassen . . ." In einem anderen Akt heisst es (S. 418): „In ihrer Sterbestunde, wer zuerst ihre Hand angefasst hätte, auf den hätte sie ihre Teufelskunst übertragen" (halála órájan, ki elsöben megfogta volna a kezét, arra hagyta volna az ördöngségét).

Hat nun das Weib durch Verführung, Belehrung oder Erbschaft diese Kraft erlangt, so folgt seine „Weihe", die Aufnahme in den Hexenbund. Vor allem muss es Gott und alles, was sich auf Religion bezieht, verleugnen. In einem Hexenprozess heisst es (Ipolyi, S. 418): „Deum, creatorem coeli et terrae, omnesque sanctos angelos, ac electos dei, sacri baptismi lavacrum, ac denique omnia sacramenta dei cum detestatione abnegando"; an anderer Stelle heisst es: „seponendo s. baptismo, et catholicae fidei renuncinando". Die Hebamme Margaretha Barak, verehelichte Mich. Dugonics (wohl die Mutter des magyarischen Dichters Andr. Dugonics) wird in Szegedin beschuldigt: „fidem xtianam abnegare ac deum immensis blasphemiis afficere" (Ipolyi, S. 418). Eine andere Stelle lautet: „Dass ihnen der Teufel befohlen habe, wenn sie in der Kirche sind, so mögen sie das Gebet nach rückwärts sprechen . . ." Ferner: „Gott mussten sie verleugnen; statt dem Worte „Gott" sagten sie: hipp-hopp, dort sei ich, wo ich hin will! Aus dem Vaterunser mussten sie die Worte auslassen: Und erlös' uns vom Uebel!"

Nach der Verleugnung Gottes folgte die Eidleistung, wobei sie dem Teufel, als ihrem Herrn, unbedingten Gehorsam versprachen.

So heisst es denn in Hexenprozessen (Ipolyi, S. 418): „Perpetuum pactum inire ac vasallagium, daemoni se obstringere"; oder: „in omnibus diabolo parere ac eundem loco veri dei adorare, et venerari velle se promiserit . . . . semetque infernali satanae, in proprium vasallum tradendo . . . . eidemque perpetuam et continuam adhaerentiam vovendo." — „Dem Satan dienend, (will sie) ihn anbeten und ihn ehren, ihm mit Leib und Seele sich hingeben" (sátánnak szolgálván, azokat imádni és tisztelni, testestül s lelkestül nekik ajánlani).

In den Hexenprozessen der Magyaren kommt häufig die Frage vor: „Hast du den Bund mit Schrift oder Wort geschlossen?" Gewöhnlich lautet die Antwort: „Mit Schrift und mit Wort!" In einem Szegediner Hexenprozess (Ipolyi, S. 419) heisst es: „Mit Wort, aber auch mit Schrift habe sie sich dem Teufel überliefert; Rosa habe ihr die Hand angefasst und sie habe mit roter Tinte geschrieben auf einen Bogen Papier am Rande vorne, am oberen Ende, und habe gesagt: im Namen des Teufels . . ." (szóval de kezeirását is adta magárúl az ördögnek, Rósa megfogván a kezét veres tentával irt, egy árkus papirosra, a szélire elöl: és felsö részén, és mondotta: legyen az ördög hírével).

Nach der Eidleistung wurde die Hexe am Körper mit einem Zeichen versehen. Es heisst daher häufig in den Prozessakten: „In corpore visitatorum, nullum signum tale quod ipsos criminis magiae argueret, adeoque conversationem cum daemone habere argueret", nachdem eben die Instruktionen der Behörden den Verhörern anordnen: „An apud illos qui fatebantur, se stigmate quoque signatos fuisse, praevie instituta corporis inspectione, eiusmodi stigmata realiter et effective impressa reperta exstiterint?" (Ipolyi, S. 419.) Gewöhnlich lautet die Antwort: „Repertum est stigma in loco pudendo ex parte dextra inferius". In einem Szegediner Hexenprozess heisst es: „Man hat sie auf die Schamteile geschlagen, sie kann sich daran nicht gut erinnern, weil es vor langher war, aber sie hat gesehen, dass mit seinem zweiten und dritten Finger der Teufel (das Zeichen) ihr aufgedrückt hat; dann habe er gesprochen: nun bist du mein!" (hogy szemérem testén kivül ütötték, nem emlékezik reá jól, mivel régen volt, hanem látta, hogy második s harmadik ujjával nyomta rá az ördög; azután azt mondta: no már enyim vagy.) Bodó berichtet in seinem juridischen Werke (jur.

prud., 1751; S. 225) über die magyarischen Hexen, dass ihr Hauptkennzeichen das ihrem Leibe eingebrannte Zeichen sei, das gewöhnlich die Form einer Hasenpfote habe und gefühllos sei, so dass man diese Körperstelle mit Nadeln stechen könne, ohne Schmerzen zu verursachen. In einem Szegediner Hexenprozess wird erwähnt, dass eine Hexe als Hebamme 2000 Kinder im Namen des Teufels getauft habe (Schwartner, Stat. 3, 265). In siebenbürgisch-sächsischen Hexenprozessen wird oft erwähnt, dass die Hexen vom Teufel mit „garstigem Wasser" getauft werden (Müller a. a. O., S. 56), ein Verfahren, das in magyarischen Hexenprozessen nie erwähnt wird.

Als Zeichen der Ergebung muss nun die Hexe den Teufel küssen, der in den Prozessakten oft Pluto genannt wird. So heisst es in den Hexenprozessen (Ipolyi, S. 420): „Der Teufel Pluto war in Bockgestalt zugegen und sie hat ihm den ganzen Körper . . . den Hintern geküsst, ihn dreimal umtanzt". (Pluto ördög jelen volt, bak képében, és az egész testét . . . alfelét megcsókólta, háromszor körültánczolta.) Eine andere Stelle lautet: „Sie schwor bei Pluto; war da zugegen ein schwarzhaariger Bock, den umkreiste sie zehnmal und küsste ihn eben so vielemal, wobei sie sprach: „Du bist mein Herr!" (Plutóra esküdött, volt egy bak fekete szörü, aztat tízszer kerülte meg és annyiszor csokolta meg és mondotta: te vagy az én uram.) Ferner heisst es in einem Szegediner Hexenprozess (Ipolyi, S. 420): „Ein Ziegenbock war zugegen, er befahl ihr, dass sie ihn umtanze und er befahl ihr auch, ihm den Hintern zu küssen, damit sie dadurch beweise, dass sie ihm eine treue Dienerin sei" (egy bak kecske jelen volt, parancsolta nekie, hogy körül tánczolja ötet és az alfelét is paranscolta csókolni, hogy azzal bizonyitani fogja, hogy az ö hü szolgája). Neben der Benennung Pluto, Belzebub und Lucifer wird für den Teufel auch der Name Dromó gebraucht, den Ipolyi (S. 420) mit den magyarischen Wörtern *dörög* (es donnert), *dörgö* (Donnerer) und dem deutschen Donner in Verbindung bringt. Bei Müller (a. a. O. S. 56) heisst eine Hexe Donnerschlag. Daneben heisst der Teufel auch *hepcziher* oder *hopcziher* (Ipolyi S. 420). —

Diese Einweihung und Eidleistung findet bei Gelegenheit der Hexenversammlungen statt. In fast allen, bislang bekannten magyarischen Hexenprozessen kommen Stellen, auf diese Versammlungen

bezüglich, vor. So heisst es denn (Ipolyi, S. 421): „Nocturno tempore continuis diabolicis consultationibus, saltibus, lusibus interfuerit, cum diabolo comederit et biberit"; ferner heisst es: „Am Georgstage auf dem Kecskeméter Berg bohrten sie einen Rebenstock an und schlugen einen Zapfen hinein und sie, alle 3000 konnten davon genug trinken; dann schoben sie die Rinde wieder zurück und gingen weg". (Szent Györgynapkor kecskeméti hegyen egy szölötökét megfurtak, és csapot tettek beléje, s mindnyájan 3000 eleget ihattak belöle; azután héját reá tették, s elmentek). Wichtig ist folgende Stelle: „Ein Teufel blies die Flöte, mit den anderen Teufeln tanzten sie; sie assen, vermischten sich (coire) . . . vermittelst Röhren tranken sie Wein aus Fässern . . . eine Art schwarzer Geldmünzen verteilten sie unter sich, die aber nur bei ihnen Geltung hatten; bei dieser teuflischen Gasterei war weder Kerze, noch Feuer vorhanden und doch war es taghell im Tanzsaal; während der Unterhaltung sprachen die Teufel walachisch; die Teufel hatten hölzerne Schwerter und hieben damit herum, die Worte sprechend: „Ich hau' dich, aber verletz' dich nicht" (egy ördög sipolván, a többi ördöggel tánczoltak; vendégeskedtek, közösködtek . . . csöveken a hordókból bort ittak . . . valami fekete kézpénz nemét is osztogatták közöttök az ördögök, de annak csak magok között volt keletye, ezen ördöngös vendégeskedésben sem gyertya, sem tüz nem volt, még is igen fényes világosságu vala az táncoló palota, világosvári mulatságban mind *oláhul* beszéltek az ördögök, az ördögöknek tiló forma kardjok volt fából s azzal vagdalkoztak, ezen szókat mondván: váglak, de nem sértlek). In einem Hexenprozess aus Felsöbánya (1731) heisst es (Ipolyi, S. 421): „Mit rohem Fleisch wurden die nachts anlangenden Hexen gefüttert" (nyers hússal etteték az éjjel jövö boszorkányok". Das „Salzkochen", das im germanischen Glauben einen wichtigen Zug bildet (Grimm 1000), findet auch im magyarischen Volksglauben einen Nachhall. Kommt eine Frau — heisst es im magyarischen Volksglauben — zeitig in der Frühe, um Salz auszuleihen, so soll man ihr das Verlangte nicht geben, denn sie ist eine Hexe. Am Lucientage soll man weder Salz, noch Feuer aus dem Hause geben. Mit Salz bestreue man die Schwelle, um die Hexen fernzuhalten. Ein Sage erzählt: Ein Mann kroch in ein Fass, welches die Hexe bestieg und darauf in die Versammlung ritt. Dort kroch der Mann heraus und füllte

das Fass mit Salz an, worauf er wieder zurückkroch. Die Hexe ritt nun auf dem Fasse heim. Der Mann klagte sie ein und wies das mitgebrachte Salz als Zeugnis vor (Ipolyi S. 422).

Für den Hauptversammlungsort der magyarischen Hexen gilt der sogenannte „Blocksberg" (magyarisch: Szent Gellért hegye-Berg des hl. Gerard) bei Budapest. Neben diesem Berg werden im Volksglauben und schon in den Hexenprozessen noch die Berge Kopasztetö (bei Tokaj), Öt halom (= fünf Berge bei Szegedin) und Vaskapu (= eisernes Thor auch bei Szegedin) erwähnt. In der Christnacht, in der Georgi- und Johannisnacht halten sie ihre Hauptversammlungen ab.

Einen wichtigen Zug im magyarischen Hexenglauben bildet die sozusagen militärisch organisierte Einteilung der Hexen in Compagnien und Abteilungen, die ihre Vorstände, Führer, Fahnenträger und Korporale haben, die dem Teufel, als Generalen und Befehlshaber des ganzen Hexenheeres, unterstehen. In einem Hexenprozess (Ipolyi, S. 425) heisst es: „Sie waren in Compagnien aufgeteilt, jede Compagnie hatte eine schwarzseidene Fahne" (kompániákra voltak felosztva, minden kompániának fekete selyem zászlója lévén). In lateinisch verfassten Prozessakten kommen oft die Wendungen vor: „Antesignanumque nempe capitaneum lacodæmonis exercitus se procurare" — ferner: „princeps magus et sagarum magister Daniel Rózsa . . . dæmonis supremum capitaneum egerit"; — oder: „in arte magica patrem sodalium (Zunftmeister) profiteri"; „sagarum ductor vulgo *hadnagy* (magyar. Lieutenant), sagarum vexillifer". In manchen Hexenprozessen wird auch die Gestalt dieser Chargen erwähnt, welche dieselben während ihrer Amtierung annehmen. So heisst es in einem Akt (Ipolyi, S. 426): „In der Gestalt eines Ebers war sie Fähnrich" (kan disznó képében volt zászlótartó); in einem anderen Prozess kommt die Stelle vor: „In Kalbsgestalt war sie Lieutenant, man nennt sie *barjuctar*" (borju képében volt hadnagy, barjuctarnak híják). „Bayuctar" soll nach Ipolyi's Meinung im Türkischen „Fähnrich" bedeuten.

Von Wichtigkeit ist die folgende Stelle aus einem Hexenprocess (Ipolyi, S. 426): „Anfangs war sie Corporal, zehn Jahre lang, dann wurde sie gleich Kapitän, . . . jetzt aber ist sie nur Grasträgerin" (elsöben tizedes volt, tiz esztendeig, azután mindjárt kapitánynyá lett, . . . de már csak *fühordó*) d. h. sie wurde

abgesetzt und dient nun als „Gemeine", als „Grasträgerin", Kräutersammlerin im Heere des Teufels und sammelt Heil- und Giftkräuter für die oberen Hexen. Deshalb heisst die Hexe in einigen magyarischen Dialekten neben „boszorkóny" auch *fives* = grasige (herbaria, venefica); vgl. Grimm 1021.

Dem magyarischen Volksglauben gemäss können die Hexen beliebige Tiergestalten annehmen, ja sogar sich ganz unsichtbar machen. Gewöhnlich nehmen sie die Gestalt von Katzen, Schweinen, Eseln, Stieren und Hunden an. Bodó (iur. prud., 225) rechnet auch die „farkaskuldosok" = Wolfsbettler (Werwölfe) zu den Hexen, obwohl sie im magyarischen Volksglauben in Wölfe verwandelte Hirten sind. Er schreibt: „Ad lamiarum potentiam referuntur *lycanthropi* quoque, quod se in *lupos, hircos, canes, feles,* aut alias bestias, pro suae libidinis delectu vere et substantialiter in momento transmutare et paulo post in homines rursus reformare fateantur." Im Volksglauben heisst es auch, dass eine 7- oder 12jährige Katze in eine Hexe verwandelt werde (Ipolyi, S. 243). Aus einem deutsch geschriebenen, handschriftlichen Werke des Baron Mednyánsky (Sammlung abergläubischer Meinungen und Gebräuche des gemeinen Volkes in den Thälern des Rókos, 1823, S. 73) teilt Ipolyi (S. 427, Anm.) die Stelle mit: „Wenn die Katzen längere Zeit im Sommer nicht zu Hause kommen, da sie sich an Feldern von Mäusen, Vögeln etc. nähren, so heisst es, die Katzen sind in den Rákos gereist; überhaupt wird jede Katze für eine Hexe gehalten. Auf den Rákos-Feldern halten die Katzen ihre Versammlungen; es werden Hochzeiten gefeiert, Bündnisse geschlossen, Verbrecher bestraft, einige sogar auch mit dem Tode. Daher die Bauern sagen: „Unser Kater ist nicht zurückgekommen, der ist gewiss gevierteilt worden." Wehe denjenigen, die sich der Versammlung nähern; sie sind verloren. Auch wird bei der Gelegenheit ein Kater und eine Katze zu König und Königin gewählt" ... Szirmay (Szatmár vármegye = Sz. Comitat; Ofen, 1809) erzählt von einem Schweinehirten aus Gacsaly, der zwei Hexen in Wolfsgestalt begegnet sei, die sich von ihm streicheln liessen. In den Hexenprozessen wird gewöhnlich die Verwandlung in Katze oder Hund angeführt. Als rote Katze saugt die Hexe der Kuh die Milch aus (Ipolyi, S. 427). In einem Felsöbányaer Hexenprozess wird angeführt: „Ich sah mit meinen Augen zur

Nachtzeit auf dem Aufboden liegend einen schwarzen, gefleckt-köpfigen Windspielhund im Heu schleichen . . . dann verwandelte er sich in eine solche Gestalt wie die Katharina Fazekas (die angeklagte Hexe) . . . sie belastete meinen ganzen Körper und verwandelte sich dann in ein weisses Windspiel" (láttam szemeimmel étczakának idején az hidláson fektemben egy fekete hódos fejü agarat az szénán lábai suhogván . . . annak utána elváltozott szintén olyanná, mint Fazekas Kati . . . egész testemet mind eltapogatta, és fehér agarrá vált annak utaná). Auf der Insel Schütt glaubt man, dass die Hexe sich oft in ein Ross verwandelt; wer ihm einen Zaum anlegen kann, der bewirkt, dass es sich nie mehr in menschliche Gestalt zurückverwandeln kann. In einem Hexenprozess heisst es: „Nachts kam ein schwarzes Ross in den Hof, nahm das Schloss von der abgesperrten Thüre herab, wir dachten es sei unser Ross, ich ging ihm nach, es stiess mich und verwandelte sich in eine Kuh" (étczaka egy fekete ló jött az udvarra, a bezárlott ajtórul a támaszt levetette, gondolván azt mi lovunknak lenni, utána mentem, megdöfött s tinóvá vált). Im Szegeder Volksglauben heisst es (Ipolyi, S. 428): „Als man noch die Hexen verbrannte, band man ihnen Schiesspulver unter die Kehle und stellte sie so auf den Scheiterhaufen; da konnte man sehen, wie sie in Kröten-, Maus- oder Rattengestalt entfliehen wollten, aber man fegte sie zurück und verbrannte sie, ohne dass sie einen Jammerlaut oder Schmerzschrei von sich gegeben hätten." Hexen sah man auch in Schildkrötengestalt über die Donau schwimmen (Vachott, Magyarország képekben = Ungarn in Bildern, S. 123). In einem Marosvásárhelyer Hexenprozess (Ztschr. „Mult ès jelen", 752) wird die Hexe beschuldigt, in der Gestalt einer Gans gesehen worden zu sein. Die Gattin des Siebenbürger Fürsten Michael Apafi glaubte in ihrem Irrsinn, dass sie von Hexen in Fliegengestalt verfolgt werde (Ipolyi, S. 428). Oft erscheinen die Hexen nachts in der Gestalt von schwarzen Käfern; in einigen Gegenden heisst der Nachtfalter (sphinx L.) geradezu „boszorkánypillangó" = Hexenschmetterling (Ipolyi, S. 428; vgl. den deutschen „Milchdieb", im Slovenischen: vesha = Schmetterling und Hexe).

Schon Mediomontanus (Disputatio theol. de lamiis etc., Grosswardein, 1656) erwähnt, dass die Hexen oft auch die Gestalt von Pflanzen und „besonders von Wagenrädern" annehmen. Eine

Hexe kam einmal in Radgestalt zu einem Mann. Diesem gelang es, das Rad mit Eisen beschlagen zu lassen. Am anderen Tage war die Hexe ganz mit Eisen überzogen. Ferner: Ein Rad mit 12 Speichen rollte einmal in den Hof eines Bauern, der es an der zwölften Speiche anfasste und mit einem Stricke an einen Balken band, worauf das Rad verschiedene Tiergestalten und schliesslich die Gestalt der betreffenden Hexe annahm (Ipolyi, S. 429).

Eine in den magyarischen Hexenprozessen oft erwähnte Eigenschaft der Hexen ist ihr plötzliches Verschwinden, ihre Luftfahrt und ihr Eindringen selbst in den kleinsten Raum. Durch das Schlüsselloch, durch den Rauchfang, durch das kleinste Loch hindurch erscheint die Hexe und verschwindet spurlos (Ipolyi, S. 429). Auf Kehrbesen, Feuerzangen, Stöcken, Fässern und auf Menschen, die sie in Pferde verwandeln, fliegen die Hexen durch die Luft. Szirmay (a. a. O.) berichtet u. A. von einem Schweinehirten, den die Hexe jedesmal dadurch in ein Pferd verwandelte, indem sie einen Zaum ihm ans Haupt warf. Wer diesen Zaum der Hexe anlegen kann, der verwandelt dieselbe für immer in ein Pferd, wenn er sie dann mit einer Unterhosenschnur versieht (Ipolyi, S. 430). Ausserdem besitzen die Hexen auch noch eine Flugsalbe, womit sie sich einreiben und dann fliegen können. Schon das berüchtigte Werk „Malleus maleficarum" beschreibt die Verfertigung dieser Flugsalbe (unguentum phaleris): „Unguentum ex membris puerorum interemtorum ab eis ante baptismum". In den magyarischen Hexenprozessen heisst es (Ipolyi, S. 431), dass diese Salbe aus Kinderfett, Mutterkuchen, Solanum und Russ, oft aber aus Kinderknochen und Kindereingeweiden verfertigt werde. Karcsay teilt (in der Zeitschr.: „Uj muzeum" 2., 498) eine Sage mit: Ein Knecht wollte die vom Joch wundgeriebenen Nacken seiner Ochsen mit Fett einreiben. Er nahm zu diesem Zwecke ohne Wissen seiner Herrin eine Salbe aus dem Schranke hervor und rieb damit die Ochsen ein, worauf dieselben von dannen flogen. Er klagte sein Leid der Herrin; diese schmierte schnell eine Feuerschaufel mit dieser Salbe ein und flog dann, auf die Schaufel sich setzend, den Ochsen nach und trieb dieselben in der Luft heim. „Der heutige Volksglauben", sagt Ipolyi (S. 432), „mutet dieser Salbe alle Eigenschaften der Hexe zu; nur wenn sie sich mit ihr einreibt, kann sie Hexerei treiben; sie muss sich aber damit jedes 7., 17.,

27., 37., 47. u. s. w. Jahr einreiben." Die magyarischen Hexenprozesse erwähnen auch Formeln, durch die die Hexen sich in die Luft erheben oder verschwinden können. Gewöhnlich sprechen sie Formel: „hipp, hopp!" oder „hop hirivél" (in Hops Namen), oder „hipp, hopp, ott legyek, a hol akarok" (hipp, hopp, dort sei ich, wohin ich will). Ipolyi (S. 420) vermutet, dass dies „hipp oder hopp" ein altes Apellativum des Teufels sei, nachdem derselbe ja oft „hopcziher", oder „hepcziher" genannt werde. Eine andere Formel lautet: „köd elöttem, köd utánam, engem senki meg ne lásson" (Nebel vor mir, Nebel hinter mir, niemand soll mich sehen; vgl. Grimm S. 1037). —

Was nun die schädliche Thätigkeit der Hexen anbelangt, so wird ihnen besonders zugemutet, dass sie Saaten durch Hagel, Regen, Wind und Dürre vernichten können. Darüber berichten schon die alten Hexenprozesse. So lautet eine wichtige Stelle eines solchen Prozessaktes (Ipolyi, S. 432): „Succumque ac pinguedinem huius circumiacentis plagae terrae, videlicet pluvias et rorem per septennium id est annuatim pro media secunda urna pecuniæ, piscespue pro vento sagis in *Turcia* divendere non abhorruisset" — ferner: *„pluvias obseraverit*, ac terrae fructus abstulerit, similesque in *Turciam* vendiderit". Dass die Hexen die Saaten und Fische den Türken verkauft haben, kommt auch in einem Szegediner Hexenprozess vor (Ipolyi, S. 433), wo es heisst: „Den Regen und die Fische haben sie am hl. Georgstag nachts 11 Uhr am Mattyi-Ufer auf 7 Jahre in die Türkei verkauft . . ." (az esöt és halat sz. György napján éczaka 11 óra tájban Mattyi parton hét esztendöre atták el a török országra . . .). „Den Regen halten sie", heisst es in vielen Hexenprozessen, „mit teuflischer Praktik in einem Kürbiss gefangen". Eine Szegediner Sage erzählt (Ipolyi, S. 433): „Als man einmal die Wasserprobe mit einigen Hexen vornahm, sank eine rasch unter das Wasser, worauf eine andere neidisch ausrief: „Nehmt ihr den Wolkenschlüssel (fellegkulcs) aus den Ohren!" Man zog ihr also den Wolkenschlüssel aus dem Ohre und sie war nun nicht imstande, unter das Wasser zu sinken . . . Über die Beschaffenheit dieses Schlüssels berichten die Akten und der heutige Volksglaube nichts näheres.

Heutiger Volksglaube und alte Hexenprozessakten erwähnen auch, dass die Hexen am Georgstage den Tau von den Feldern

in Töpfe sammeln, um den Erntesegen zu vernichten und nach Belieben Regen hervorbringen zu können. Ipolyi (S. 433) bringt damit folgenden Brauch in Verbindung: In der Kecskeméter Gegend spreiten die Hirten in der Frühe des Georgstages Leintücher auf die tauigen Fluren. Indem sie die Leintücher im Grase weiterziehen, sprechen sie: „Ich klaube, ich klaube von Allem die Hälfte" (szedem, szedem mindennek felét). Die taunassen Tücher werden ausgewunden und das Wasser in Gefässe aufgefangen, die man in den Stall der Melktiere vergräbt, damit die Hexen den Tieren die Milch nicht nehmen können. Auch heisst es, dass jede rechte Hexe jeden Morgen ihren Gatten durch Bewerfen mit einem Zaume in ein Ross verwandelt und auf ihm ins Freie reitet, wo sie Tau sammelt, den sie trinkt und dadurch immer jung bleibt, während ihr Gatte dahinsiecht. Streut die Hexe Tau auf das Mehl, so wird das Brot blutrot, eine Beschuldigung, die oft in den Hexenprozessen vorkommt, z. B. „fermentum alterius ac massam farinaceam ita corrumpere attentasse, ut nulli panes inde pinsi potuerint (Ipolyi, S. 434)".

Besonders durch Hervorbringung von Hagel und Sturmwind vernichten sie die Saaten. So heisst es z. B. in dem erwähnten Chronicon Fuchsio-Lupino-Ottardinum (1., 279): „1613 multi magi et veneficae in Hungaria Vulcano oblati sunt, qui incantationibus suis grandinem super totam Hungariam et Transsilvaniam inducere voluisse ferebantur, quo omnes fruges et vineae perderentur, res mirabiliter fuit detecta. Filia cuiusdam viri, vix decennis aut duodecennis, a patre in vineam ducta, cum patrem de diuturna siccitate conquerentem audivisset, pater, inquit, ego si vis, faciles pluvias, imo etiam grandines producere possum. Interrogante patre, unde et a quo ista didicisset. A matre, ait, se ista habere; tum pater obstupefactus, si quid ergo potes, produc, inquit, grandines, verum ita, ut haec nostra tantum tangatur vinea, intactis et illaesis vineis aliis. Illa promissa praestitit, inducta horribili tempestate et grandine, qua vinea paterna prorsus protrita fuit, magni res periculi, nisi detecta fuisset . . . brevi de vitibus et frugibus, tam in Hungaria, quam in Transsilvania, nil reliquum futurum fuisset." Noch 1728 wurde ein Szegediner Schusterlehrling beschuldigt, die umliegenden Weingärten durch Hagelschlag zerstört zu haben (Schwartner, Stat. 3., 266).

Auf welche Art und Weise nun die Hexen Hagel und Sturm hervorzaubern können, darüber berichtet uns schon der magyarische Rechtsgelehrte Bodó (jur. prud. 225)· „Si in aqua, stans, aquam a tergo in aerem proiecerit, vel scopis sparserit, aut aestivo tempora instante tempestate, lapidem vel terram occulte percusserit; flores de variis arboribus aut folia collegerit, et ollae imposita, cochleari et alio instrumento moverit." Dies Wasserwerfen, Kräuterkochen u. s. w. wird in magyarischen Hexenprozessen oft angeführt. Daneben wird auch erwähnt (Ipolyi, S. 435): „Den Kopf eines 13jährigen Raizenkindes haben sie vergraben, damit kein Regen werde" (13 esztendös rácz gyermek feje volt, melyet elástak azért, hogy esö ne lehessen). „Einen Stierschädel füllte sie mit Ackererde, damit sie den Nutzen (die Ernte) wegnehme" (bika fejét megtöltötte szántóföldröl elvitt földdel, hogy a hasznát elvehesse). „Der Pferdeschädel befindet sich deshalb in ihrer Wohnung, weil sie den Schädel mit Erde vom Weizenfelde eines anderen Menschen füllen und ihn in ihren Acker vergraben wollte" (lófeje szállásán azért vagyon, hogy más ember buzája földéböl megtöltötte volna a föjet és a maga földébe ásta volna). Wenn der Sturmwind einherbraust, so heisst es im Volksglauben: Die Hexen tanzen in einem Korbe, wobei sie Schaufeln, Besen, Zangen u. dgl. in den Händen halten (Ipolyi, S. 435).

Dass die Hexen die Melktiere heimlich melken, die Milch wegzaubern — z. B. in die Thorpfosten, in den Brunnenschwengel, den sie dann melken — bildet eine häufige Beschuldigung in den Hexenprozessen und lebt auch im heutigen magyarischen Volksglauben fort. Einen wichtigen Fall teilt der seiner Zeit (1751) berühmte magyarische Rechtslehrer Bodó (iur. prudentia, 227) allen Ernstes mit: „Placet annectere relationem certi, alias fide digni nobilis octogenarii, condam Georgii Farkas Hankoviensis, qui saepius coram me recensuit, et bona fide asseveravit, contigisse post revolutionem Tökolianam, cum certa occasione, ex nundinis Debrecinensibus redux, in partibus trans Tibiscanis, in quadam planitie, aestivo tempore pascuandorum iumentorum gratia, cum reliquis sibi adiunctis substitisset: tum quidam incola Rochfalvensis (quem et nominavit; nominis tamen illius recordari non possum) accepto ex curru certo urceolo, et axi curruli supposito, quaesivit ex eodem nobili: vellente lac ibidem non longe in pascuis existentium ovium

degustare? cui cum idem nobilis dixisset: quod vellet effectum illius experiri, tandem idem infixo axi cultro, copiosum exinde lac per cultrum emulsit; quo lacte stillante, protinus dictae oves, hinc inde dispergi, discurrere et saltare coeperunt. Quo viso, opilio seu pastor illarium ovium, illico pellicium suum, vulgo bunda dictum, deiecit, et baculo suo pastorali eo usque percussit; donec culter ex axe extractus non fuit. Quo pellicium suum verberante, idem homo, lac praevio modo producens et emulgens, humi prostratus, magno cum eiulatu, vociferabatur, ne eum permittant opilioni tansopere pulsare et excruciari. Tandem, erepto cultro ex axe, oves quoque conquieverunt, et opilio a percussione destitit; idemque homo liberatus a cruciatibus, concussus et debilitatus currui est impositus. Hic diabolus nactus est potentiorem diabolum."

In einer Sage wird erzählt (Ipolyi, S. 436): Ein Kecskeméter Bauer kaufte einmal eine Kuh. Der Verkäufer gab ihm den Rat, er möge, wenn die Kuh einmal sich nicht melken lasse, das Tischtuch, womit man am Weihnachtsabend den Tisch bedeckt habe, auf sie spreiten und sie mit einem Birkenbesen schlagen. Bei Gelegenheit that dies der Bauer und bedankte sich dann beim Verkäufer für das erfolgreiche Mittel. Dieser meinte: „Du hättest die Kuh nicht so arg schlagen sollen, denn dadurch hast Du meine Frau totgeschlagen."

Wir kommen nun auf den Einfluss der Hexen auf das Leben und die Gesundheit der Menschen zu sprechen, der im heutigen Volksglauben sowohl, als auch in den alten Hexenprozessen der Magyaren sozusagen die erste Stelle einnimmt. Wichtige Belege bieten uns hiefür die Prozessakten (Ipolyi, S. 437), denen wir folgende Stellen entnehmen: „Multas innocentes personas in nihilum, et ad mortem usque redegerit... hominibus vitam inferre et damna". — „Sie strich mit der Hand das gesunde Kind; das Kind ward krank ... beide Füsse krümmten sich ihm hinauf und sein Kopf sank ihm auf die Brust" (az egészséges gyermeken kezeit végig huzta, az gyermekek megbetegedett .... mind a két lába az alfeléhez sugorodott, és a feje a melyére esett). — „Sie schüttelte das bei den Füssen des Kindes befindliche Bettstroh auf, worauf das Kind erkrankte" (a gyermek lába alatti ágya szalmáját megrázta s azonnal roszúl lett). Ipolyi macht hiebei auf die Redensart, auf Sterbende angewendet, aufmerksam: „Megkönnyebitette már az isten ágya szal-

máját" (Gott hat ihm schon das Bettstroh leicht gemacht). — „Wasser spritzte sie auf das Kind und alle im Hause wurden dadurch ohnmächtig" (vizet hintvén a gyerekre a házban mindnyájan elszédültek). — Nicht nur den Verstand, sondern auch Knochen aus dem Leibe, ja selbst den ganzen Schädel können die Hexen dem Menschen rauben. So heisst es in den Hexenprozessen: „Einem raizischen Kind nahmen sie den Kopf weg und machten ihm aus Kürbis einen Schädel . . . es lebte noch circiter 2 Monate lang" (egy rácz gyermek fejét elvették, s tökböl csináltak fejet neki . . . élt azután circiter két hónapig). — „Sie haben dem Mädchen die Lunge herausgenommen, ein fauler Apfel ist (nun) seine Lunge; es starb" (á leány tüdéjét kivették, rothadt alma az tüdéje; az meg is holt). Ausserdem werden die Hexen des Kinderraubes, Kinderaustausches bis auf den heutigen Tag beschuldigt. Mednyánszky (a. a. O., S. 3) führt an, dass, wenn einem Kinde die Brust anschwillt, dies ein Zeichen sei, dass Hexen von seinem Blute saugen. Oft vertauschen sie das Kind und legen an seine Stelle einen ihrer Sprösslinge (Ipolyi, S. 197, 438). Solch ein Kind heisst dann „váltott gyermek" = ausgetauschtes Kind (Wechselbalg, wie es die Siebenbürger Sachsen nennen). Auch die Potenz und Conception können die Hexen schädigen (Ipolyi, S. 438). In den Hexenprozessen kommen häufig ähnliche Stellen vor: „Die Angeklagte leugnet, dass sie ihrer Tochter die Kraft benommen habe" (tagadja a vádlott, hogy leánya erejét ö vette volna el). — Will man keine Kinder haben, so „soll man dreimal über einen Backtrog hinwegschreiten" oder „Schiesspulver in Essig trinken". Auch vom Siebenbürger Fürsten Siegmund Báthori heisst es (Schmeitzel, hist. patria, bei Müller a. a. O., S. 25): „Thuanus ad a. 1595 tradit: Sigismundum per innodationis fascinationem seu ligationem magicam factum fuisse impotentem, idem adserit Volfgangus Betlen . . . additque hoc malum a matre Baltasaris Bátori, quem Sigismundus ante aliquot annos interfecerat, aut saltem ab eius subordinatis procuratum fuisse. Nos in negotio admodum scrupuloso nihil interponimus, legat cui volupe est Simonem, Stahlium et alios." Oft wird der Bräutigam oder die Braut am Hochzeitstage von den Hexen geraubt (Ipolyi, S. 439). In manchen Gegenden wirft die Braut bei ihrem Hochzeitsfeste ein Anhängsschloss in den Brunnen, damit das Wasser stets frisch bleibe und die Hexen am Hochzeits-

tage keine Störung hervorrufen (Ipolyi, 206; Mednyánszky, 12; vgl. Grimm, 1027 „Nestelknüpfen"). Der magyarische Historiker Math. Bél (Notit. Hungariae novae hist. geogr., Wien 1735—42; 4, 120) erzählt: „Mulierem iuvenem, et ex nuperis nuptiis caram marito saga surripuerat, tridui spatio per aera raptatam. Ignorabatur quo redacta esset mulier . . . reperta est femella triduo post Szetsénii intra pulvinaria exsanguis, et emortuae similis, apud veneficam, quae facinus illud patraverat. Dubitabant iudices an ita se res habeat; verum cum venefica etiam, rem uti gesta erat edixisset, res fidem meruit, poenis sagae ex more inflictis."

Aber nicht nur als Schädigerin an Leib und Seele, an Hab und Gut, sondern auch als Heilkünstlerinnen und Förderinnen des Wohlstandes, als Helferinnen in jedwedem Leid treten die Hexen in den magyarischen Hexenprozessen und besonders im Volksglauben auf. Selbst Tote können sie zu neuem Leben erwecken. So heisst es in einigen Hexenprozessen (Ipolyi, S. 439) z. B. von einer Hebamme, Barbara Hésen, „dass sie in den 3 Tage lang toten Sohn der L. Vak Seele gehaucht und ihn erweckt habe", ferner: „dass sie der totgeborenen Tochter der Ilona Lubi etwas in den Mund gesteckt und sie lebendig gemacht habe." Oft werden auch die Heilmittel in den Hexenprozessen angeführt. So heisst es (Ipolyi, S. 439): „Gegen Menstruation soll man von 3 Eichbäumen Blätter klauben"; gegen eine Krankheit „soll man in ein Bohrloch blasen"; gegen Brustweh „soll man die Brust mit einem Knochen (Totenknochen vielleicht!) berühren". Ferner wird in einem Prozessakt erwähnt: „Das kranke Kind wusch sie in einem Bad aus gekochtem Hafer; den Hafer warf sie an neun Gartenzäune und auf den Kreuzweg der Pfarrerswiese." Dergleichen Heilverfahren werden — wie erwähnt — in den meisten magyarischen Hexenprozessen aufgezählt; die meisten derselben haben sich in der Volksmedizin der Magyaren bis auf den heutigen Tag erhalten und sind zum Teil im folgenden Abschnitte mitgeteilt.

Eine prophetische Gabe wird den Hexen nicht nur in den magyarischen Hexenprozessakten, sondern auch im heutigen Volksglauben zugemutet. Besonders bei der Erforschung eines gestohlenen Gutes wird die Hexe um Rat angegangen. In einem Szegediner Hexenprozessakt (Ipolyi, S. 440) heisst es: „Die Hexe verlangte eine Pflugschar, dann eine lebendige Gans, welcher sie,

nachdem man sie ihr gebracht, den Kopf, die Beine und Flügel abhieb; die Gans rupfte sie, nahm ihre inneren Teile heraus und behielt dieselben für sich, die gerupfte Gans aber gab sie dem Kläger zurück; dann verlangte sie zwei neue Spindeln, die man noch nie gebraucht hat, und Hirse; dies alles brachte man ihr; sprach dann die Zauberfrau (varázsló asszony): ich werde diese Pflugschar glühend machen, den Hirse darauf streuen, und so wird dessen Gesicht voll Ausschlag werden, der das Geld gestohlen hat." In einem anderen Prozessakt „warf die Hexe eine Handvoll Erbsen ins Feuer, damit dem Diebe das Auge ausrinne." Der allbekannte „Siebzauber" ist auch den Magyaren bekannt, ebenso das „Bohnenwerfen", das schon in den Hexenprozessen häufig erwähnt wird.

Die Hexen können nicht nur Liebestränke brauen, sondern auch in der Ferne weilende Personen herbeizaubern. Der Verfasser des für Volkskunde wichtigen Werkes „Ungarischer Simplicissimus" berichtet (S. 106) über einen Fall, den er als Diener des Henkers zu Eperies miterlebt hat. Zu seiner Herrin kam nämlich eine Witwe und bat sie: sie möge ihren in Siebenbürgen weilenden Geliebten zurückzaubern. Nun schreibt der Berichterstatter: „Gegen 11 Uhr forderte die Henkerin ihres (nämlich der Witwe) Liebsten Vor- und Zunamen, schrieb solchen nebst andern Charakteren auf Papier, that dies in ein neues Häfelein fast voll Wasser, setzte es zum Feuer und kochte es langsam. Wir stunden dabei, da sagte sie über eine Weil: er kommt ganz nackend, suchet Kleider hervor. Ich fragte unterdessen, während die Burgerswittib Kleider holte, was es bedeute, dass sie das Häfelein bald zum Feuer setze, bald wieder herausziehe? Sie sprach: Wenn es geschwind kocht, so geht der Bock auch geschwinde, wann ichs aber herausziehe, und es gemach kocht, so geht das Tier auch gemach und geschieht dem Menschen weniger Schaden. Ueber eine Weil nahm sie das Häfelein, versteckte es unter einen Kübel, gab mir den Keppenek (ungarischer Regenmantel) und lief eilend zur Küche hinaus, ich ihr nach und auf den obersten Boden. Da sass der gute Mensch nackend in einem Bügel und keuchte. Ich hielt ihm den Keppenek hin, er nahm ihn über und ging mit uns stracks hinunter." In den magyarischen Hexenprozessen werden den Angeklagten stets die amtlichen Fragen vorgelegt: „Konntest du vermittelst eines Bockes, eines Mantels oder eines Schiffes Menschen fortführen?"

(tudtál-e bak, köppenyeg vagy hajó által vinni és hozni embereket?) — oder: „Wie konntest du den Menschen prophezeien aus Kristall, Glas, Spiegel? ohne Schaden? gebrauchtest du Zaubersegnungen?“ (miképen jövendöltél kristályból, üvegböl, tükörböl az embereknek? kár nélkül? babonás áldásokkal éltél-e?). Auf diese Fragen ward nie eine Antwort der Angeklagten verzeichnet (Ipolyi, S. 442), so dass in der That Müllers Worte (a. a. O., S. 55) Geltung haben: „Man sieht es deutlich an, dass die Sache den Richtern geläufiger war als den Prozessführenden.“ Als Richtschnur bei dem Hexenprozessverfahren galten eben die erwähnten Werke eines Mediomontanus und Bodó; bei letzterem lohnt es sich der Mühe, alle Kennzeichen und Merkmale einer Hexe nachzulesen. Ueber Hexenproben der Magyaren führen wir hier nur eine Stelle aus dem magyarischen Geschichtsschreiber Bél (a. a. O. 2., 288) an: „pauci anni abiere, dum qualicunque indicio septuaginta plus minus femellas corripi, raptarique ad aquae experimentum iussere magistratus. Deductae ad omnem qua placidior manat estque altitudinis propemodum inexpertae, vestem superiorem ponere, induere contra virilia perisomata, nequid indecori accideret cogebantur. Tunc manibus pedibusque a tergo, ne possent movere artus, religatis, longa reste suspensae, e navi in amnem eiiciebantur. Quae suo pondere subsidere coepit, tamquam insontem, adducta magna celeritate veste, aquis eximebant, dimittebantque liberam. Contra quae ritu anatum innatabant neque poterant mergi, damnabantur criminis, luculento demum rogo exurendae.“

Wir können nun am Schluss unserer Zusammenstellungen des magyarischen Hexenglaubens Lipperts (Christent., Volksgl. und Volksbr., S. 579) Worte auch für Ungarn in Anwendung bringen; dass es „nämlich zur Zeit der Hexenverfolgungen wirklich Zauberinnen gab, ist zweifellos — nur die Unterscheidung war schwierig und willkürlich, und der aus den anderen Kategorien des Hexentums hierfür gewonnene Beweis völlig nichtig. Dass durch einen Zauber irgend jemandem das Leben genommen wurde, ist natürlich niemals durch das Gerichtsverfahren objektiv festgestellt worden; im zutreffendsten Falle hat man den Versuch mit einem völlig untauglichen Mittel gleich der That gestraft.“

VI.

Hexenspruch und Zauberbann.

Hexen und Zaubern ist auch nach magyarischem Volksglauben Naturanlage und Kunst zugleich. Der siebente, bisweilen neunte Sohn oder die siebente Tochter einer Mutter, die keine Töchter beziehungsweise Söhne zur Welt gebracht hat, sind zum Hexen und Zaubern prædestinirt, während andere Menschen diese Kunst mühselig erlernen müssen oder dieselbe als Erbschaft übernehmen. Dass diese Kunst bei den alten Magyaren im Besitze der Priester und Priesterinnen war, dafür haben wir in den ältesten Gerichtsquellen Belege. So heisst es in der Chron. Budense (herausg. von Bodhracky, Ofen 1838; S. 93): „Omnes populi libaverunt se dæmonibus. . . . Vatha dedicavit se dæmoniis, et congregavit ad se multos *magos* et *pythonissas* et *aruspices, per quorum incantationes valde gratiosus erat apud dominos*"; ferner heisst es: „de deabus una nomine Rasdi", oder wie Bonfin (rer. hung. decades, Köln 1690) diese Göttin nennt: *Varasolo* (= Zauberin). Auch Stephan des Heiligen Erlässe erwähnen oft das Hexen und Zaubern (s. Abschn. V, S. 105), so dass Mone auf Grund dieser Quellen beinahe mit Recht schreiben konnte: „Magie war also der Hauptinhalt des ungarischen Glaubens". Wie tief Hexen und Zaubern, diese unterste Schichte des Volksglaubens, im volksreligiösen Leben der Magyaren von jeher wurzelte, dafür sprechen schon die zahlreichen magyarischen Ausdrücke für diese geheime Kunst.

„Der gebräuchlichste und allgemeinste Ausdruck", sagt Ipolyi (a. a. O. S. 393) ist *bü*, besonders in der Zusammensetzung *bübáj* (Zauber) und in der Bildung *büvös* (zauberhaft) *büvölés* (Zauberei). Heute hat *bü* die Bedeutung von Zauber, Magie, das aber selbstständig als Wort in der Volkssprache nicht gebraucht wird, sondern nur in der Zusammensetzung mit báj. Im Dialekt der Szekler heisst

bü = garstig, schmutzig. *Báj* = Liebreiz; *bübáj* erklärt der alte Lexikograph Kresznerics mit: Zauber, Magie, veneficium und incantatio.

Ein anderer, allgemein verbreiteter Ausdruck für Zauber ist *varázs*, welches Wort Ipolyi (S. 394) vom Zeitworte *varr* (nähen) ableitet, während das Wort *kuruzs* und *uruzs* (bei den alten Lexikographen = incantat, fascinat, ope magiæ medetur) = Quacksalberei, vom Zeitworte *kurhol* = mit Worten strafen, herstammen soll; *igézés* (Zauberei) dagegen stammt vom Worte *ige* (Wort, Zeitwort) und bedeutet eigentlich: Beschreien, Besprechen (incantatio). Ferner sind die Ausdrücke bekannt: *ráolvasás* = auflesen, auf etwas (aus einer Schrift) lesen, *kiolvasás* = auslesen. Der Ausdruck *iralás* für Zaubern stammt nach Ipolyi entweder von *ír* (schreiben), also durch Schriftzeichen zaubern, — oder vom Hauptworte *ír* (unguentum, Salbe) ab. Mit diesem Ausdruck hängt auch das Wort *kantérolás* (kanta-írálás) für Zauber zusammen. Im sogenannten „Gesetz für die Szekler-Frauen" (Székely asszonyok törvénye; herausgegeben von Cserei, S. 228) wird dies Wort erläutert mit: „zaubern mit Liebestränken". *Kanta* heisst Krug; *iralás* (wenn es also von *ír* = Salbe abstammt) = Salberei; somit heisst *kantérolás* eigentlich = Krugeinsalben, d. h. in das Getränk etwas mischen, einen Liebestrank verfertigen. Ein anderer Ausdruck ist *vajakolni*, Jemanden totsingen, welchen Ausdruck die alten Lexikographen also erläutern: „Incantare, artem magicam exercet, diris utitur carminibus". Der Glaube, dass man schlafende Menschen durch Absingen von gewissen Zauberformeln zu Tode singen kann, d. h. dass sie aus dem Schlafe nie mehr zum Leben erwachen, ist auch dem magyarischen Volksglauben bekannt.

Durch „bösen Blick" Jemandem Unheil zufügen, ihn „beschreien" heisst im Magyarischen *„szemmel verni"* = mit Augen schlagen. Menschen, die zusammengewachsene Augenbrauen, oder schiele Augen, oder einen starren, mürrischen Blick haben, stehen im Verdachte, „mit Augen zu schlagen", d. h. eine unverhoffte Krankheit im betreffenden Menschen oder Tiere durch ihren Blick hervorrufen zu können. In jedem magyarischen Dorfe gibt es zwei bis drei Menschen, die in diesem Rufe stehen und mit denen man keinen Umgang pflegt.

Megrontás = Verderben ist der Ausdruck für „einem die

geschlechtliche Potenz wegzaubern, Jemanden impotent machen"; dasselbe bedeutet auch *lekötés* = Niederbinden, *erö lekötés* = Kraft-Niederbinden. Ungefähr 1877 ermordete ein Mann seine Gattin und erklärte beim gerichtlichen Verhör, er habe seine Frau deshalb ermordet, weil sie ihm die Kraft, während er geschlafen, mit einem Haare niedergebunden habe; seither sei er impotent (Varga a. a. O. S. 154). Es heisst nämlich im magyarischen Volksglauben, dass, wenn man einem schlafenden Manne um den Priapus ein Weiberhaar wickelt und in Knoten bindet, er seine Potenz für immer verliert. *Megrontás* wird auch auf Tiere angewendet, die ohne Grund abmagern und hinsiechen; in manchen Gegenden aber wird dieser Ausdruck „megrontás" auch bei syphilitischen Krankheiten angewendet, indem man nicht an eine Ansteckung glaubt, sondern der Meinung ist, Jemand wolle einem die Genitalien „verderben" (megrontani) und habe diese Krankheit einem angezaubert (Varga a. a. O. S. 144).

Wir haben nur noch einen hiehergehörigen magyarischen Ausdruck zu erwähnen, der von Wichtigkeit ist, indem er den diesbezüglichen Volksglauben in ein hohes Alter deutlich zurückweist. Es ist dies der Ausdruck *babona* = Aberglauben, der von *báb*, *bába* = Puppe, Popanz, Fee, Hebamme abstammt. Der Regenbogen wird in einigen magyarischen Gegenden „Strauss der Fee Bába" (Bába tündér bokrája) genannt; *vasorrú bába* (eisennasige Fee) heisst die böse Fee, die den Menschen Unheil bereitet (Ipolyi S. 404).

Wir gehen nun zu den magyarischen Volksarzneimitteln über, von denen wir hier nur die wichtigeren, nach Krankheiten geordnet, geben. Diese Mittel stehen ja mit dem Volksglauben in enger Verbindung; ihre Kenntnis entspringt weniger der klaren Sinnesanschauung, sondern mehr dem Instinkt. Viele dieser Volksarzneimittel der Magyaren können nur unter Beachtung gewisser Formalitäten und bei Hersagen gewisser Formeln angewendet werden und sind daher für den Volksforscher von doppelter Wichtigkeit.

* * *

Gegen Augenweh macht man mit dem kleinen Finger ein Kreuz auf das leidende Auge und spricht: „Im Namen des Vaters † bei der Liebe des Sohnes † Der Segen des hl. Johannes breite sich

hierüber aus! Die Milch der gebenedeiten Jungfrau Maria wasche, wasche, wasche ab dies Leid!" (Az atyának nevében, fiunak szerelmében, Szent Jánosnak áldása terjedjen reá! Boldogságos szüz Mária teje mossa le, mossa le, mossa le ezt a bajokat!)

Wasser, vor Sonnenaufgang am Ostertage geschöpft, ist ein sehr wirksames Mittel gegen Augenkrankheit, die man auch so vertreiben kann, wenn man eine Wachskerze in der Kirche während des Gottesdienstes brennen lässt, dann den Rest der Kerze mit Milch und Safran aufkocht und damit lauwarme Umschläge auf das kranke Auge macht (vgl Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S 32).

Gegen die sogenannte Gerste (árpa) am Auge mache man mit dem kleinen Finger (nevetlen ujj = namenloser Finger) ein Kreuz aufs Auge und spreche: „Gott Vater hat es erschaffen, Gott Sohn hat es vernichtet, Gott hl. Geist hat es geheiligt. Mache es vergehen Gott Vater! Mache es vergehen Gott Sohn! Mache es vergehen die vollkommene hl. Dreifaltigkeit!" (Atya isten megteremtette, fiu isten megsemmisitette, széntlélek úr isten megszentelte, Oszlassa el az atya isten, oszlassa el a fiu isten! Oszlassa el a teljes szentháromság!) In manchen Gegenden berührt man dabei mit einem Gerstenkorn das Auge und setzt ersteres dann in die Erde.

Gegen den Augenstaar hat man folgende Zauberformeln: „Jesus von Nazareth, König der Juden, der Löwe aus Juda's Stamme hat den Sieg errungen; fliehet feindliche Teile! Gelobt sei der teuere heilige Name des Herren Jesus Christus, das schöne reine, goldene Wasser des hl. Johannes. Anna machte sich auf den Weg; ein Zweig schlug ihr ins Auge; nach dem Zweige (kam) Blut; nach dem Blut Geschwulst; nach der Geschwulst Haut; nach der Haut Finsternis. Im Paradies des Herren Jesus Christus sind drei schöne Blumen; darunter sitzen drei Jungfrauen; die eine wäscht das Blut, die andere öffnet die Geschwulst, die dritte spaltet die Haut. Blut verschwinde um das den Wunden Jesu Christi entströmende Blut wegen; die Geschwulst schwinde der fünf tiefen Wunden Jesus Christi willen; die Haut spalte sich des hl. Todes Jesu Christi willen; der sieben peinvollen Schmerzen der gebenedeiten Jungfrau willen. Blut auf's Wasser! Finsternis auf Kot! Licht auf's Auge! Das Blut, die Geschwulst, die Haut möge so schwinden, so davoneilen, wie die gebenedeite Jungfrau auf den

Kalvarienberg eilte! Amen!" (Original bei Varga, S. 147). — Eine andere Formel lautet: „Als Herr Jesus Christus auf Erden wandelte, neigte er sich unter einen Dornenstrauch; dieser stach sein hl. Auge. Er ging zur gebenedeiten Jungfrau Maria. Meinen heiligen Atem lasse ich auf dich (hier bläst der Besprecher auf das Auge). Dein Auge wird heilen. Amen." (Orig. bei Varga, S. 147.) — In Südungarn sind folgende Formeln gegen Augenstaar gebräuchlich (s. die Zeitschrift d. ungar. ethn. Gesellschaft „Ethnographia" I, 70): (Mit der rechten Hand streichelt der Besprecher das Auge) „Ich glaube an einen Gott; Jesus, Maria, Joseph, in eueren hl. Namen beginne ich dies Gebet zu eurer Ehre und eurem Lob. Meinen Herrn Jesus Christus, als er auf der schwarzen Erde wandelte, traf ein Tannenzweig ins hl. Auge; fragte die gebenedeite Jungfrau Maria ihren hl. Sohn: Warum bist du trüb und traurig? Hat unser Herr Jesus Christus drei Blumen: die eine pflücke ich vom Blute, die andere von der Geschwulst, die dritte von der Haut. Blut und Geschwulst, Haut berstet und springt von diesem Auge." — Eine andere Formel aus Südungarn lautet: „Als Jesus in den Garten von Jerusalem ging, schlug sein Auge ein dürrer Rebenzweig; ihm begegnete die gebenedeite Jungfrau Maria: O mein lieber, heiliger Sohn, was ist deinem hl. Auge widerfahren? Ein dürrer Rebenzweig traf es. O mein lieber hl. Sohn, ich weiss dafür; ich gehe in den Garten von Jerusalem, pflücke drei Blumen: die rote vom Blute, die gelbe von der Geschwulst, die weisse von der Haut. Wenn ich diese drei Blumen abgepflückt habe, spalte ich von deinem heiligen Auge die Haut ab." (Mikor elment a Jézus a jeruzsálemi kertbe, megcsapta a száraz szöllöág a szemét; elötalálta a boldoságos szüz Mária: O szerelmes szent fiam, mi lelte a te szent szemedet? Megcsapta a száraz szöllö ág. O szerelmes szent fiam, tudok én arról; elmegyek a jeruzsálemi kertbe, szakitok három virágot: a pirosat vérröl, a sárgát termèsröl, a fehéret hályogról. Mikor én ezt a három virágot leszakitottam, a te szent szemedröl a hályogat lehasitom.) —

Gegen den Ausschlag werden Kinder mit gestohlenem Mehl bestreut und in einen, mit am Neujahrstage gestohlenen Holze geheizten Backofen, wenn derselbe abgekühlt ist, gesteckt, während man vor der Oeffnung des Backofens ins Innere desselben die Formel dreimal hineinruft: „Gebenedeite Jungfrau Maria, nimm von

diesen Wunden so viele neunundneunzigmal, als wie viel Geld der böse Judas für deinen hl. Sohn bekommen hat" (boldogságos szüz Mária vegy ezen sebekböl ánnyit el kilenczvenkilenczszer, mint a hány pénzt a gonosz Judás szent fiadért kapott). — Bei beulenartigem Ausschlag bekreuzt die Besprecherin die kranke Körperstelle und spricht: „Rohrbett, Steinpolster, Dornenleintuch, Käsloser Hirse Christi, und der Spruch Jesus: Verschwinde der Ausschlag" (Kristusnak gyékén ágya, kö párnája, tüskös lepedöje, sajtalan kásája, Jézus mondása: Muljon el a támadása!) — Eine andere Zauberformel, wobei man die Beule dreimal mit dem Finger im Kreise berührt, lautet: „Als Gott zur armen Frau hineinging, quälte sie sich (litt sie); er sprach: Steinpolster, Rohrbett, Gottes Wort" (mikor isten a szegény asszonyhoz bement, bajlódott, azt mondja: Köpárna, káka ágy, Isten szava). — Vor Sonnenaufgang soll man dreimal die Beule bekreuzigen, dreimal den Finger an die Erde reiben und die Formel sprechen: „Im Namen des Vaters, bei der Liebe des Sohnes, Mache es vergehen, der, welcher es erschaffen hat" oder: „Gott Vater, heile es, Gott Sohn, mach' es schwinden, Gott hl. Geist, zerstreue es!" („Ethnographia" II., S. 37.) — Bei bösartigem Ausschlag (pokolkelet oder pokolvar = Höllengeschwulst) vergräbt der Besprecher drei Haare des Kranken unter die Dachtraufe, berührt mit einem Knoblauchknollen die Wunden und spricht dann ein Vaterunser; bei der Stelle „und auf Erden" lässt er den Knoblauch auf die Erde fallen und vergräbt ihn dann (Varga, S. 147). In Südungarn schneidet der Besprecher neun Stückchen Brot, bekreuzt die Wunde und spricht: „Als unser Herrgott auf Erden wandelte, fand er fromme Männer, jähzornige Frauen, Schilfbett, käslosen Hirse. Dies Leid dieser Maid soll so ihrem Leibe nicht schaden, wie eben Christus auf dem Steinbett nicht verweilen konnte"; nun betet er den „Engelsgruss" neunmal und legt die Brotstücke im Kreise um die Wunde herum („Ethnographia" II. 69). — Die besprechende Person umkreist dreimal mit ihrem kleinen Finger die Wunde und spricht: „Ich umzingele dich im Namen des Vaters, des Sohnes und hl. Geistes! (dann greift sie die Wunde mit ihren fünf Fingern an und sagt:) Ich fasse dich mit meinen fünf Fingern! Der Vater breche dich, der Sohn zertrümmere dich, die vollkommene Dreieinigkeit zerstreue dich! (Dann bekreuzt sie die Wunde.) Ich taufe dich im Namen des Vaters u. s. w., sowie

Christum, den der hl. Johannes im Jordan getauft hat" („Ethnographia" II, 69). Bei hirseähnlichem Ausschlag (süh), den man dem magyarischen Volksglauben gemäss bekommt, wenn man in die Stelle tritt, wo ein Ross sich gewälzt oder eine feile Dirne gewässert hat (s. „Am Urquell", herausg. von F. S. Krauss, III.: „Katzensporn"), sagt die besprechende Person in einem Atemzuge dreimal die Formel: „Rohrbett, Steinpolster, zornige Frau, nachgiebiger Mann, Süh, 77facher Süh, fahr' hinweg, sowie er (der Kranke) vordem war! Heilige Engel der Heiligen, reinigt sie so weg, wie er früher war!" — oder die Person „tauft" den Ausschlag im Namen des Vaters u. s. w. und sagt: „Der Vater zerstöre dich †, der Sohn zerteile dich †, der hl. Geist vernichte nicht †. 77facher Süh kam aus der Erde (d. h. von der oben erwähnten Stelle), geht in die Erde" („Amen" darf man nicht sagen). Eine andere Formel lautet: „Mein Herr Jesus Christus, ich sage in deinem hl. Namen: Kürbiss-Süh, Eichel-Süh, Haut-Süh, 77erlei unbarmherziger Süh! ich taufe dich im Namen Jesu Christi, Gott Vater erschaffe †, Gott Sohn hasse †! In deinem ganzen Leibe der Süh und die Gicht nicht bleibe! Mit seinem hl. Blute, mit seinem Tode, mit dem Klang der himmlischen Glocken, mit der Jungferschaft der Jungfrau Margareth, mit dem goldenen Ring des hl. Täufers Johannes (vertreibe er dich). Amen † † †." („Ethnogr." II., 70.)

Gegen das Beschreien. Mit einem Messer, dessen Spitze abgebrochen ist, soll man unter den Herd ein Kreuz in den Erdboden zeichnen und auf dies Kreuz einen Becher mit Wasser stellen, in den man fünf glühende Kohlen geworfen hat. Dann bekreuze man den Becher und bestreiche mit dem ins Wasser getauchten kleinen Finger die Stirne des Beschrieenen. Hierauf spritze man drei Tropfen Wasser auf die Erde und spreche: „Ich werfe es auf das grüne Auge, auf das blaue Auge, von Fels zu Fels, von wilder Maid auf wilde Maid (Feen); es soll vergehen" (vetem zöld szemre, kék szemre, köszikláról kösziklára, vad leányról vad leányra; muljék el!) Dann befeuchte man abermals mit dem ins Wasser vorher eingetauchten kleinen Finger die Stirne des Beschrieenen (vgl. „Ethnographia" II., 360). Dies Verfahren nennt man Wasserwerfen (vizet vetni). Ein anderes Verfahren ist das folgende: Man macht das Zeichen des Kreuzes, stellt darauf einen Becher voll Wasser, in das man eine in drei Teile gebrochene, glühende Kohle wirft,

indem man spricht: „Blaues Auge, schwarzes Auge, Mit Hand und Wasser wasche ich es ab. Wenn ein Mann dich beschrieen, platze seine Hode; wenn ein Weib, mögen platzen ihre Brüste" (Kék szem, fekete szem. Kézzel, vizzel lemosom. Hogy ha férfi igézet van, hasadjon meg a töke; ha asszonyember, akkor hasadjon meg a csicse.) Dann wäscht man den Kranken mit dem Wasser, dessen Rest man auf das Hausdach oder auf einen Hund giesst, denn wer auf die Stelle tritt, wohin man dies Wasser giesst, der bekommt einen Hautausschlag. Wenn beim „Wasserwerfen" zwei Kohlen zu Boden sinken, so hat ein Mann die Person oder das Tier beschrieen; sinkt nur eine hinab, so that es ein Weib (Kozma a. a. O., S. 35). — Ein anderes Mittel ist das folgende: Man nimmt einen Becher voll frischen Wassers und lässt durch ein Sieb das Eiweiss eines Eies in das Wasser rinnen. Nimmt das Eiweiss im Wasser eine „kittelförmige" (szoknyás) Gestalt an, so hat die Person oder das Tier ein Weib berufen; hat das Eiweiss zwei Zipfel, nimmt es eine „hosenähnliche" Gestalt an, so ist ein Mann der Berufer. Die Person oder das Tier wird nun mit dem Eiweiss und Wasser gewaschen (Ethnographia II., 301). — In Südungarn spricht man gegen das Beschreien die Formel: „O, mein süsser Jesus, mit deinem heiligen Munde hauche drauf. Der kleine Jesus machte sich auf den Weg, traf eine Jüdin an, die machte ihm ein Lager: Rohrbett, Steinpolster. Jesus konnte auf dem Steinpolster nicht ruhen, auch dies Leiden soll nicht ruhen, auch hier nicht bleiben können; — dies ist Jesus Wort" (Ethnographia II., 35). —

Gegen Bauchweh gebrauchen die Heilkünstlerinnen der Szekler folgende Mittel: 1. In die Nabelöffnung werden einige Tropfen Essig gegossen und über den Nabel dann eine Binde gewunden. 2. Ein kalter Brei aus Maismehl wird auf den Bauch gelegt. 3. Ein Zwiebel wird auf 7 Teile geschnitten, gebraten, in Essig getaucht und auf den Bauch gebunden. In dem Jahre hat man dann keine Bauchschmerzen mehr (Ethnogr. II., 361).

Blasen auf der Zunge entstehen, wenn Jemand der bebetreffenden Person Übles nachredet. Um sie zu vertreiben, speie man aus und stecke durch den Speichel hindurch eine Nadel in die Erde; dadurch treibt man die Blasen von sich auf den Beschänder (vgl. Frischbier a. a. O., S. 36).

Bei heftigen Blutungen (Blutsturz u. s. w.) sind im Kalota-

szeger Bezirk folgende Formeln üblich: „Blut werde zu Wasser; Wasser werde zu Rauch; Rauch werde zu Wolken; Wolke werde zu Wasser; so wollen es Christi heilige Wunden haben“ (Vér válj vízzé; víz válj füstté; füst válj felleggé; felleg válj vízzé; igy akarják Krisztus urunk szent sebei). Dabei wird auf blutende Wunden in Essig getauchtes Spinngewebe gelegt. — Eine andere Formel, die man bei Blutungen der Wöchnerinnen anwendet, lautet: „Sowie der hl. Geist in die Jungfrau Maria ging und rein herauskam, so sollst du Blut rein bleiben und stille stehen im Namen des hl. Geistes. Für dich floss genug Blut aus den hl. Wunden unseres Erlösers. Amen.“ (A mint a szent lélek szüz Máriába mene és tisztán kijöve, ugy te is vér tisztán maradj és megállj a szent lélek nevében. Éretted is elég vér folyt megváltónk szent sebeiből.) Mit diesen Worten wird ein Lappen auf den kranken Körperteil gelegt. Der Lappen wird vorher in ein Dekokt von Eichenrinde und Wein eingetaucht. — Eine andere Formel gegen Blutungen lautet: „Drei Fräulein sitzen am Bache; die eine heisst Blut, die andere Wasser, die dritte Feuer. Kam da die Jungfrau Maria und sprach: Weichet von hier und gehet in den Rauchfang der Teufel! Weiche Blut im Namen der hl. Maria, gehe zu den 3 Fräulein, damit sie dich dörren!“ (Három kisasszony ül a patak mellett; az egyik neve: vér, a másiké víz, a harmadiké tüz. Jöve a szüz Mária és mondá: Menjetek innen ès szálljatok az ördög kemenczéjébe! Menj innen vér a szentséges Mária nevébe, menj a három kisasszonyhoz, hogy aszaljanak meg!) —

Gegen den Bruch spricht man im Kalotaszeger Bezirk folgende Formel, wobei man den Bruch mit der Hand angreift und den abnehmenden Mond anblickt: „Was ich angreife wächst; was ich sehe nimmt ab; was ich angreife soll abnehmen; was ich sehe, soll zunehmen im Namen Gottes“ (a mit tapogatok, nö; a mit látok, fogy; a mit tapogatok, fogyjon; a mit látok, nöjen isten nevében), dabei wird ein warmer Kuchen aus Leinsamen auf den Bruch gelegt.

Bei wunden Brüsten der Wöchnerin wird Schmalz und Wachs mit Hollunderrinde gemischt, aufgelegt und die Formel gesagt: „Starke Frau, nachgiebiger Mann, Jesus Christi Rohrbett, Steinpolster, dies ist das beste Heilmittel der wunden Brust“ (Ethnogr. II., 36).

Hat Jemand die Epilepsie (nyavalya-törés), so soll man die

Stelle, wohin er hinfällt, aufgraben, 9 Kohlen zerstossen und diese dem Kranken eingeben (Ethnogr. II., 362); oder man zerreisst das Hemd des Kranken in zwei Teile, von denen man den einen Teil auf einem Kreuzweg vergräbt, den anderen aber in einen Fluss an der Stelle in das Wasser wirft, wo ein Bach in den Fluss mündet; dabei spricht der Besprecher in Südungarn die Formel: „Als unser Herr Christus auf den Kalvarienberg ging, fiel er mit dem Kreuze auf die Erde und die bösen Juden gaben ihm kein Wasser. Epilepsie, ich gebe dir Erde zur Rast, ich gebe dir Wasser zur Erquickung und befehle dir im Namen unseres Erlösers, dass du zu dem Volke gehest, das unseren Heiland getötet hat“ (Mikor Krisztus urunk a Kálváriára ment, a kereszttel leesett a földre és a gonosz zsidók nem adtak neki vizet. Nyavalyatörés, adok neked földet megpihenésre, adok neked vizet üdülésre és parancsolom neked megváltónk nevében, hogy azon néphez eredj, ki megölte üdvözitönket). Gut ist es, wenn man den Kranken, wenn er zusammenbricht, mit dem Urin eines Juden begiesst. Es heisst nämlich im Volksglauben einiger Gegenden Ungarns, dass ursprünglich die Epilepsie aus den Schweisstropfen Christi auf dem Kalvarienberge entstanden sei. Wer auf diese Schweisstropfen trat, bekam die Epilepsie. Die Juden zaubern sie nun auch anderen Leuten an und man könne sie auf oben beschriebene Weise wieder zurückzaubern.

Das Fieber hat neunundneunzig Arten und 99 Heilmittel, meinen die Szekler. Von der Unzahl dieser Heilmittel erwähnen wir hier nur folgende: Man soll 9 Blätter von 9 Hahnenfussblumen mit 9 Körnchen Salz mischen und auf den linken kleinen Finger aufbinden; wenn auf demselben Blasen entstehen, weicht das Fieber. Man soll aus Lappen 3 Popanze machen und auf den Punkt des Weges legen, wo derselbe sich nach 3 Richtungen spaltet, und die Worte sprechen: „So sollt ihr das Fieber von mir wegtragen, dass ich es nimmer wiedersehe!“ oder: „Dann beutele mich, du Fieber, wenn ich diese 3 Puppen aufhebe.“ Der bekommt das Fieber, der eine der Puppen aufhebt. Man setzt den Kranken unter den Herd und begiesst ihn unverhofft mit Wasser; das Fieber erschrickt und entweicht (Ethnogr. II. 360). — Ein anderes, allgemein verbreitetes Mittel ist das folgende: Der Kranke geht vor Sonnenaufgang zu einem Hollunderstrauch, schneidet von einem Stamm der nur 3 Aeste hat, einen ab und wirft ihn mit den Worten in ein flies-

sendes Wasser: „Dann soll mich das Fieber beutelen, wenn ich diesen Holunder wiedersehe.“ Oder man schreibt auf fünf Zettel folgende Formel: „N. N. aus dem Dorfe N. geboren am (1. Januar 1850) hat das drittägige Fieber. Hiemit ermahne ich dich, dass du ihn binnen 8 Tagen verlässt, sonst binde ich dich, dörre ich dich, werfe dich in den Ofen, verbrenne dich und streue dich in den Wind.“ Jeden Tag nimmt der Kranke in der Frühe einen dieser 5 Zettel und wirft ihn hinter den Ofen; am achten Tage werden alle Zettel verbrannt (Kozma a. a. O. S. 36). Ueber das „Ausschreien“ des Fiebers s. I. Abschnitt S. 11 — Hat ein Kind das Fieber, so läuft die Mutter zeitig in der Frühe dreimal nackt um das Haus und ruft: „Nachtfrauen, Nachtherren, tragt das Fieber von meinem Kinde fort!“ (Ethnogr. II., 359). — Der Fieberkranke bohrt in einen ausgetrockneten, dürren Baum ein Loch, haucht dreimal in dasselbe und spricht: „Wenn dieser Baum wieder grün wird, dann komme Fieber, zu mir!“ (Ha ez a fa ismét zöldül, akkor gyere hideglelés, hozzám.)

Gegen Flechten hilft der Saft aus dem Rohre einer Tabakspfeife oder man wischt sie mit dem Schwanz einer Katze ab und spricht: „Kriech' auf der Katze Schwanz, von der Katze Schwanz in den A.... der Maus, aus dem A. der Maus in die Erde und kehre nimmer wieder“ (Bujj a macska farkába, a macska farkából az egér seggébe, az egér seggéböl a földbe ès ne térj vissza soha). —

Gegen geschwollene Füsse legt man einen aufgeschlitzten Frosch auf den kranken Körperteil. Um Mitternacht vergräbt man den Frosch auf einem Kreuzweg oder wirft ihn nach Sonnenuntergang auf den Friedhof und spricht: „Wer hier liegt, kann nicht gehen, ich will gehen! Schmerz meines Fusses, geh' zu dem, der nie mehr zu gehen braucht“ (ki itt fekszik, nem tud járni, én járni akarok! Lábam fàjdalma, menj ahoz, kinek nem kell többé járnia!).

Die Gelbsucht bekommt man, wenn man von draussen durch das Fenster hindurch einen Toten erblickt, oder wenn man auf die noch feuchte Stelle tritt, wohin man das Badwasser eines Toten gegossen hat (Varga, S. 144). Gegen die Gelbsucht nehme der Leidende vom Haupte eines Menschen, der denselben Taufnamen wie er hat, neun Läuse, brate sie in einem Apfel und verzehre sie. Vom Kote dieses Menschen nehme er ein Stückchen und lege es an Stelle des Dotters eines hartgesottenen Eies. Dies

Ei lege er heimlich unter das Altartuch, damit der Priester drei Messen darüber lese, dann trage er dies Ei neun Tage lang bei sich (Varga, S. 142). — Der Kranke höhlt eine grosse Gelbmöhre aus, uriniert in dieselbe und hängt sie samt ihrem Inhalt in den Rauchfang auf, oder er giesst nur reines Wasser in die trichterförmig ausgehöhlte Gelbmöhre, hängt sie in den Rauchfang und trinkt am nächsten Tage das Wasser. Dies wiederholt er neun Tage hindurch und badet dabei in einem Wasser, in welchem wohlriechende Kräuter (Balsaminen, Wermut) gekocht wurden (vgl. Ethnographia II., 361). — Man geht vor Sonnenaufgang zu einem Baume, bohrt ein Loch in denselben und steckt in dies Loch seinen Kot, indem man spricht: „Drei Fräulein gingen spazieren; die eine war gelb, die andere weiss, die dritte rot; die gelbe stieg auf die weisse, die weisse stieg auf die rote; nun sollen alle drei zum grünen Vater gehen" (Három kisasszony elmene sétálni; az egyik sárga volt, a másik fehér, a harmadik veres; a sárga a fehérre hágott, a fehér a veresre; most menjenek mindhárman a zöld apjukhoz). — Oder man sagt: „Gelb ging spazieren, begegnete dem Roten, wollte den Roten ermorden; kam da der Grüne und erschlug den Gelben im Namen des Roten" (Sárga elment sétálni, találkozott a veressel, meg akarta ölni a vereset; de jöve a zöld és agyonverte a Sárgát a veres nevében). —

Gegen die Gicht bekreuzt der Besprecher den leidenden Körperteil, spricht ohne „Amen" drei Vaterunser, bestreut den Körperteil mit feingestossenem Salz und verbindet ihn mit einem frischen Hasenfell, wobei er spricht: „Der Vater erschaffe, der Sohn hasse, der hl. Geist reinige, damit kein Schmerz in deinem Leibe verweile. (Az atya teremtsen, a fiu gyülöljen, a szent lélek tisztitson, hogy semmi fájdálom testedben ne idézzen). — Eine andere Formel aus dem Kalotaszeger Bezirk lautet: „Drei schwarze Frauen gingen über den Bach und pisten mit dem Hirsch ins Wasser. Wasser, reinige dich, Krankheit, enteile dem Leibe, geh' zu den schwarzen Frauen, damit sie dich säugen, denn jetzt bist du schwächer als Luthers (?) Wille, als des heiligen Mannes Kraft. Amen" (Három fekete asszony a patakon átmene és a szarvassal a vizbe piselt. Viz tisztulj, korság szaladj a testböl, eredj a fekete asszonyokhoz, hogy szoptassanak, mert most gyengébb vagy mint Luker akarata, mint a szent ember ereje. Amen). Die schwarzen

Frauen entsprechen der deutschen Mar und quälen die Menschen im Schlafe (s. I. Abschnitt S. 11). Wenn sie in ein Wasser uriniren und der Mensch sich mit diesem Wasser wäscht, so bekommt er die Gicht; im August soll man nicht im Freien baden, denn der Hirsch pist in diesem Monat ins Wasser und man bekommt die Gicht. Im Originaltext steht zwar „Luker", ich glaube aber, es ist darunter wohl „Luther" gemeint, besonders da „des hl. Mannes Kraft" erwähnt ist. Die Bewohner des Kalotaszeger Bezirkes sind mit Ausnahme zweier Ortschaften Anhänger der Lehre Kalvins. — Ein anderes Mittel ist das folgende: Man weicht Pferdemist in Salzwasser ein, dem man beim Kochen etwas Tannen- oder Fichtennadeln beimischt und legt das Ganze auf den leidenden Körperteil über Nacht auf. Vor Sonnenaufgang vergräbt man den Verband unter einen Baum und spricht (vgl. Frischbier a. a. O., S. 64): „Ich habe die Gicht, die plaget mich; wenn nicht 77mal, so doch 66mal; wenn nicht 66mal, so doch 55mal; wenn nicht 55mal, so doch 44mal; wenn nicht 44mal, so doch 33mal; wenn nicht 33mal, so doch 22mal; wenn nicht 22mal, so doch 11mal; wenn nicht 11mal, so doch einmal; im Namen Gottes keinmal" (Közvényem van, az gyötör engem; ha nem hetvenhétszer, ugy legalább hatvanhatszor; ha nem hatvanhatszor, ugy legalább ötvenötször; ha nem ötvenötször, ugy legalább negyvennégyszer; ha nem negyvennegyszer, ugy legalább harminczháromszor; ha nem harminczháromszor, ugy legalább huszonkétszer; ha nem huszonkétszer, ugy legalább tizenegyszer; ha nem tizenegyser, ugy legalább egyszer; isten nevében egyszer sem). — Diese Mittel werden auch bei rheumatischen Schmerzen und „Gliederreissen" angewendet. —

Gegen Herzklopfen, Herzspannung, die dem magyarischen Volksglauben gemäss dadurch entstehen, dass „sich ein Tropfen Blut aufs Herz herablässt" (egy csepp vér ereszkedik a szivre), geht der Leidende vor Sonnenaufgang zu einem Baum, bohrt ein Loch in denselben und schlägt einen Span in dasselbe. Mit dem hervorragenden Ende des Spanes berührt er die Herzgegend und spricht: „Meines Herzens Klopfen nimm zu dir, sonst wird dich das Beil klopfen" (szivem kopogását vedd magadhoz, hanem a fejsze kopogtat rajtad). — Dieser Blutstropfen lässt sich auf das Herz, wenn man sich „bewusst oder unbewusst" erschreckt hat. Ein anderes Mittel dagegen ist daher folgendes: Man legt auf den Rücken des Kranken

eine Schüssel mit Wasser, in das man geschmolzenes Blei giesst, wobei man sagt: „Mein Gott, nimm den Schrecken aus seinem Herzen!" Dies wiederholt man fünf- bis neunmal. Aus der Gestalt des Bleies in der Schüssel schliesst man, ob ein Mensch, ein Tier ein Vogel u. s. w. den Schrecken und das Herzklopfen verursacht habe. Nun giesst man das Wasser auf das betreffende Tier, beziehungsweise auf einen Menschen, indem man dabei murmelt: „Dies ist nicht dein, dies gehört einem anderen" (Kozma, S. 35).

Gegen Halsweh (bei Kindern: torokgyík = Kehleneidechse genannt) soll man den Hals mit einer vor dem Georgstag gefangenen Eidechse streicheln (Varga, S. 149). — Oder man sagt: „Mutter Erde, meine Kehle schmerzt, dir klage ich es, heile du sie; sie schmerzt schon nicht mehr!" Nun bekreuzt man die Kehle, schlägt mit einer Axt auf die Erde und küsst dann den Herd oder reibt ein Tuch an den Herd und umwickelt damit den Hals. (Ethnographia II., 36.) —

Hodenanschwellung wird durch Auflegen eines Leinsamenbreies und Trinken von Steinöl geheilt. Oder man lässt den kranken Körperteil von einem Hunde lecken und spricht dabei dreimal: „Der hl. Geist ging in die Jungfrau Maria und kam heil heraus; hl. Geist, nimm das Ueble von mir!" (A szent lélek szüz Mariába mene és épen kijöve; szent lélek, vedd rólam a roszat). Den Brei samt dem Lappen, auf den man ihn geschmiert hat, hängt man vor Sonnenaufgang an einen Baum (über die sogenannten Lappenbäume vgl. R. Andree, Ethnogr. Parallelen u. Vergl., S. 58; K. Nyrop „Dania" 1, 2 ff.) —

Impotenz kann dadurch entstehen, dass man „die Kraft bindet" (eröt lekötni), indem man — wie eingangs erwähnt wurde — dem Schlafenden um dieGenitalien ein Haar wickelt oder seinen Urin auf das Grab giesst, indem man dabei spricht: „Ich gebe dir das, was du nicht brauchst; ich nehme ihm das, was er nicht haben soll" (azt adom neked, a mi neked nem kell; azt veszem töle, a mi neki ne legyen). Canthariden, Hanfsamenblüten, Hasenhoden in Eselsmilch gekocht, soll man jeden Freitag vor Sonnenaufgang trinken und sprechen: „Herr Freitag ging in den Wald und traf dort die Frau Samstag. Er sprach: Lass' dich umarmen! Frau Samstag stiess ihn von sich und sprach: Dürrer Ast bist du, wenn du wieder grünst, komme zu mir! . . . Gib mir die Kraft, Ast; ich

gebe dir die meine" (Péntek úr az erdöbe mene és ott találta Szombat asszonyt. Mondá: Hadd öleljelek meg! Szombat asszony magától ellökte, mondá: Száraz ág vagy; ha ismet zöldülsz, gyere hozzám! . . . Ag, adj nekem erőt; neked adom az enyémet). Dies hat man jeden Tag zu sprechen und dabei sein Wasser an einen Baum abzuschlagen. —

Kinderkrankheiten. Man soll über ein Kind nicht hinübertreten, sonst wächst es nicht; ist dies schon geschehen, so trete man dreimal über das Kind zurück. Das kleine Kind soll man nicht alt nennen (z. B. es ist 2 Tage alt), denn an dem Tage wächst es nicht. Wenn das Kind im neunten Monat zu sprechen beginnt, soll man nicht gleich zu ihm sprechen, sonst wird es nicht lange leben. Man sorge, dass ein Kind, das noch keine Zähne hat, den Mond nicht sehe, denn es wird krank. Hat es ihn aber schon gesehen und ist es krank geworden, so muss die Hebamme zeitig in der Frühe nackt um das Haus herum laufen und ein Beil in die vier Ecken des Gebäudes einschlagen. Oder man wickelt neun „tote" Kohlen in einen Lappen, legt ihn auf die Thürschwelle und schlägt darauf mit einer Axt, legt den Lappen samt den Kohlenstaub in Wasser und gibt dies dem Kinde zu trinken. Wenn man an einen Ort geht, wo sich ein noch nicht 6 Wochen altes Kind befindet, so muss man etwas dort lassen, sonst trägt man den Schlaf des Kindes mit sich fort. Wenn das Kind bei seiner Geburt einen haarigen Leib hat, so legt man auf die vier Ecken des Badwannenrandes Asche und wirft ins Badwasser drei Kartoffeln, die man nach dem Bade des Kindes hinter den Ofen wirft. Wenn die Kartoffeln vertrocknen, so schwinden die Haare vom Leibe des Kindes. Wenn eine schwangere Frau Gevatterin wird, so kommt ihr Kind tot zur Welt. Ist ein Kind gefährlich krank, so nimmt es seine Patin in den Schoss, damit es leichter ersterbe (Ethnogr. II. 360). Lernt ein Kind schwer gehen, so klopft man ihm an drei Freitagen die Fusssohlen und ruft: „Heute ist Freitag, morgen ist Samstag, laufe Sonntag" (Ethn. II. 36). Leidet das Kind an Schlaflosigkeit, so stehle man unter einer schlafenden Sau, ohne dass sie es merkt, aus dem Schweinestall eine Handvoll Stroh weg und lege dies ins Bett des Kindes. Weint das Kind beim Baden, so ist dies ein Zeichen, dass die Mutter während ihrer Schwangerschaft einen Hund oder eine Katze mit dem Fusse gestossen hat. Man legt daher während

dem Baden des Kindes auf die vier Randecken der Badwanne etwas Asche; nach dem Bade nimmt man die Asche kreuzweise herab und zwar von der oberen rechten und unteren linken, dann von der unteren rechten und oberen linken Ecke; nun wirft man die Asche ins Badwasser, seiht dies durch einen Lappen und wirft diesen auf einen Hund und auf eine Katze (Ethn. II. 301).

Gegen Kopfschmerzen verbinde man den Kopf mit einem in Essig getauchten Lappen, den man am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an einen Baum hängt und dabei die Worte spricht: „Petrus sprach: Mein Kopf thut mir weh! Jesus sprach: Er thut dir nicht mehr weh!“ (Péter mondá: A fejem fáj! Jézus mondá: Nem fáj többé!) Vgl. Frischbier a. a. O. S. 73; Andree a. a. O. S. 58.

Gegen Krämpfe legt man auf den Rücken des Leidenden zwei Fensterflügel kreuzweise übereinander und räuchert ihn mit Federn (vgl. Varga a. a. O. S. 149), wobei man spricht: „Würmer können nicht fliegen; ich gebe ihnen nun Flügel; sie mögen fliegen ins Freie, in den Leib der Bösen, im Namen der hl. Margareth“ (Nyüvek nem tudnak repülni, adok nekik hát szárnyat; repüljenek a szent Margit nevében). Krämpfe entstehen dem magyarischen Volksglauben gemäss durch die Bewegungen der Würmer, welche von bösen Menschen in den Leib der Leidenden hineingezaubert werden. Im Volksglauben heisst es ferner, bis zum Margarethentage seien wenig Fliegen vorhanden; an diesem Tage aber ziehe die hl. Margareth herum und lasse aus ihrer Schürze die Fliegen in die Wohnungen der Menschen fliegen; deshalb soll man an diesem Tage die Thüren nicht offen halten (s. Ethnol. Mitteil. aus Ung., herausg. von A. Herrmann und L. Katona, II. Jahrg. S. 7). —

Gegen die Krätzen wird der Kranke mit frischer Butter, der Schwefel beigemengt ist, eingerieben und muss in einen gelinde geheizten Backofen hineinkriechen (Varga S. 149). Im Kalotaszeger Bezirk wird der Kranke dann gebadet und das Badwasser vor Sonnenaufgang auf den Friedhof gegossen, wobei man spricht: „Krätze geh' zu den Toten, von den Toten in den Fluss, aus dem Fluss auf die Berge, von den Bergen in die Wolken, von den Wolken in den Blitz, damit du verreckst“ (Rüh menj a holtakhoz, a holtaktól a folyóba, a folyóból a hegyekre, a hegyekröl a fellegbe, a fellegböl a villámba, hogy dögölj meg). In Südungarn kocht man ein Totenbein im Badewasser und vergräbt es dann. —

Gegen wehe Mundwinkel wischt man die Wunden mit dem Schwanz einer Katze und verbrennt einige Haare derselben, indem man spricht: „Die Katze soll es forttragen, sie soll es zum Herrn Freitag tragen; dieser gebe es den schönen Frauen“ (A macska vigye el, vigye péntek úrhoz; ez adja a szép asszonyoknak). Dies nimmt man an einem Freitag vor. Die „schönen Frauen“ (szép asszonyok) heissen die bösen Feen, ebenso auch die Hexen. Es heisst, wer am Freitag reine Leibwäsche anzieht, dem machen die „schönen Frauen“ den Mund schief oder wund (Ethnogr. II. 368).

Bei Nasenbluten umwickelt man den linken kleinen Finger der betreffenden Person mit einem Zwirnfaden und giesst Wasser in ihr Genick, wobei man spricht: „Christus geboren ist, gekreuzigt worden ist wegen uns! Nicht verlang (mein) Blut, böse Seele = Teufel!“ (Krisztus megszületett; keresztre feszittetett érettünk! Ne kérd a vért, gonosz lélek). Oder man lässt das Blut auf glühende Kohlen rinnen und spricht: „Blut, ich beschwöre dich bei den hl. Wunden Christi, dass du stille stehest und von mir nicht weichest“ (vér, én kényszeritelek Krisztus urunk szent sebeinél, hogy megállj és tölem ne szaladj). Dasselbe thut man bei übermässiger Menstruation. —

Gegen Ohrenschmerzen und Ohrenrinnen soll man die Erde von einem Maulwurfshügel mit gewärmtem Essig begiessen und damit Umschläge auf das Ohr machen; oder mit einem Sargnagel das Ohr stochern; oder man lege sich mit dem Kopfe auf die Thürschwelle (mit den Füssen gegen die Stube zu) und lasse sich von seiner Taufmutter seinen eigenen Urin in das Ohr giessen (Ethnogr. II. 361). Bei der Anwendung dieser allgemein verbreiteten Mittel pflegt man in einigen Gegenden die Formel zu sagen: „Jesus stieg auf den Berg und da kam der Teufel und blies ihm ins Ohr. Jesus sprach: Weiche von mir unter die Erde! Ohrenschmerz folge ihm nach!“ (Jésus a hegyre mene és jött az ördög és fülibe futt. Jézus mondá: Eredj a föld alá! Fülfájás kövesd öt!) Gut ist es, mit dem Span eines blitzgetroffenen Baumes im Ohr zu stochern und den Span beim Gewitter zu verbrennen; ein Mittel, das auch bei Taubheit angewendet wird. —

Damit die Pocken oder „schwarzen“ Blattern keine Narben hinterlassen, so legt man während der Krankheit einen mit Milchrahm oder frischer Butter bestrichenen Lappen auf das Antlitz des

Kranken. Der Lappen wird jeden Tag durch einen neuen ersetzt; der alte aber mit den Worten auf das Hausdach oder auf einen Baum geworfen: „Nimm und stopfe damit deine Fussspur zu" (vedd és dugd be vele lábad nyomát). —

Gegen Rotlauf (Szent Antal tüze = Feuer des hl. Anton) lässt man sich von Jemandem, der Anton heisst, mit Stahl und Feuerstein neun Funken auf die betreffende Körperstelle schlagen, wobei der Anton fortwährend schreien muss: „Heiliger Anton, wenn du Feuer brauchst, so gebe ich dir" (vgl. Varga a. a. O. S. 149).

Gegen die Ruhr trinke man jeden Morgen Branntwein, in den man Ziegelstaub gemischt hat (Ethnogr. II. 403). Ein anderes Mittel ist das folgende: Man gibt dem Kranken Dachsfett mit Eichenrindenstaub und Wein gemischt zu trinken und giesst seinen jeweiligen Auswurf auf einen Rosenstrauch mit den Worten: „Rot bist du Rose, rot ist mein Blut; es blüht mein Blut, ich brauche es nicht; ich gebe es dir im Namen der schönen Frauen, damit du mehr Blüten habest" (Vörös vagy rósza, vörös a vérem is; nyilik a vérem, nem kell nekem; neked adom a szép asszonyok nevében, hogy több virágid legyenek). Ueber „schöne Frauen" s. S. 140. —

Bei allgemeinen Seuchen (Pest, Cholera) soll man ein Stück Iltisfell bei sich tragen und man wird vor der Epidemie gefeit bleiben. Darüber erzählt man sich im Kalotaszeger Bezirk folgendes: „Als einmal eine grosse Pest in unserer Gegend herrschte, flehten die Leute zu Gott, er möge sie am Leben erhalten, denn sie würden von nun an ein gottesfürchtiges Leben führen. Da kam eine schwarze Frau in die Gegend und sprach zu den Leuten: Ich will euch alle schonen und am Leben lassen, die klüger sind als ich. Wenn unter euch Jemand ist, der mich so etwas fragen kann, worauf ich eine Antwort zu geben nicht imstande bin, so will ich euch verlassen!" Die Leute versuchten ihr Glück, aber die alte schwarze Frau hatte auf jede Frage eine passende Antwort. Da kam einmal ein Bursche zu ihr und sprach: „Sag mir, was ist das: auf **G** stehe ich, auf **G** sitze ich, **G** ist über mir, **G** ist unter mir und **G** geht durch meine Kehle?" (im Magyarischen heisst die Kehle = gége). Die Schwarze konnte es nicht erraten und zog von dannen. Der Bursche hatte sich nämlich als Lappen Iltisfelle um die Füsse gewickelt und darüber die Stiefel angezogen, ferner einen Hosenboden aus solchem Fell gemacht und inwendig auch

seine Mütze mit einem Stück Iltisfell gefüttert; damit er, der Schwarzen sich nähernd, die Pest nicht so leicht bekomme, so schluckte er auch nach seiner Rede ein Stückchen Iltisfell. . . .“ Iltis heisst magyarisch = görény. A. Treichel schreibt in seiner ethnologisch-botanischen Skizze: „Armetill, Bibernell und andere Pestpflanzen“ (Hoch-Paleschken, Selbstverlag, S. 15) bezüglich der Pflanze Bibernell also: „Vielleicht mag damit in Verbindung stehen der in einem sogenannten Verbrecherrätsel vorkommende und anklingende Hundenamen Bibernellchen, auch Pompernellchen in Ostpreussen, Pompinellen und Pupenellchen in Westpreussen. Das jedem Kinde bekannte Rätsel lautet: Auf P. geh' ich, Auf P. steh' ich, auf P. bin ich hübsch und fein, Nun ratet, meine Herren, was soll das sein? Die Verurteilte war ein Edelfräulein, welches aus dem Felle ihres Lieblingshündchens dieses Namens gefertigte Schuhe trug und sich durch jenes Rätsel, weil die Richter es nicht lösen konnten, das Leben rettete. Möglich kam der Ausdruck deshalb hierher, weil schon der Name Pimpinella hier zur Erlösung von dem Tode führen soll. Ausserdem ist das Vorkommen gerade in Ost- und in Westpreussen zu beachten. Anderweite Namen dieses Hundes sind Idel, Elias und Perl. Freilich mag es darüber noch einer weiteren Untersuchung bedürfen“. So weit Treichel. Das hier mitgeteilte magyarische Rätsel ist eine ältere Fassung des von Treichel mitgeteilten Verbrecherrätsels und steht in direkter Verbindung mit der Pest und Cholera, welche oft zur Zeit der Epidemie in der Gestalt einer schwarzen alten Frau oder eines nackten Kindes gesehen werden (Varga S. 38). In vielen Ortschaften hängt man am Dorfende auf einen Pfahl bei herrschender Seuche ein Hemd für das „nackte Kind“ auf, damit es nicht ins Dorf komme und sich mit dem Hemde begnüge. Als Pestkraut, das gekocht auch gegen Cholera gegessen und getrunken wird, ist dem magyarischen Volksglauben die sogenannte „kigyófü-gyökér“ = Schlangengras-Wurzel (ophioglossum) bekannt. —

Gegen Seitenstechen legt die besprechende Person ihre Rechte auf die wehe Seite und spricht in einem Atemzuge die Formel: „O mein lieber Jesus, als du nach Jerusalem zogst, verstauchte den Fuss dein Ross, du berührtest es mit deiner heiligen Hand; berühre den Kopf, die Brust, den Bauch, den Rücken u. s. w.

dieses Mannes!" (Ethn. II. 72). Oder man giesst von den vier Ecken kreuzweise Wasser in den Backtrog, rührt mit einem Finger einen Teig an und legt denselben auf die wehe Seite, wobei gesprochen wird: „Mein Herr Jesus Christus, der du Hölle und Tod besiegt hast, hilf deinem Diener. Als Christus auf Erden wandelte, bat er um Nachtquartier. Nachgiebiger Mann, zornige Frau; Rohrbett, Steinpolster; er konnte nicht ruhen, nicht bleiben. So soll auch dieses deines Dieners Seitenstechen, sein grosser Schmerz nicht ruhen, nicht bleiben können; so soll er davoneilen, wie die gebenedeite Jungfrau Maria auf den Kalvarienberg geeilt ist" (Varga S. 143). —

Gegen den Sonnenstich (vak nap = blinde Sonne genannt, die sich im Kopfe des Kranken befindet) schöpft der Besprecher bei der Mündung eines Baches gegen die Strömung Wasser in einen Napf, kocht dasselbe auf, nachdem er vorher neun Häufchen Werg und neun Strohhalmglieder (Knoten) in dasselbe geworfen hat. Nun stellt er auf den Kopf des Kranken eine Schüssel, in die er eine Nadel wirft, worauf er den Napf samt Werg, Stroh und Wasser in die Schüssel umkippt und die Formel spricht: „Weisse Sonne, rote Sonne, grüne Sonne, gelbe Sonne, schwarze Sonne! Weiche blinde Sonne aus seinem Kopfe, denn sonst holt dich die grosse Sonne ein!" Diese Worte wiederholt er neunmal und spricht dann ein „Vaterunser". Das Wasser lässt er nun abermals aufsieden und wiederholt diese ganze Procedur neunmal. Schliesslich giesst er das Wasser die Strömung entlang in einen Fluss, nachdem er vorher den Kopf des Kranken damit gewaschen hat und gebietet dem Kranken bis zu seiner gänzlichen Genesung stets vor Sonnenaufgang aufzustehen (Kozma a. a. O. S. 36).

Gegen Syphilis wenden die Besprecher folgende Mittel an: In neun Flaschen Bier werden neunerlei Süssigkeiten gelegt und bei stark geheiztem Ofen lagernd, muss der Kranke dies Getränk trinken. Oder es kocht der Besprecher neun Handvoll Mist von neun verschiedenen Düngerhaufen genommen, in einem Wasser, das er aus neun Bronnen geschöpft hat. Mit diesem Wasser wäscht sich der Kranke. Ein anderes Mittel, das ebenfalls Varga (a. a. O. S. 145) mitteilt, ist das folgende: Bohnen, Linsen, Hirse werden mit den Knospen von neun Bäumen in Wasser zu einem Brei gekocht, den der Kranke essen muss. Was er davon übrig lässt,

giesst er in ein Gefäss und wäscht darin alle Näpfe, Essgeräte u. s. w., die beim Kochen und Verzehren des Breies gebraucht wurden. Mit diesem Abwaschwasser wird nun der Leib des Kranken dreimal begossen. Bei der Anwendung der angeführten Mittel wird die folgende Formel gesprochen: „Aussätziger ging zu Jesus; bei seinem Anblick lief der Apostel Johannes davon. Aussätziger sprach zu Jesus: „Rühr' mich nicht an!" Jesus sprach zu Johannes: „Rühr' ihn an!" Herr Jesus berührte ihn mit einem grünem Zweige. Spute dich von hinnen, du höllische Krankheit, so wie der Apostel Johannes von dir floh! — So möge von dir das Verderbnis (rontás; rontani = zerstören, verderben) fliehen! Amen!" Berührt der Kranke mit seinen Genitalien die eines siebenjährigen Kindes, so weicht von ihm die Krankheit, heisst es im Volksglauben des Pöbels. — Ein für die Volkskunde bedeutsames Heilverfahren wird im Kalotaszeger Bezirk beobachtet, das mit der Macht des Namens zusammenhängt (vgl. das treffliche Werk von Kristoffer Nyrop, Navnets Magt, Separatabdr. aus „Mindre Afhandlinger", herausgeg. v. d. phil.-hist. Gesellsch. in Kopenhagen 1887). Der Kranke gibt sein Leiden neun Freunden oder Verwandten kund und erhält von jedem derselben ein Stück Linnen. Neun Tage hindurch bestreicht er täglich je einen dieser Lappen mit Queksilbersalbe und legt ihn auf den wunden Körperteil; den Lappen wirft er vor Sonnenaufgang in fliessendes Wasser, in dem er die kranke Körperstelle abwäscht und dann einen anderen Lappen auflegt, wobei er jedesmal dem Wasser und dem Lappen seinen Taufnamen zurufen muss. Die Wörter „Wasser" (viz) und „Lappen" (rongy) darf der Kranke neun Tage hindurch nicht aussprechen; thut er es, so muss er die Kur von vorne beginnen. Die erwähnten neun Verwandten oder Freunde dürfen den Kranken während diesen neun Tagen nicht bei seinem Taufnamen rufen. Es heisst nämlich, wer den Kranken während dieser Zeit beim Namen ruft, der erhält ein Teilchen von der Krankheit des Leidenden. Deshalb soll sich der Kranke während dieser Zeit viel unter den Leuten zu schaffen machen und trachten, dass ihn viele Menschen bei seinem Taufnamen rufen. Je mehrmal man ihn beim Namen ruft, desto leichter verteilt sich seine Krankheit spurlos unter die Leute und desto leichter wird er von seinem Leiden befreit. Auch diesbezüglich gilt also der Satz: dass

die Verbindung, welche sich durch Ideenassociation oder Sympathie zwischen verschiedenen Dingen knüpfte, obwohl an sich nur subjectiv, für den primitiven Menschen zu einer objectiven und realen geworden ist. —

Gegen die Tollwut kocht man Marienkäfer (isten tehenkéje = Gottes Kühlein), vor dem Johannistag gesammeltes Tausendguldenkraut, Splitter eines vor dem Georgstage vom Blitze getroffenen Baumes, Cantharidenfliegen (spanische Fliegen), Knospen des Eschenbaumes, vor dem Georgstage gesammelte Knospen der Erle, Johanniswürmchen, Speisereste des Weihnachtsmahles und Eierschalen von Eiern, die zu Weihnachten gelegt worden sind; schliesslich Kräuter und Gräser, die an den Sohlen und Fusszehen des Besprechers am Morgen des Johannistages haften geblieben sind, als er barfuss die Auen beschritten. Dies Dekokt muss der Kranke trinken (Varga, S. 148). Oder er muss am ersten Tage neun Canthariden und an jedem folgenden Tage eine weniger essen, „damit mit seinem Urin auch die Hundejungen aus seinem Leibe kommen“ (Varga, S. 148). Es heisst nämlich im Volksglauben, dass sich im Leibe des Kranken, besonders unter der Zunge (woher sie vom Besprecher gewöhnlich herausgeschnitten werden), winzig kleine Hundejungen bilden und sobald diese die Augen öffnen, der betreffende Mensch die Tollwut bekommt und unrettbar verloren ist. Der geheilte Mensch gibt diese Hundejungen mit seinem Urin in der Zeit von 9 Tagen oder 9 Wochen oder 9 Monaten oder gar 9 Jahren von sich. —

Gegen Wahnsinn ist das folgende Mittel allgemein gebräuchlich: In Wein wird atropa belladonna und ligusticum, ferner Knoblauch und schwarzer Schweinekot zu gleichen Teilen gemischt und damit der Wahnsinnige neun Tage hindurch getränkt und täglich in dieser Mischung einigemal gebadet (Kozma a. a. O., S. 33).

Gegen Warzen, die man gewöhnlich dadurch erhält, dass man die Sterne zählt, oder sich in dem Wasser wäscht, aus dem Hühner getrunken haben, — nimmt man neun Strohhalme, die ein Glied haben, drückt damit die Warzen und vergräbt die Strohhalmglieder unter die Dachtraufe, indem man dabei spricht: „Dann soll ich euch sehen Warzen, wenn ich dies Stroh erblicke“. Oder man drückt die Warzen mit neun Totenknochen, die man dann wieder an die Stelle zurücklegt, woher man sie genommen hat (Ethnogr. II. 362). —

Gegen Zahnweh rieche man an Salbei und spreche: „Salbei, Salbei, dann schmerze mir der Zahn, wenn der deine“ (Ethnogr. II. 36). Oder man kocht den Samen der hyosciamus-Pflanze und lässt den Dampf in den Mund strömen (Kozma, S. 35). —

Wir gehen nun zu den Krankheiten und zur Behandlung der Tiere über.

Wenn ein Stück Vieh krank ist, und man nicht weiss, was ihm fehlt, so raunt man ihm dreimal ins Ohr: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, dir soll das Essen wohl bekommen und die Krankeit von dir weichen“ (Az atya, fiu és szent lélek nevében, jól essék az eledeled sa nyavalya távozzék belöled). Um neugekaufte Tiere vor Krankheit zu schützen, gebe man ihnen das erste Futter in der Schürze der Hausfrau, oder lasse es durch eine Hose des Hausherrn hindurch in den Futtertrog fallen. Ausser der bekannten und auch unter den Magyaren allgemein verbreiteten Sator- und Abracadabra-Formel, schreibt man im Kalotaszeger Bezirk auch noch eine andere Formel auf kleine Zettel, die man in Brotstücke geknetet, dem neugekauften Tiere zu fressen gibt, um es vor Krankheit zu schützen.

Diese Formel lautet mit den von mir zugesetzten Zahlen also:

Csuma[1] menjetek[3]
fára[5] fáról[7]
ágra[9] dei[11]
sancti[13] szavamra[15]
nyavalyák[16] hallgassatok[14]
spiritus[12] nomen[10]
száraz[8] zöld[6]
zöld[4] nyavalya[2].

Die Wortfolge habe ich mit schwerer Mühe herausbringen können, nachdem die Leute nur die Formel, aber nicht die eigentliche Wortfolge kennen. Nach den obigen Zahlen lautet die eigentliche Wortfolge also: Csuma, nyavalya, menjetek zöld fára, zöld fáról száraz ágra, nomen dei spiritus sancti; hallgassatok szavamra nyavalyák (= Csuma, Krankheit, gehet auf grünen Baum, von grünem Baum auf dürren Ast, nomen dei spiritus sancti; höret auf mein Wort

Krankheiten). *Csoma* und *csuma* heisst in einigen Dialekten die Pest und hängt mit *csomó* = Haufen, Knoten und *csova* = Vogelscheuche (aus Stroh) zusammen (Ipolyi a. a. O. S. 33). „Die Cs. soll dich forttragen" (a cs. vigyen el), lautet eine magyarische Redensart. „Die Pestfrauen", sagt F. S. Krauss (Volksgl. und rel. Brauch der Südslaven S. 57), „sind die ausgebildetste Vermenschlichung ursprünglicher Waldgeister, denn sie erscheinen meist schon so gut wie losgelöst vom Baum und Wald, doch ihre wahre Art verleugnet sich trotzdem nicht. Sie sind Kranheitsgeister aus dem bösen Walde oder aus anderer menschenferner Weltgegend, die auf ihren Reisen durch Jahrhunderte und christlich-religiöse Anschauungen eine besondere Ausbildung in Aussehen und Auftreten erlangt haben. Der Glaube an die Pestfrauen ist so alt als der an Krankheitsgeister, hat aber auch durch die grossen orientalischen Pestilenzen, welche auf die grossen türkischen Heereszüge folgten, eine sehr scharfe Entwicklung genommen, so dass er einen verhältnissmässig viel breiteren Raum im Volksglauben der Südslaven (und Magyaren) als in jenem der westlichen Völker gewonnen". Auch die oben mitgeteilte Formel weist auf die Krankheitsgeister als ursprüngliche Baum- und Waldgeister hin. —

Gegen das Verrenken sind folgende Formeln allgemein verbreitet: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes beginne ich mein Gebet. Als mein Herr Jesus Christus auf der schwarzen Erdoberfläche wandelte, verrenkte sich den Fuss sein Ross; kam daher der hl. Matthäus, strich es mit seiner heiligen Hand, hauchte es an mit seinem heiligen Mund. Starke Muskeln! Knochen, Haut werdet so, wie euch unser Herr Christus erschaffen hat". Dies spricht man dreimal und haucht dreimal das wehe Glied an. — Eine andere Formel lautet: „Machte sich auf den Weg der kleine Jesus auf seinem Esel, auf seines Esels Rücken, auf steinerner Brücke. Verrenkte sich den Fuss sein Esel, kam hinzu Ficzepater, besprach es (las darauf, ráolvas), blies es an mit seinem heiligen Munde, streichelte es mit seiner heiligen Hand. Bein an Bein, Fleisch an Fleisch, Blut an Blut, dann aber werde es so, wie es war". — Oder man spricht: „Als Jesus hinging zu seiner Qualstatt, zu seinem Qualort, von Felsen auf Felsenberge, auf Aspiom's (?) Brücke, verrenkte sich den Fuss sein Pferd; kam hinzu Martin Ficze, sprach Jesus Christus: „Wahrlich, wahrlich,

wahrlich, Martin Ficze, mein Pferd hat sich den Fuss verrenkt, besprich es, hauche es an! Muskel an die Stelle, Haut an die Stelle! Lieber Jesus leg' es an seine Stelle!" — Verrenken, Verrenkung heisst im Magyarischen *ficzamodás* und Martin Ficze ist wohl eine Personifikation dieses Uebels. Eine andere Formel lautet: „Unser Herr Christus ging auf die steinerne Brücke, zu seiner Qualstätte, glitt seines Esels Fuss auf dem Felsen aus; kam einher Martin Ficze, streichelte ihn mit seiner heiligen Hand, hauchte auf ihn mit seinem heiligen Mund, sprach: „Bein auf Bein, Fleisch auf Fleisch, Blut zu Blut. So munter werde, wie du vordem gewesen bist!" Jesus von Nazareth, heile mein armes Tier! Meine liebe Mutter, gebenedeite hl. Jungfrau Maria, heile es kraft der Verdienste deines hl. Sohnes! Heiliger Martin Ficze leg' das Bein meines armen Tieres an seine Stelle zurück" (Ethnographia II. S. 71). —

Gegen die Würmer wird folgende Formel angewendet: Der Besprecher nimmt ein Haar vom kranken Tiere und geht damit zu einem Hollunderstrauch, von dem er einen Zweig abschneidet. In den Zweig ritzt er ein Kreuz, in das er das Haar hineinsteckt und gegen Osten gewendet, sticht er den Zweig in die Erde und spricht die Worte: „Dann soll N. N.'s Kuh die Würmer noch haben, wenn ich diesen Zweig von hier herausziehe (er speit aus)! Sie sollen bis dann verschwinden, so lange ich hier bin (er speit aus)! Wenn sie der Sonnenaufgang hier gefunden hat, so soll sie der Sonnenuntergang nicht hier lassen; wenn auch der Sonnenuntergang sie hier findet, so soll sie der Sonnenaufgang nicht hier lassen (er spuckt aus)!" (Kozma a. a. O, S. 36.) — Ein anderes Verfahren besteht im Folgenden: Vor Sonnenaufgang treibt man das kranke Vieh ins Freie und mit dem Zeigefinger auf dasselbe zeigend, spricht man: „Neun ist nicht neun, sondern acht! Acht ist nicht acht, sondern sieben! Sieben ist nicht sieben, sondern sechs! Sechs ist nicht sechs, sondern fünf! Fünf ist nicht fünf, sondern vier! Vier ist nicht vier, sondern drei! Drei ist nicht drei, sondern zwei! Zwei ist nicht zwei, sondern eins! Eins ist nicht eins, sondern keins!" Dann speit man aus und wirft eine Handvoll Staub dem Vieh nach, damit die Würmer so schnell wie der Staub im Winde verschwinden (Ethnogr. II., 35). — Ein Volksmittel gegen die Würmer ist, dass man die Wunde des Tieres mit siedendem Fett begiesst (Ethnogr. II., 403). —

Unter den Zaubermitteln, die sich auf die Hauswirtschaft beziehen, nehmen in Nordungarn, wo die Bienenzucht in grossem Masse betrieben wird, diejenigen Gebräuche und Vorschriften den ersten Platz ein, welche sich mit der Bienenzucht befassen. Diese Gebräuche und Vorschriften hat Joh. S. Kovács (in der „Ethnographia" II., 18 ff.) aus einem Manuskript im Originaltext veröffentlicht. Das Manuskript stammt aus dem Jahre 1801, ist aber von einer anderen Handschrift, die der „Ober-Bienenmeister" des siebenbürgischen Fürsten Georg Rákóczi, ein gewisser Nicolaus Horits, zusammengestellt hat, abgeschrieben worden. Für die Volkskunde hat dies Manuskript in vielfacher Beziehung eine Bedeutung, weshalb ich hier einiges daraus in genauer Uebersetzung mitteilen will.

Die Bienen soll man in der ersten Aprilwoche an einem Mittwoch oder Donnerstag zum ersten Mal im Jahre ausfliegen lassen; dann werden sie fleissig, fett, munter. Beim ersten Ausflug soll man den Stopfen, womit der Korb den Winter über verschlossen war, nicht wegwerfen, sondern an die Spitze des Korbes hängen, damit die Schwärme nicht wegfliegen. Damit die Bienen „gut und fromm" werden, lasse man sie beim ersten Ausflug über reingewaschene Schafwolle kriechen und befeuchte den Korbrand mit Schafmilch. Damit sie aber „zornig" werden, so lasse man sie bei dieser Gelegenheit über ein rotes Tuchstück kriechen. Befeuchtet man dies rote Tuchstück mit dem Blute eines Hahnes, so ist es noch besser, denn die Bienen werden dann bös, wild, arbeitsam und fliegen weit aus. Hat der Stock einen Modergeruch, ist er von Spinngewebe besetzt, so stellt man in einem Gefäss etwas gesalzenen Wein unter den Stock den Bienen hin. Damit die Bienen ihren Standort liebgewinnen, soll man vor dem Bienenhaus einen kleinen Trog halten und in denselben jeden Morgen urinieren.

Wenn sich die Bienen nicht vermehren wollen, so nehme man eine Handvoll Ameisen vom Ameisenhaufen und werfe sie in den Stock. Thut man dies noch vor Ostern, so schwärmen die Bienen schon vor Pfingsten. Damit der Schwarm nicht weit wegfliege, so besprenge man ihn mit Wasser, indem man einen belaubten Zweig anfeuchtet und nach dem Schwarme schwenkt. Wenn man den Stopfen, mit dem der Korb den Winter über verschlossen war, bei der Gelegenheit, wo ein Schwarm an unbekanntem Ort sich niedergelassen

hat, an seinen Fuss (d. h. an des Bienenbesitzers) bindet, so kehrt der Schwarm sofort zurück. Damit die Bienen nicht stechen, soll man sich mit Urin waschen und mit Harz räuchern. Vor dem Einfangen des Schwarmes soll man in den Korb urinieren. Damit der Korb im Jahre viel Honig habe, so trage man eine Handvoll Weizen am Weihnachtstage in die Kirche und werfe ihn dann in den Korb.

Hat man jemandem Bienen gestohlen, so möge der Bestohlene die Stelle, woher man den Bienenkorb gestohlen hat, mit Milch begiessen, und der betreffende Dieb wird ergrauen oder kahlköpfig werden. Je mehr man Milch giesst, desto schneller erfährt man, wer der Dieb gewesen ist. Oder: es soll der Bestohlene auf die Stelle schiessen, wo der Korb gestanden ist und der Dieb wird bald sterben; oder er fange eine zurückgebliebene Biene des gestohlenen Korbes und werfe sie bei Gelegenheit der Beerdigung einer Leiche ins Grab und der Dieb wird sofort schwer erkranken und sterben.

Dies das Wichtigste aus dem erwähnten Manuskript. Beim ersten Ausflug der Bienen im Frühling bringt man beim Flugloch eine Wolfskehle an, damit die Bienen ihren ersten Ausflug durch dieselbe antreten, und spricht im Kalotaszeger Bezirk dabei folgenden Segen, indem man die allerersten Bienen, die vor dem Flugloch erscheinen, mit Mehl und Zuckerstaub bestreut: „Bienen, flieget! den Bösen besieget! damit ihr der heiligen Jungfrau Maria Wachs geben könnt, damit ihr Honig zur Ehre unseres Herrn Jesus Christus habet! Amen!" (Méhek repüljetek! a gonosz felett gyözedelmeskedjetek! hogy a szentséges szüz Máriának viaszt adhassatok, hogy Jézus Krisztus urunk dicsöségére mézetek legyen). —

„Die richtige Bestellung des Ackers, d. h. eine solche, welche jede Zaubermacht fern hält, ist eine sehr schwierige Sache", daher greift auch der magyarische Landmann zu verschiedenen Zaubermitteln, um sich das Gedeihen der Aussaat im Vorhinein zu sichern. Vergräbt man etwas Wachs von einer Kerze, die in der Kirche gebrannt hat, auf dem Acker, so wird weder Hagel, noch Wasser der Aussaat schaden. Den Laken, in welchem man die Früchte zur Aussaat auf den Acker trägt, soll eine Frau während ihrer menses gewoben haben; dann wird die Ernte gar reichlich ausfallen. In die Ecken des Säelakens näht man in einigen Ortschaften

Siebenbürgens abgeschnittene Fingernägel des betreffenden Ackerbesitzers ein und spricht dabei: „Wenn ich (auch) dort nicht bin, so soll niemand in meiner Abwesenheit euch (den Früchten) schaden können“ (ha nem vagyok ott, ugy senki se ártson nektek). In der Nacht nach der Aussaat läuft in manchen Gegenden die Hausfrau ein Mal nackt um den Acker herum, um die Saat vor Vogelfrass zu schützen. Im Kalotaszeger Bezirk herrscht beim Säen folgender Brauch: Bevor man zu säen beginnt, wirft man eine Handvoll Erde vom Acker auf den Weg und spricht: „Hier gedeihe das Unkraut!“ Geht während des Säens jemand am Acker vorüber und grüsst nicht: „Gott segne das Werk“ (Jsten áldja meg a munkát), so wirft der Säemann ihm eine Handvoll Frucht nach und spricht: „So viel gebe ich dir“ (Ennyit neked adok). Man glaubt nämlich, dass, wer an einem Säemann, ohne diesen Gruss zu sagen, vorbeigeht, den „Segen des Feldes“ (a mezö áldását) mit sich nehmen wolle. —

* * *

Den weiteren Zauber, der sich auf Feld- und Hauswirtschaft bezieht, lassen wir hier beiseite, nachdem wir denselben in den früheren Abschnitten zum grossen Teil ohnehin behandelt haben, wenigstens von der Seite, die der vergleichenden Volkskunde neue, bislang unbekannte Belege bietet. Aus dem hier Mitgeteilten sehen wir, dass dieser Zweig des magyarischen Volksglaubens auch zu dem niederen Vorstellungs- und Glaubenskreise gehört, der teils christlich, teils heidnisch gefärbt ist und daher eine Wucherbildung genannt werden könnte von religionswissenschaftlichem Standpunkte. Karl Weinholds, unseres Altmeisters Worte, treffen auch für das magyarische Heidentum zu, dass es nämlich darin „einen Aberglauben und ein Zauberwesen gab, abgesondert und feindlich gegen die eigentliche Volksreligion und den anerkannten Gottesdienst. So ist es überall gewesen und ist es noch heute. Aberglaube ist an keine Nation und an keine bestimmte Religion gebunden, sondern ein allgemein Menschliches. Mit dem Aberglauben hängt die Volksmedizin zusammen, d. i. jene über alle Völker gleich dem Aberglauben verbreitete Heilkunde, die auf die verschiedensten Quellen: Religion, Zauberei und frühere Perioden der Medizin zurückgeht.“

VII.

Eine Geburtsgöttin.

Eine von Mythenforschern vielumworbene Gestalt des magyarischen Volksglaubens ist die sogenannte *Boldogasszony* (selige oder liebe Frau) und *Nagyboldogasszony* (grosse liebe Frau), vielumworben von gelehrten und ungelehrten Mythoplasten, die in überschwenglicher Begeisterung gewöhnlich vom Gebiete ernster, religionswissenschaftlicher Forschung abirrten und sich in kühnen Hypothesen ergingen. Um das Wesen dieser *Boldogasszony* in ihrem innersten Kern erfassen zu können, müssen wir eine, wenn auch nur flüchtige Umschau im Glauben anderer Völker halten.

„Als die germanischen Eroberungen auf römischem Boden", sagt Lippert (a. a. O. S. 669), „ein salisches Recht schufen und dieses überall zum Siege gelangte, gewann die Herrschaft der Frau, soweit sie sich erhielt, nur noch einen relativen Charakter. Wie immer warf auch diese Erscheinung des Lebens ihr Spiegelbild auf die Religionsvorstellungen. So steht die veraltete Nerthus als Urmutter neben Freia der „Herrin", wie etwa eine Hekate neben Hera, eine Mania neben Juno. Als auf solcher Stufe die Germanen Christen wurden, handelte es sich bei ihnen nur noch um einen Ersatz für den Begriff Freia — die Namen sind ganz gleichgiltig — und sie fanden ihn in der „lieben Frau" des Christentums, in Maria, der Himmelskönigin. Auch bei den Slaven fand Maria unter allen Heiligen den verbreitetsten Kult, wie sie ja als „Gottesmutter" sogar der älteren Vorstellung entsprechen konnte. Aber die so reiche Marialyrik und die ganze Romantik dieses Kultes betont doch keineswegs das mütterliche Wesen dieser Frau.

Dieser Begriff findet seine völlige Deckung erst im Annenkult, welcher bei den Slaven in einer höchst auffälligen Weise

hervortritt. Wie wir den Gang der christlichen Entwickelung kennen, ist nicht zu verwundern, dass die älteste Kirche dieser Frau nicht gedachte. Erst die apokryphen Evangelien gehen noch weiter auf die Familiengeschichte zurück. Im abendländischen Kalender findet sich ihr Name erst seit dem 12. Jahrhunderte und ein allgemeiner Festtag wurde erst von Gregor XIII. am 26. Juli 1584 eingeführt. Dennoch sind in Böhmen allein 88 meist alte Kirchen der Mutter Anna geweiht, viele Ortschaften haben ihr ihren Namen entlehnt, und als weiblicher Taufname ist er neben Maria der volkstümlichste. In Häusern alten Brauches empfängt die „Mutter" Anna jeden Dienstag ihr Lampenopfer. Alles das gilt allerdings von Maria in noch höherem Grade, dennoch tritt ihr zunächst Anna auffällig hervor. Eine czechisch-mährische Sage gibt uns eine Andeutung des Grundes, ganz wie wir ihn erwarten müssen. Eine junge Gattin liegt im Sterben (ob nicht im Kindbett?), da erschien ihr eine sehr schöne Frau, die heilige Anna nämlich, und sprach zu ihr: „Deine Zeit ist da, ich bin um dich gekommen." Sankta Anna ist also an die Stelle einer slavischen Hellia getreten, die wir sonst unter dem Gemeinnamen bába, die Grossmutter, kennen . . ."

In diesen Auseinandersetzungen haben wir den Schlüssel zum magyarischen Volksglauben betreffs der Nagyboldogasszony oder schlechtweg Nagyasszony.

Betrachten wir nun die Auseinandersetzungen Ludwig Kálmánys (Boldogasszony ösvallásunk istenasszonya = B. die Göttin unserer Urreligion), des einzigen ernsten und geschulten magyarischen Mythenforschers, betreffs der magyarischen Boldogasszony.

Die verschiedenen Marientage nennt das magyarische Volk: Gyertyaszentelö Boldogasszony = Kerzenweihende B. (Mar. Lichtmess 2. Febr.), Gyümölcsóltó B. = Obstpropfende B. (Mar. Verkünd. 25. März), Nagy Boldogasszony = grosse B. (Mar. Himmelf. 15. Aug.), Kis-asszony napja = Fräulein Tag oder Tag der kleinen Frau (Mar. Geburt 8. Sept.) und endlich: Boldogasszony (Mar. Empfängnis 8. Dez.). Nirgends wird eine Kis-Boldogasszony (kleine B.) erwähnt, die bloss Kisasszony (Fräulein, kleine Frau) genannt wird. Fragt man daher das Volk: wie viel Boldogasszony es denn eigentlich gibt? so erhält man zur Antwort: sieben, von denen die grösste die Nagy Boldogasszony (die grosse B.) ist. Wer ist nun diese Nagy Boldogasszony?

Kálmány erwähnt (S. 4) ganz richtig, dass in der Zeit, als die Magyaren ihre alte Religion aufzugeben begannen, der Marienkult in der Christenheit schon gar sehr ausgebildet gewesen war. Die Synode zu Ephesus (431) hatte ausführlich dargethan, wie man sich Maria vorzustellen habe. Zur Zeit, als das Christentum bei den Magyaren eingeführt wurde, lebte im Volksbewusstsein die Nagyasszony oder Nagyboldogasszony als Mutter der Götter noch immer fort, weshalb denn Maria den Namen Kisasszony (kleine Frau, Fräulein) im Gegensatz zur Nagyasszony (grosse Frau) vom Volke erhielt. Diesen Namen, sagt Kálmány, haben keinesfalls die Verbreiter des Christentums der Maria gegeben, die sie gewiss mit dem Namen Nagyasszony belegt hätten. „Als das Volk die Maria „Kisasszony" nannte, musste es auch von einer Nagyasszony wissen. Die Kisasszony musste man eben der Nagyasszony gegenüber klein nennen. Auch heute noch hören wir z. B. von einem Kis-Bálint (B. jun.) im Gegensatz zu Nagy-Bálint (B. senior) sprechen u. s. w."

Nun, Maria ist nach Kálmánys Zusammenstellungen des einschlägigen Volksglaubens weder die Kisasszony, noch die Nagyasszony der Magyaren. Das Volk der Szegediner Gegend erzählt, dass die Kisasszony die Jungfrau verbliebene Tochter der Nagyasszony sei. Die Dienstboten nennen die Jungfrauen „Kisasszony, die Mütter derselben aber „Nagyasszony". „Maria ist daher", schreibt Kálmány (S. 5), „nicht die Kisasszony, denn diese hatte, selbst als Jungfrau, kein Kind geboren; trotzdem nannte sie (die Maria) so das Volk. Grund hiezu mag der Umstand gegeben haben, dass die christlichen Bekehrer vor allen anderen Tugenden Marias ihre Jungfräulichkeit besonders betonten, was das Volk hörend, unbewusst an die Jungfrau gebliebene Tochter der Nagyasszony, an die Kisasszony denken musste." Nirgends wird der Maria das Beiwort „heilig" (szent), noch „Mutter Gottes" im Magyarischen beigefügt. Sie heisst einfach „szüz Mária" (Jungfrau Maria), nie aber „szent Mária" (heilige Maria).

Ueber den heiligen Gerard steht nun in magyarischen Chroniken geschrieben: „Und auf seinen Rat hin kam es damals in Brauch, dass man die Jungfrau Maria in Ungarn Liebe Frau oder die grosse Frau dieser Welt nannte" = „Es az ö tanácsának intéséböl akkoron kele fel, hogy az szüz Máriát ez Magyarországban Boldogasszonynak,

avagy ez világnak nagy asszonynak hívnák" (Toldy F., Magyar. szent. leg. = Magyar. Heil. Legenden III. Kap.).

Der Ausdruck „Nagyasszony", der schon vorhanden war als Name einer heidnischen Göttin, sollte also auf des hl. Gerards Rat auf die Maria angewendet werden, weil man befürchtete, dass das Volk mit der Zeit diesen hohen Titel irgend einer anderen Heiligen verleihe und diese dadurch über die Maria, die „Kisasszony", setze. Trotz Sct. Gerards Rat und Warnung ist selbst nach acht Jahrhunderten die Maria beim Volke nicht zum Titel „Nagyasszony" oder „Nagyboldogasszony" gelangt. Ferd. Barna (Ösvallásunk kisebb isteni lényei = Kleinere göttl. Wesen unserer Urreligion S. 28) meint nun, die „Nagyboldogasszony" oder „Nagyasszony" sei die alte heidnische „Fee oder Göttin der Natur", die nach Einführung des Christentums der Maria gleichgesetzt ward, d. h. die Attribute derselben wurden der Maria verliehen. So heisse auch bei den, den Magyaren stammverwandten Mordvinen, die das Christentum nur dem Namen nach angenommen haben, Maria „Ange-Pat'äi" (Göttermutter) und Christus „Si-Páz" = Sonnengott (Barna, A mordvaiak pogány istenei = die heidn. Götter der Mordvinen S. 75). „Trotzdem wäre es erzwungen", schreibt Kálmány (S. 8), „die Maria „Nagyasszony" zu nennen. Die Nagyasszony hat eine, Jungfrau verbliebene Tochter, die sogenannte Kisasszony, welche Tochter eben der Maria abgeht."

Wenn nun das in christlichen Glaubensdogmen weniger bewanderte Volk nicht die Maria für die Nagyasszony hält, welche Heilige versteht es nun unter diesem Namen?

Ueberall erhält man auf diese Frage die Antwort: „die Nagyasszony oder Nagyboldogasszony sei die heilige Anna. Zu wundern ist dabei, dass dem trefflichen Forscher L. Kámány, dessen diesbezügliche Zusammenstellungen 1885 erschienen sind, die Auseinandersetzungen Lipperts (1882) entgangen sind, die wir an die Spitze dieses Abschnittes gestellt haben. Er wäre zu ganz anders lautenden Endresultaten gelangt.

Wir haben schon eingangs Lipperts Worte angeführt, dass „in Häusern alten Brauches die „Mutter" (wohlgemerkt Mutter) Anna jeden Dienstag ihr Lampenopfer empfängt." Nun vergleichen wir hiemit Kálmánys Auseinandersetzungen: „Die Nagyboldogasszony und die hl. Anna haben einige gemeinsame Züge;

beide haben eine Tochter; beider Töchter verbleiben Jungfrauen, beide sind mächtig; aber sie haben auch abweichende Züge. Nach unseren Ueberlieferungen ist die Nagyboldogasszony die Gönnerin der sich in gesegneten Umständen Befindlichen; zu ihr flehen auch die Unfruchtbaren, die — damit sie ihr Ziel erreichen, d. h. damit sie die hl. Anna, beziehungsweise die Nagyboldogasszony erhöre, die neun auf Pfingsten folgenden Dienstage fasten." Die hl. Anna war auch lange Zeit hindurch unfruchtbar.

Der Dienstag ist also der Tag, welcher der hl. Anna, d. h. der Nagyasszony oder Nagyboldogasszony, geweiht ist. In Szöreg fastet man ihr zu Ehren sieben Dienstage. An diesem Tage darf das betreffende Weib keine schweren Arbeiten verrichten; an diesem Tage soll man jede neue Arbeit beginnen, und die Bruthennen zum Brüten setzen (Kálmány S. 9). Niemand soll am Dienstag Wäsche waschen, denn Unglück trifft ihn, wenn er diese Wäsche am Leibe hat. Wer an Zahnweh leidet, der wasche sich am Dienstag nicht, damit seine Schmerzen ein Ende nehmen; am Dienstag wird auch das kleine Kind nicht gebadet, sondern nur mit einem Lappen befeuchtet, damit es keine Kopfschmerzen bekomme (Kálmány S. 10). Wer am Dienstag wäscht, der brüht der Nagyboldogasszony die Hand ab. Eine Sage aus O-Szent-Iván erzählt (Kálmány S. 10): „Als die liebe Jungfrau hörte, dass man Jesum gefangen habe, lief sie die Strasse entlang und die Weiber, grade waschend, gossen die Lauge aus. Wie sie nun lief, so glitt sie aus. Damals verfluchte sie jedes Weib, das am Dienstag wasche, damit es den Blutsturz bekomme. Wir waschen auch nie am Dienstag, sondern nur am Mittwoch, Donnerstag, Montag." Jesus ward bekanntermassen nicht an einem Dienstag gefangen genommen und das Ganze ist eben, wie Kálmány bemerkt, ein mit christlichen Elementen zersetztes Bruchstück irgend einer heidnischen Ueberlieferung, was auch von folgender Sage aus der Ortschaft Szöreg gilt: „Das Liebfrauenbett (darüber später!) darf man nicht ohne Haube besteigen, denn die liebe Jungfrau (boldogságos szüz) trug stets eine Haube, nur als sie am Gründonnerstag ihren Kopf wusch und Maria Magdalena die Kunde brachte, dass man Jesum Christum gefangen habe, da hatte sie keine Zeit, ihr Haupt einzubinden und eilte davon. Jenseits des Waldes hörte sie Lärm,

sie eilte dahin; ihre Haare blieben an den Zweigen hängen; seit der Zeit hat sie stets die Haube auf dem Kopfe. Damals verfluchte sie auch diejenigen, welche am Gründonnerstage waschen. Als sie (nämlich) lief, da fiel sie, denn überall hatte man die Lauge ausgegossen; damals sagte sie: Verflucht seien alle, die am Gründonnerstage waschen . . .“ Die erste Sage erwähnt noch den Dienstag, während die zweite das Verbot nur für den Gründonnerstag gelten lässt. Am Dienstag ist es auch schon deshalb nicht gut, Wäsche zu reinigen, weil sonst das Geflügel blutige Eier legt (Kálmány, Szeged népe = Szegeds Volk, I. 113).

Nehmen wir nun die auf die Nagyasszony oder Nagyboldogasszony bezüglichen Daten Kálmánys der Reihe nach, um für die vergleichende Mythologie höchst wichtige Resultate zu erzielen.

Schwangere Weiber flehen — wie schon erwähnt wurde — zu ihr. Sie gibt dem Kinde Leben, sie hilft der Mutter bei der Geburt, bei welcher sie zugegen ist, gerade so unsichtbar, wie die Ange-Pat'äi der Mordvinen (Barna, A mordv. pog. ist. 34). In Szöreg, O-Szent-Iván und vielen anderen Ortschaften der Theissgegend nennt man die bei der Geburt unsichtbar gegenwärtige Nagyboldogasszony geradezu „Szülö Boldogasszony“ (Geburtsliebfrau). Auch die Ange-Pat'äi der Mordvinen ist als Geburtshelferin unter dem Namen Bulaman-Pat'äi bekannt (Barna a. a. O. S. 11).

Kálmány bemerkt nun, dass es auch im magyarischen Volksglauben bei der Geburt helfende und schädigende Wesen gibt. Im Augenblick der Geburt sind beide Parteien in der Nähe der Gebärerin. Das Oberhaupt der helfenden Wesen ist eben die Nagyboldogasszony, die viel Aehnlichkeit mit der finnischen Geburtsfee, der Kave, hat. In der Kalevala flehen auch die schwangeren Weiber zur Kave. Die blinde Tochter des Todes, die Loviatar, fleht auch zur Tochter der Natur, zur Kave, damit diese sie von den Wehen des Leibes befreie (Kalevala XLV. Rune 117—130). Kave wird hier „unter den Wesen die erste Mutter“ genannt, wozu die magyarische scherzhafte Redensart zu vergleichen ist: „Frau Anna, (ist die) erste Frau“ (A. asszony, elsö asszony). Noch mehr Aehnlichkeit mit der magyarischen Nagyboldogasszony weist die Ange-Pat'äi der Mordvinen auf, die als „Mutter der Götter, zugleich Beschützerin der Frauen ist“ (Barna a. a. O. S. 31). Beide, sowohl die Nagyboldogasszony, als auch die Ange-Pat'äi,

sind bei der Geburt unsichtbar zugegen und haben ihre Untergebenen, die über Mutter und Kind wachen. Der Ange-Pat'äi sind untergeben Ange-Özaisz und Niskende-Tewtär, während der Nagyboldogasszony die Engel und die Boldogasszony unterstehen. Die Nagyboldogasszony ist nur während der Geburt als Helferin zugegen, dann entfernt sie sich und sendet zum Schutze der Kindbetterin zwei Engel und die Boldogasszony. Letztere ist von nun an die Beschützerin und Heilerin von Mutter und Kind; sie ist (als „Kisasszony") die Tochter der Nagyasszony, gilt aber zugleich für die hl. Maria. Das Volk nennt eben die hl. Maria ausnahmslos auch „Boldogasszony".

In einem alten Leichenliede (Originaltext bei Kálmány S. 12) heisst es:

Wir bitten darum unsere Jungfrau Mutter,
Die Boldogasszony: die Maria,
Flehen möge sie bei ihrem heiligen Sohn u. s. w.

In einem magyarischen Schlummerliede (Originaltext bei Kálmány S. 12) heisst es:

Zizi, Kriechelein,
Du mein Sprösslein,
Jesus, Dich schläfre ein,
Maria über dir wache!

Maria also ist hier die Boldogasszony, die „liebe Frau". Als Heilerin wird sie ebenfalls in einem Kinderreim (Kálmány S. 13) erwähnt:

Staub fiel mir ins Auge,
Gott verdamm's!
Boldogasszony nahm ihn heraus!

Heil- und Schutzkraft besitzt die Boldogasszony-Milch, auch Marien-Milch genannt, ebenso die Boldogasszony Schürze, auch Marien-Schürze, von denen wir weiter unten sprechen werden.

Nun teilt Kálmány die auf Wohnort, Thätigkeit und die Feste der Boldogasszony bezüglichen Daten aus dem magyarischen Volksglauben mit.

Die Boldogasszony wohnt im Himmel, wohin die Lerche ihr Beilchen hinaufzutragen strebt, indem sie, in die Luft sich erhebend, zwitschert:

Felviszem, felviszem,	Ich trag' hinauf, ich trag' hinauf,
Felviszem a baltikámat	Ich trag' hinauf mein Beilchen
Boldogasszonyhoz,	Zur Boldogasszony,
Boldogasszonyhoz	Zur Boldogasszony
Felviszem, felviszem!	Trag' ich's hinauf, trag ich's hinauf!

Aber sie lässt das Beilchen fallen und im Niederschweben zur Erde zwitschert sie traurig:

Elejtettem!	Ich hab's fallen gelassen!

Die Boldogasszony sah man in der Gestalt der hl. Maria in Morotva in einem Brunnen, in der Ortschaft Topolya in der Kirche; gewöhnlich aber wird sie in der Nähe der Kindbetterinnen sichtbar.

Wir kommen nun zum wichtigsten Punkte des diesbezüglichen Volksglaubens, zum Boldogasszony-Bett = Liebfrauenbett.

So wie die Römer der Juno, oder wie sie als Geburtshelferin genannt wurde: der Lucina, ein Bett machten, damit sie die Geburt glücklich verlaufen lasse, so wird bei den Magyaren das Boldogasszony-Bett eingerichtet, das Kindbett, worin die Mutter mit dem Kinde nach der Geburt bis zu ihrem Kirchgang liegt (introductio mulieris post partum). Die Mutter bringt das Kind nicht in diesem Bette zur Welt und wird erst nach überstandener Geburt in dies Boldogasszony-Bett gelegt. Dies Bett beschreibt das Volk also (Kálmány S. 14): „Wenn das Kind geboren ist, so macht man gleich das Boldogasszony-Bett. In demselben dürfen sich Sachen wie z. B. Tabak nicht befinden. Reines Stroh wird hingelegt und dasselbe mit einem Leintuch bedeckt. Die Gardine (szúnyogháló = Mückennetz) wird angenagelt. In das Boldogasszony-Bett steckt man hinein Knoblauch, „Kuckuckskraut" (Gentiana), Brot und Salz. Auch ein Messer steckt man hinein, damit die Hexen sich nicht nähern können. Jeden Tag wird es mit dem hl. Dreikönigswasser (Weihwasser) geweiht und der Gnade der Boldogasszony anempfohlen. Dem Boldogasszony-Bett darf sich niemand nähern, denn wenn jemand (die Kindbetterin mit bösem Blick) bezaubert, so stirbt diese, wenn er dann nicht gleich seine Augen aufwärts wendet. Wenn die Frau im Boldogasszony-Bette liegt, muss jemand stets in der Stube weilen; wenn niemand da ist, so lasse man wenigstens die Katze da, sonst wird die Frau so verdorben (behext), dass es mit ihr aus ist. Das Boldogasszony-Bett hält nur so lange an, bis sie zur Weihe (Kirche) gehen. Wenn sie dort (in

der Kirche) sind, wird das Boldogasszony-Bett zerlegt; das Stroh wird verbrannt oder an einen solchen Ort gelegt, wohin niemand hingehen kann."

Die Hebamme stellt das Boldogasszony-Bett auf und in vielen Ortschaften wird die Gardine mit Messer und Gabel befestigt. In einigen Gegenden legt man ein Messer auch unter den Polster, damit die Mutter dasselbe, so oft sie vom Bette herabsteigt, in den Fussboden steche, um dadurch die Bösen (rosszak) fernzuhalten. Ein rotes Tuch wird an der Gardine befestigt und ein Gebetbuch legt man auch unter den Kopfpolster. Die Gardine soll die Frau gleichsam von der Welt trennen.

„Die liebe Jungfrau (boldogságos szüz)" — erzählt das Volk (Kálmány S. 15), „trug stets ein Band um den Leib gewunden; deshalb trägt man das Kind nicht zur Taufe, ohne ihm ein Band um den Leib oder um den Arm zu binden. Dies bereitet der lieben Jungfrau grosse Freude."

Ist das kleine Kind krank, so bindet man ihm ein Band um den Arm. Dies Band tragen die Kinder so lange, bis sie einen Hut oder ein Kopftuch bekommen (Kálmány S. 16). Rote Bänder flicht man den Füllen in die Mähnen und am Christabend hängt man Lappen an die Obstbäume, damit sie viele Früchte tragen (eb. S. 15). Die Wogulen und Mordvinen hängen Renntierhäute und Geweihe an die Bäume (Barna a. a. O. S. 15; Hunfalvy, Regulys Nachlass I. 99; vgl. R. Andree, Ethn. Parallelen u. Vergl. S. 58). Die Szekler in Siebenbürgen winden sogar an die Blumenstöcke rotes Garn, um sie vor „bösem Blick" zu wahren (Kozma a. a. O. S. 35).

Messer und Gabel wird also in die Gardine gesteckt, um die Hexen fernzuhalten. Eine Kugel kann sie nicht vertreiben; wer eine Hexe erschiessen will, muss daher die Flinte mit einem Messer laden (Kálmány S. 16). In der Theissgegend sticht man eine Nadel vor dem Georgitage in die Thüre, damit keine Hexe die Schwelle übertreten könne, und ein Messer sticht man in den Tisch, wenn man glaubt, dass eine Hexe in der Stube sich befinde (Kálmány S. 16). Während man Salz und Brot in die Gardine bindet, sorgt man, dass kein Brösel davon ins Boldogasszony-Bett falle, denn es heisst im Volksglauben:

„Die Boldogasszony hat gesagt, dass man kein Brösel ins

Bett schütte, sondern dahin, wo man nicht geht und es nicht zertreten kann." Am „Hebammenfest" der Mordvinen hält die Hebamme eine brennende Kerze in der Hand und fleht: „Ange-Pat'äi-Paz, Bulaman-Paz, halte dies Brot und Salz für dein Eigentum . . ." (Barna, S. 48). Bei den Magyaren muss beim Kinde in der Stube bis zu seiner Taufe eine Kerze brennen.

Was nun den Knoblauch und das Kuckuckskraut anbelangt, so ist der Knoblauch bei den, den Magyaren stammverwandten Mordvinen die Lieblingspflanze der Göttin Ange-Pat'äi, und kranke Kinder werden mit Knoblauch geräuchert oder ihnen solcher unter das Kopfkissen gesteckt (Barna a. a. O., S. 37). Bei den Magyaren wird auch in die Wiege des Kindes Knoblauch gelegt, um die „Bösen" vom Kinde fernzuhalten. Dem „Kuckuckskraut" wird dieselbe Eigenschaft zugeschrieben. Steckt man dies Kraut über die Thüre, so kann keine Hexe in die Stube hinein; damit die Kuh nicht behext werde, legt man dies Kraut in die Krippe, hängt davon etwas über die Stallthüre, räuchert damit die Kuh und bindet solches an die Hörner der Kälber (Kálmány, S. 18).

„Als Ergänzung zum Boldogasszony-Bett", sagt Kálmany, „müssen wir noch erwähnen, dass, wenn die Frau zum erstenmal gebärt, man einen Strohwisch ans Bett lehnt, mit dem jeder Eintretende, wenn er das Kind sehen will, dasselbe zuerst fächeln muss, damit er ihm durch bösen Blick nicht schade." Bei den Mordvinen gilt die Birke für den Lieblingsbaum der Ange-Pat'äi (Barna, S. 37).

Nun teilt uns Kálmány (S. 19 ff.) die magyarischen Geburtsgebräuche ausführlich mit, denen wir folgendes entnehmen.

Die Frau gebärt mit dem Gesicht gegen das Fenster und mit den Füssen gegen die Stube, nicht gegen die Thüre zugekehrt, während die Toten so aufgebahrt werden, dass die Füsse der Thüre zugekehrt sind, denn man glaubt, dass dann mit dem Toten auch der Tod aus dem Hause weiche. Wenn auch die Hebamme bei der Geburt zugegen ist, so fragt sie die Mutter: „Wohin gehst du?" Diese antwortet: „Ins Boldogaszony-Bett!" — „Helfe dir Gott!" versetzt nun die Hebamme. Dies wird dreimal gesagt, bevor man die Kindbetterin nach überstandener Geburt ins Boldogasszony-Bett legt. Das Kind darf die Mutter im Bette nie auf die Stelle legen, wo sie vorher gelegen ist, sonst stirbt das Kind. Das

Kind nennt man vor seiner Taufe „Nemtudomka" (Weissnichtchen), damit die Bösen seinen Namen nicht im vorhinein wissen sollen und ihm bis zu seiner Taufe schaden können. Zur Taufe wird das Kind — ob Knabe, ob Mädchen — von der Patin (komaasszony) und der Hebamme (bába) getragen. Gewöhnlich wird das Haupt des Kindes mit einem schwarzen Häubchen bedeckt. Wie schon erwähnt, hatte die Boldogasszony stets eine Haube auf ihrem Kopfe; deshalb muss die Mutter auf ihre sowohl, als auch auf des Kindes Haube gar sorgen, denn geht sie verloren, so stirbt die Mutter, beziehungsweise das Kind.

Was unmittelbar nach der Taufe geschieht, darüber berichtet das Volk also (Kálmány, S. 19): „Wenn man von der Taufe heimkehrt, spricht man dreimal: Gelobt sei Jesus Christus! Einen Heiden trugen wir, ein christliches Lamm bringen wir! — Die Patin nimmt nun das Kind und legt es unter das Bett oder unter den Tisch, damit es nicht „weinerlich" werde. Wer das Kind nach der Taufe zum erstenmal sieht, der muss es dreimal anhauchen, damit es der Wind des „Guta" (Schlagfluss) nicht treffe; dann muss er es aufheben, damit es gross wachse, und ihm Geld schenken. Wenn das Essen bereitet ist, so dankt die Hebamme Gott und spricht: Dank sei Gott, dass er zwei Seelen befreit hat zur Freude des Vaters und der Mutter. Gott mag es leben lassen, dessen Gunst wir es anempfohlen, damit es klug, gesund werde! — Nun werden zahllose Trinksprüche dargebracht. Wenn man zum Taufschmaus geht, so nimmt man gesprungene Thontöpfe mit sich, die man an die Thüre schleudert. Aus dem Taufhause darf man nichts mit sich nehmen, sonst wird das Kind nicht glücklich. Die schlechten Töpfe zerschellt man deshalb an der Thüre, damit das Kind nicht „fallsüchtig" werde."

Der Taufschmaus, den selbst die ärmsten Eltern halten müssen, damit ihr Kind im Leben nicht unglücklich werde, heisst neben *paszita* in den meisten Gegenden *csök,* was eigentlich Sauerteig bedeutet (Ipolyi a. a. O., S. 541). Bika-csök = nervus taurinus, taurea. Zum Taufschmaus werden Leute geladen, welche der Kindbetterin Speisen geschickt haben. Dies Speisesenden nennt man *radina,* wohl aus dem Slavischen entlehnt. Die Taufmutter kauft dem Kinde, wenn es 6—7 Jahre alt ist, ein Kleid oder gibt ihm irgend ein Geschenk. Diese Beschenkung heisst *korozsma.*

Dies ist ein uralter Brauch. Der Anonymus (Belae reg. not. de gest. hung. L) erzählt: „Dux Arpád genuit filium, nomine Zulta, et factum est dux et sui nobiles per plurimos dies faciebant convivia magna."

Nach der Taufe wird die Mutter und das Kind ganz und gar der Fürsorge der Boldogasszony anheimgestellt. Zwei Engel — wie erwähnt — leisten dabei der Boldogasszony Hilfe. Lächelt das Kind im Schlafe, so sagt man: es spielt mit seinem Engel. Bei den Mordvinen sagt man, wenn das Kind im Traume lächelt: die Göttin Ange-Pat'äi liebkose es (Barna, S. 32) Ist es wach und lächelt, so zeigt ihm die Boldogasszony einen goldenen Apfel. Sie zeigt ihm diesen Apfel so lange, bis das Kind nicht nach einer Katze hascht oder man es nicht vor den Spiegel hält. In der Theissgegend ist es Brauch, dass man der Braut nach ihrer Heimkehr von der Trauung ein Kind in den Schoss setzt, dem sie einen Apfel gibt; dieser Apfel heisst „Brautapfel' = menyasszony-alma (Kálmány, S. 22). „Wenn das Kind heftig weint und in der Nacht jäh aus dem Schlafe aufschreckt, so schrecken es die Hexen. Man stellt das Kind daher vor die Vorhausthür und schlägt über seinem Kopfe einen Nagel so tief in die Thüre, dass er nicht mehr hervorsteht."

Nächst dem Boldogasszony-Bett bildet für das Kind einen besonderen Schutz die Schürze der Boldogasszony (B. kötöje). Es heisst nämlich im Volksglauben, dass, wenn das Kind vom Bette zufällig herabrollt, es in die Schürze der Boldogasszony falle. Selbst Erwachsene rühmen sich, in die Schürze der Boldogasszony gefallen zu sein, wenn sie von einem hohen Orte herabfallen, ohne dabei Schaden zu leiden (Kálmány, S. 23). Bei den Deutschen Ungarns (in Csatád, Uj-Szent-Iván) heisst diese Schürze „Mutter Gottes-Schoss", bei den magyarischen Serben „Marias Mantel".

„Der Mutter", schreibt Kálmány (S. 23), „steht ausser dem Boldogasszony-Bett auch noch der Boldogasszony-Pantoffel hilfreich bei." Die Boldogasszony als Beschützerin der Kindbetterinnen trägt ihnen strenge auf, dass sie barfuss nicht gehen, sondern ihre (der Boldogasszony) Pantoffeln benützen sollen, so lange sie nämlich in ihrem Bette liegen. Die Kindbetterin muss besonders auf ihre Füsse sorgen, deshalb stehen vor ihrem Bette stets die

sogenannten Boldogasszony-Pantoffel, in welche sie sofort ihre Füsse zu stecken hat, sobald sie vom Bette steigt. Verlässt sie das Bett endgiltig, dann darf sie diese Pantoffel nicht mehr gebrauchen. Nur Frauen, die dreimal Zwillinge geboren haben, erlaubt es die Boldogasszony, diese Pantoffel ihr Leben lang und wo immer zu tragen.

Wird das Kind trotz der Fürsorge der Boldogasszony krank, so bringt ihm Heilung die sogenannte Boldogasszony-Milch. Diese Milch melkt sich eben die Kindbetterin selbst aus der Brust. Gegen Augenweh ist diese Milch ein sehr gutes Mittel; mit ihr vertreibt die Mutter auch die Hexen, indem sie jeden Tag etwas davon auf die Gardine des Boldogasszony-Bettes melkt (Kálmány, S. 24).

Ein Kinderreim, angewendet wenn Staub oder Mist u. dergl. ins Auge fällt, lautet:

Isten nyila beleesett,	Gottes Pfeil ist (ins Aug') gefallen,
Boldogasszony t je	Milch der Boldogasszony
Mossa ki belöle!	Mag (ihn) herauswaschen!

Unter „Gottes Pfeil" (isten nyila) ist hier der Mist u. dergl. zu verstehen; gewöhnlich aber wird der Blitz (villám) also genannt. Eine Besprechungsformel, bei deren Hersagen man mit dem kleinen Finger das kranke Auge zu bekreuzen hat, lautet:

Az atyának nevében † † †
Fiunak szerelmében † † †
Szent Jánosnak áldása terjedjen reá!
Boldogságos szüz Mária teje
Mossa le, mosogassa le ezt a bajokat!

Im Namen des Vaters † † †
Bei des Sohnes Liebe † † †
Der Segen des hl. Johannes breite sich darüber aus!
Milch der lieben Jungfrau Maria
Wasche ab, wasche ab diese Leiden!

Auch hier wird, wie oben bei der Schürze, statt „Milch der Boldogasszony" — Milch der Maria gesagt.

Für den Festtag der Boldogasszony gilt der Samstag. Wer an diesem Tage reine Leibwäsche anzieht, der bleibt von Krankheit verschont, besonders wenn er vorher sich bekreuzt; denn dann fleht für ihn die liebe Jungfrau kniefällig zu ihrem hl. Sohn. An diesem Tage darf man nicht spinnen, denn „am Samstag hat man

den Strick geflochten, mit dem man den hl. Sohn der lieben Jungfrau an die steinerne Säule gebunden hat. Deshalb verfluchte sie jeden, der am Samstag spinnt". Vor noch etwa zwanzig Jahren durfte man in der Ortschaft Szeged-Madarásztó am Samstag in den Weinbergen nicht arbeiten. An diesem Tage muss beim grössten Regenwetter die Sonne wenigstens einige Augenblicke lang scheinen; nur an drei Samstagen im Jahre scheint sie nicht (Kálmány, S. 25). Es heisst im Volksglauben, dass an einem Samstage die Maria dem Jesuskindlein die Windeln wusch und zum Trocknen hinaushing. Als die Sonne nicht schien, rief sie: „Scheine Sonne, scheine Sonne! Trockne dem kleinen Jesus die Windeln!" (Süss fel nap, süss fel nap! Száritsd meg a kis Jézus pelenkáját!) —

Der Monat Januar heisst im Magyarischen auch „Boldogasszony-hava" (Monat der B.) und in diesen Monat mag auch das Fest der heidnischen Boldogasszony gefallen sein, ehe man mit ihren Eigenschaften die hl. Maria zu bekleiden begann. Es wurde schon beim Boldogasszony-Bett erwähnt, dass man die Gardinen desselben nur mit am hl. Dreikönigstag (vízkereszt = Wasserkreuz, Wasserweihe) geweihtem Wasser besprengt, obwohl auch zu Ostern und Pfingsten Wasser geweiht wird. Kálmány hält es zum Teil für möglich, dass an diesem Tage einst das Fest der heidnischen Boldogasszony begangen wurde. Hiefür spricht in mancher Beziehung der in Ungarn am hl. Dreikönigstage vorgenommene Brauch des „Hauseinsegnens" (házszentelö) durch die Kirche, was auf folgende Weise vorgenommen wird: Zwei Knaben treten in jedes Haus ein und fragen den Hausherrn, ob er sein Haus einsegnen lasse? Hierauf erscheinen die Ministranten mit Glöcklein und Weihwasserbehälter; ihnen folgt der Geistliche und der Kantor nach. Den Schluss des Zuges bildet der Kirchenkurator und ein Knabe, der einen Sack trägt. Auf dem Wege werden Kirchenlieder gesungen. Im Hause spricht der Pfarrer ein Gebet und besprengt dann Stube und Stall mit Weihwasser, worauf man ihm Speck, Eier, Mehl u. dergl. schenkt, welche Geschenke der Knabe im Sacke weiterträgt. In grossen Gemeinden dauert dies „Hauseinsegnen" oft eine ganze Woche lang, bis der Pfarrer jedes Haus „geweiht" hat. Während des Einsegnens der Stube stellt man ein Gefäss mit Weizen auf den Tisch und legt einen Apfel auf den Weizen oder Federn. Dann wird der Pfarrer zum Niedersitzen

gezwungen, damit „sich das Geflügel vermehre“ (Kálmány, S. 27.) Ein ähnliches Fest feiern die Mordvinen, dessen Beschreibung wir aus Barnas trefflichem Werke vollinhaltlich mitteilen müssen, besonders da dies Werk dem Auslande schwer zugänglich, und in magyarischer Sprache verfasst, leider unverständlich ist.

„Am Weihnachtsabend beobachten die Kinder der Mordvinen und Russen ein und denselben Brauch, den sie *Kjol'äda* nennen, nach dem Namen der den Viehstand beschützenden „Birkengottheit“, Kjol'äda, benannt. Bekannt ist das Bestreben der Russen, diese Benennung entweder aus dem lateinischen *calendae*, oder aus dem russischen *kolo* (Kreis) abzuleiten, freilich erfolglos. Das mordvinische Wort kjol'äda bedeutet eigentlich „aus Birkenholz“, *kjol* oder *kjolu* heisst Birke, die der Lieblingsbaum der Ange-Pat'äi, und ihr geheiligt ist. Bei Sommerfesten tragen Maide und Witwen grüne Birkenäste herum, nachdem aber solche im Winter nicht zu haben sind, so halten sie die aufbewahrten Zweige über den Dunst des siedenden Wassers, in welches sie Milch, eine Handvoll Hirse und einige aufgebrochene Eier legen. Mit dem Wasser reinigen sie die Wiegen der Kinder und besprengen die Stube mit demselben bei Geburten.

„Am Weihnachtsabend kommen Knaben und Mädchen im Alter von 14—15 Jahren zusammen. Die Maide tragen Birkenruten, an die sie Tücher und Bänder binden. Auch dies belegen sie mit dem Namen kjol'äda. Die Knaben gehen mit allerlei schallenden Geräten, wie Glocken, Klappern, Erztöpfen u. dergl., herum. Voran trägt eine Maid einen Sack; vor ihr geht eine andere mit einer brennenden Kerze. Der Leuchter der Kerze ist an eine Stange gebunden und wird hoch emporgehalten. Im Zuge singen die Kinder:

Kjol's, Kjol'äda's,
Der goldbärtigen,
Sachen geh'n wir nach.
Kjol'äda ist angekommen,
Oeffne daher das Thor,
Beschenk' Kjol'äda
Mit Würsten, Schweinefüssen,
Mit von Weibern gebackenen Kuchen.
Kjol, Kjol'äda,
Goldbärtige.

Während dies Lied gesungen wird, klingeln und klappern die Knaben mit ihren Schellen und Klappern und machen im Dorfe einen schrecklichen Lärm.

„Die Weiber, mit ihren besten Kleidern angethan, reichen zum Fenster hinaus mit Knoblauch gefärbte Eier, mit Hirse gefüllte Würste, aus Milch, Butter, Eiern u. s. w. verfertigte süsse Kuchen und die sogenannten kjol'ängem-Kuchen, die mit Hirse und Eiern gefüllt sind und denen man Gestalten von Schafen, Schweinen und Hühnern zu geben pflegt. Die Kinder stecken dies alles in den Sack, indem sie von Haus zu Haus gehen. Nachdem sie das ganze Dorf durchzogen, kehren sie in ein Haus ein, stellen den verzierten grossen Birkenzweig und die brennenden Kerzen in dem Vorderraum auf und schmausen von den gesammelten Gaben; den Rest davon tragen sie heim.

Die jungen Weiber beginnen schon am Mittag des Vortages mit den Vorkehrungen zum Mahl. Bei dieser Gelegenheit machen sie auf eine eigentümliche Art Feuer auf dem Herde. Sie zünden vor ihm eine Kerze an und stellen Birkenäste auf; mit einem Birkenzweige aber kehren sie alle Asche vom Herde weg; dann legen sie das Holz darauf, das unbedingt Birkenholz sein muss Wenn keins vorhanden ist, so muss wenigstens ein Stückchen Birkenholz dabei sein. Die Hausfrau zündet dann an der Kerze ein Birkenrutenbündel an und spricht: „Csam-Paz (der oberste Gott), erbarme dich unserer, Ange-Pat'äi-Paz, heiligste Gottesmutter, fleh' für uns; Svät-Niski-Paz (Sonnengott), lass' roten Tag entstehen, erwärme uns, schaffe uns viel Nahrung."

„Vor die Oeffnung des Herdes wird das brennende Rutenbündel gelegt, darauf aber ein angebrannter Holzstrunk, der vom vorjährigen Kjol'äden-Fest sorgsam aufbewahrt wurde. Wenn der Strunk verbrannt ist, stösst man die Glut ins Innere des Herdes und zündet das dort befindliche Holz an. Ausser diesem Holzstrunk legt man auch noch einen feuchten Birkenklotz in den Herd, der dort auch drei Tage lang fortglimmt. Auf die zurückgebliebenen Kohlen wird Wasser gegossen, in welchem man vorher Birkenruten eingeweicht hat; dann werden sie für das kommende Winterfest unter dem Herd versorgt. Das kleinste Kind der Familie, das gehen kann, muss die Glut abgiessen. Vor dem Abgiessen der Glut streut die Hausfrau Salz darauf. Wenn das Salz zu knistern

beginnt, spricht sie: „Niski-Paz, schein' auf uns; stärker wie das Salz, mag nicht knistern Paz-Purgini (Donnergott)!"

Ist der Ofen eingeheizt, so wird er nicht mit dem gewöhnlichen Besen, sondern mit angefeuchteten Birkenruten ausgefegt, indem man dabei zu Ange-Pat'äi fleht. An diesem Tage werden Würste gebraten, mit Knoblauch Eier gefärbt, süsser Kuchen mit Schweineschmalz gebacken, und kjol'ängemen oder mit Hirse und Eiern gefülltes Gebäck. Am folgenden Tage, d. h. am ersten Weihnachtstage, bedecken die verheirateten Weiber den Fussboden der Stube mit reinem Stroh, legen in die Ecken, mit der Spitze nach aufwärts, Birkenzweige, vor welche sie unentzündete Kerzen stellen; und nun beginnen sie die Speisen zu bereiten . . ."

So weit Barna. Diese mordvinischen Festgebräuche haben eben für die Völkerkunde ihre besondere Bedeutung, indem man auch hiebei gewahr wird, wie nämlich „trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen doch eine und die nämliche oder doch sehr nahe verwandte Form oft an den verschiedensten, mitunter räumlich von einander weit entfernten Punkten wiederkehrt, und dies trifft gerade für die seltsamsten und auffallendsten dieser Formen zu. Die Erscheinung wiederholt sich freilich auf fast allen Gebieten, was schon Peschel veranlasst hat, zu bemerken, bei dieser Uebereinstimmung überfalle uns fast die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genötigt werde" (Hellwald, Ethnogr. Rösselsprünge, S. 49).

Bei den Magyaren ist das „Birkenrutenschlagen" (nyírfavesszözés) in Brauch. Am dritten Weihnachtstag werden nämlich die Kinder in die Nachbarschaft geschickt, um „Senfkörner" zu holen. Sie werden nun von den Nachbarsleuten mit Ruten geschlagen, damit sie gesund bleiben. Während des Schlagens werden die Kinder gefragt: Wie viel kleine Heilige gibt es? Die Antwort lautet: Hundertvierzigtausend! Beschenkt werden die Kinder entlassen. Dieser Tag heisst „apró szentek napja" = Tag der kleinen (winzigen) Heiligen. In manchen Gegenden werden auch die Weiber von den Männern mit Birkenruten geschlagen, wobei man den Vers hersagt (Kálmány, S. 28):

Odorics-Dávics,	Odorics-Dávics
Apro szentök napja,	Kleiner Heiligen Tag,
Erigy' Isten hirével,	Geh' in Gottes Namen,
Járj békével,	Wandle in Frieden,
Mulass egészséggel!	Unterhalt' dich in Gesundheit!

Bei den Mordvinen weckt die Mutter am ersten Christtage in der Frühe ihre Kinder mit Rutenschlägen auf, damit sie gesund bleiben (Barna, S. 43).

Mit Rücksicht auf diese vielen Berührungspunkte, die sich zwischen diesen mordvinischen und magyarischen Festgebräuchen ergeben, ist nun Kálmány geneigt, das Fest der heidnischen Boldogasszony, und zwar der heilenden, in die Weihnachtszeit zu versetzen, „denn gerade zu Weihnachten werden verschiedene Gebräuche vorgenommen, die sich auf die Gesundheit beziehen". Wenn man in der Weihnacht von der mitternächtlichen Messe kommt, prophezeit man aus der Windrichtung auf Seuchen, die im kommenden Jahr herrschen werden oder nicht. Man sucht bei dieser Gelegenheit Weihrauch und Kerzen aus der Kirche zu stehlen, um damit Kranke zu räuchern. Am Christabend gibt man kranken Kindern Nüsse zu essen und räuchert sie mit den Nussschalen, worauf man sie zu gesunden Kindern treibt, damit sie auch gesund werden. Am Christtag soll man den Stall nicht reinigen, sonst bricht eine Seuche unter den T eren aus. An den drei Christtagen soll man die Rosse nicht putzen, sonst bekommen sie den Grind. Ist zu dieser Zeit ein Tier krank, so soll man Pflaumenkerne über dasselbe hinweg werfen und es mit dem Tischtuch des Weihnachtstisches bedecken. Am Christabend soll man das Stroh sammeln, worauf man die Bruthennen setzen wird. Ist ein Pferd krank, so soll man es mit einem Hut schlagen, der am Weihnachtstische gelegen ist. —

Die Boldogasszony tritt im Volksglauben nicht nur als Beschützerin der Kinder und als Heilfrau auf, sondern sie straft auch die Weiber.

Welches Weib am Boldogasszony-Tage, also am Samstag, ein Fussbad nimmt, das bekommt die Menstruation der Boldogasszony, d. h. übermässige menses. Im Volksglauben heisst es ferner (Kálmány, S. 29): „Die Boldogasszony hat aufgetragen, dass das Weib, welches bewirkt, dass es kein Kind zur Welt bringe, das Kind

(gleichsam) morde, und dessen Kopf (unsichtbar) in der Schürze mit sich herumtrage." „Eine Frau ging in der Nacht um, denn sie hatte elf Kinder verzehrt (d. h. ums Leben gebracht). Die Erde nahm sie (d. h. ihren Leichnam) nicht in sich auf; die elf Köpfe trug sie in ihrer Schürze. Sie musste stets herumirren, bis sie einem Weib begegnete, das zu ihr sprach: „Warum hast du nicht auch die Köpfe verzehrt!? Da konnte man sie begraben . . ."

Die Boldogasszony bestraft also diese Sünderinnen: nach ihrem Tod nimmt sie die Erde nicht in sich auf; die Köpfe ihrer Kinder müssen sie in der Schürze so lange herumtragen, bis sie einem „Weib", wahrscheinlich der Boldogasszony, begegnen. Ebenso straft die Boldogasszony auch diejenigen, welche leugnen, dass sie gesegneten Leibes sind; ihre Kinder lernen gar spät sprechen. Wenn ein Weib einen Trauring zu tragen pflegt und denselben vom Finger zieht und nicht mehr trägt, so wendet sich die Boldogasszony von diesem Weibe ab. Sie zürnt auch dem Weibe, das pfeift; denn dies Weib ruft durch das Pfeifen den Teufel zu sich (Kálmány, S. 30).

Noch einen wichtigen Zug in diesem Boldogasszony-Kult führt Kálmány (S. 31 ff.) an. Es ist dies der sogenannte „Boldogasszony-Becher" (B.-pohara), der beim Mahle geleert wird, das man nach dem ersten Ausgang (Kirchgang) der Wöchnerin zu verzehren pflegt. Das Volk berichtet darüber in der Szegeder Gegend also: „Den Boldogasszony-Becher sollen wir nach der Weihe (Kirchgang) leeren. Wenn die Frau das Boldogasszony-Bett verlässt (heutzutage zwei, früher vier bis sechs Wochen nach der Geburt), geht sie zur Weihe (avatás) in die Kirche. Wenn sie aus der Kirche herauskommt, so hebt sie das, was an ihr hängen bleibt, wenn es auch nur getrockneter Kot ist, auf und legt es daheim in die Wiege. Die Frauen sind bereits versammelt (Männer dürfen nicht zugegen sein). Die älteste Frau (in manchen Gegenden die Hebamme oder auch die Mutter des Kindes) stellt den Becher auf ihre rechte Handfläche und spricht den Segen: „Gebe Gott, dass wie jetzt N. N. glücklich aus dem Boldogasszony-Bett frei geworden ist, sie weder im Gehen, noch im Stehen ein Leid treffe!" Nun spricht der Reihe nach jedes Weib einen Segensspruch und leert den Becher. Ein und derselbe Becher macht die Runde. Dass dieser Segenstrank in heidnischer Zeit mit Opfern zusammenhing, die

man der Geburtsgöttin darbrachte, ist höchst wahrscheinlich. Aus ein und demselben Becher müssen auch die Freiersleute bei der Brautschau trinken. Der Boldogasszony-Becher darf nicht mit den Fingern angepackt, sondern muss auf der rechten Handfläche emporgehalten werden, was auf eine alte Kulthandlung zurückweist. Die „Weihe" (avatás) wird in der Kirche vormittags zwischen 9 bis 10 Uhr vorgenommen; denn „die Kirche wünscht, dass die Wöchnerin vorerst Gott danke, bevor sie wieder ihre gewöhnlichen Geschäfte aufnimmt." Branntwein, bisweilen Wein, ist der Boldogasszony-Trank, Käse und Brot der Imbiss.

Bei den Mordvinen finden wir ähnliche Gebräuche vor. Der Jambed (Koch des Opferfleisches) sticht beim Sammeln der Gaben zum gemeinsamen Opfermahl sein Messer in die Hausthüre, damit die Bösen ferne bleiben. Die Häute der Opfertiere werden auf Bäume aufgehangen. Dies alles finden wir als Reminiscenz beim Boldogasszony-Bett wieder. Die Frauen der Mordvinen tragen am sogenannten „Hebammenfest" (am 26. Dezember) zur Hebamme Bier und Kuchen, die sie nach gemeinschaftlichem Gebete verzehren (Barna, S. 48). Die Henne ist bei den Mordvinen das Lieblingstier der Ange-Pat'äi, und Hühnerfleisch darf bei keinem magyarischen Taufschmaus fehlen. —

Was Wesen und Bedeutung der Boldogasszony anbelangt, so kann dieselbe mit der *Szure mama* der Mandsu verglichen werden, der „klugen, einsichtsvollen Grossmutter, dem Schutzgeiste der Kinder, zu der man bei Blatternepidemien fleht, ihr Schweine und Brot opfert" (Gabr. Bálint, A Mandsuk szertartásos könyve = Ceremonienbuch der M., S. 8). Castrén (Vorlesungen über die finnische Mythologie, S. 168, 179) erwähnt bei der finnischen *Kave*, dass die *Kaba* der Tscheremissen, die *Kebe* oder *Kaba* der Tschuvaschen den Menschen vor den „Bösen" beschützt und mit den christlichen Engeln zu vergleichen wäre. Was nun die *Kebe* der Tschuvaschen anbelangt, so schreibt darüber der berühmte Kenner Centralasiens H. Vámbérg (A csuvasokról = Ueber die Tschuvaschen, S. 34, 35): „*Kebe* = Schicksal, Loos; richtiger: der über dem Menschen schwebende Gott des Schicksals Sbojer bringt dies Wort mit dem arabischen *kadha* = Loos in Verbindung, aber unrichtig, denn es ist rein türkischen Ursprungs und identisch mit

türkisch: *kebe, käb, kem* = Mass, d. h. was einem zu teil wird. Der Kebe sind zwei andere Gottheiten untergeordnet: Pülükshi und Pigambar. *Pülükshi* teilt den Menschen, auf Kebes Befehl, Reichtum oder Armut, Glück oder Unglück zu. Auch dieser ist Familienvater, denn er hat eine Gattin und Kinder. Pülükshi stammt vom Verbum: *pül* = teilen, verteilen, zu teil werden, und bedeutet daher: Verteiler. *Pigambar* gibt auf Kebes Befehl den Menschen die geistigen Eigenschaften und den Priestern (zomzje) die prophetische Gabe. Früher war dies auch der Gott des Feuers, aber langsam wurde er der Gott der Hirten und ist heute zum Schutzgeist des Viehes herabgesunken. Daher kommt es, dass bei den Tschuvaschen der Wolf Pigambar jitti = P.'s Hund genannt wird. Diesem Gotte opfert man dünne, mit Blut gemischte Eierkuchen (josman) und Serbet, wobei man betet: „Sei gnädig, o Pigambar! Josman und Serbet habe ich dir dargebracht, thue mir nichts Schlechtes an, halte deine Hunde zurück und nicht gib ihnen Macht!" — Auch der magyarischen Nagyasszony oder Nagyboldogasszony sind untergeordnet: die Boldogasszony und die beiden Engel, welche die Wöchnerin und das Kind vor allem Bösen und jedem Unfall zu schützen haben.

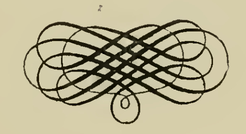
Die meiste Aehnlichkeit, sagt Kálmány (S. 30), weist die magyarische Boldogasszony mit der Niskende-Tewtär der Mordvinen auf, der altesten Tochter der Göttermutter Ange-Pat'äi. Niskende-Tewtär ist die Tochter der Ange-Pat'äi, die Boldogasszony aber der der Ange-Pat'äi entsprechenden Nagyboldogasszony. Ange-Pat'äi überlässt nach der Geburt der Niskende-Tewtär die Bestimmung des Schicksals des Neugeborenen (Barna a. a. O., S. 10), so wie bei den Magyaren die Nagyasszony oder Nagyboldogasszony dies der Boldogasszony überlässt. Niskende-Tewtär hat auch Untergebene, die Ange-Özaise, so wie der Boldogasszony die Engel zur Seite stehen. Niskende-Tewtär hat einen Sohn, den Gott des Donners, *Purgine-Paz* (Barna, S. 10). Wo die hl. Maria mit dem Glauben an die Boldogasszony verschmolzen wurde, ist dies auch bei der Boldogasszony der Fall, indem Christus ihr Sohn ist. Kurz, alle Eigenschaften der magyarischen Boldogasszony lassen sich bei der Niskende-Tewtär der Mordvinen nachweisen. —

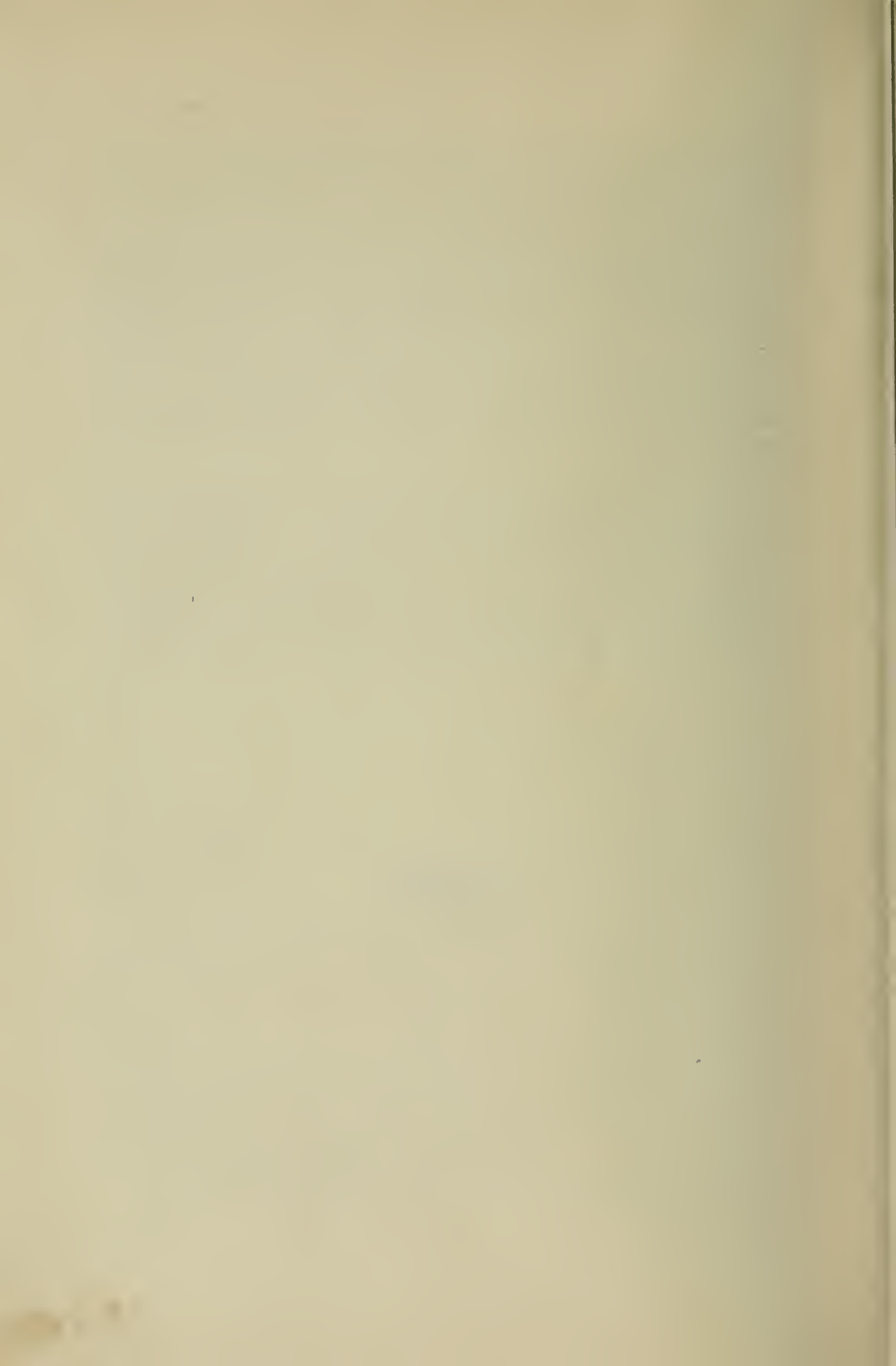
Fassen wir nun kurz das Resultat unserer Untersuchung zusammen.

Die Geburtsgöttin der heidnischen Magyaren, die Nagyasszony oder Nagyboldogasszony, lebt auch noch im heutigen Volksglauben fort, obwohl sie in einigen Gegenden durch slavischen Einfluss von der hl. Anna verdrängt wird. Der Dienstag ist ihr geheiligt.

Die Boldogasszony ist die Tochter der Nagyasszony und sie ist die Schutzgöttin der Wöchnerinnen und der Kinder. Nur in Gegenden, wo die alles zersetzende Kultur den echten Volksglauben untergräbt, wird die Boldogasszony mit der hl. Maria vermengt, die als Beschützerin der Weiber in den Vordergrund zu treten beginnt, indem ihr die Eigenschaften der heidnischen Schutzgöttin, der Boldogasszony, beigemessen werden. Der Samstag ist ihr geheiligt. —

Dies wäre denn die kurze Darstellung des auf die Nagyasszony und Boldogasszony bezüglichen magyarischen Volksglaubens, bei dem die Verquickung christlicher und heidnischer Elemente recht deutlich nachweisbar ist. An eine Entlehnung aus dem Volksglauben einer fremden Völkerschaft ist umsoweniger zu denken, nachdem sich eben ähnliche Wesen auch im Volksglauben der stammverwandten Mordvinen vorfinden.





Schlagworte.

Verlag des Literar. Instituts Dr. M. Huttler, Konrad Fischer

in München.

(Verwechslungen mit der gleichlautenden Firma in **Augsburg** bitten wir gefl. zu vermeiden.)

Im gleichen Verlage sind ferner nachstehende Werke erschienen:

Eisenring, C. J., Alpenrosen und Edelweiss. (Magnus Zahner's Dichtungen und Gesänge.) 2. Auflage. Preis eleg. broch. M. 3.—.

Fenner, Carl, Die Landschaft oder **die Jagd nach der Stimmung.** Bilder und Lehren für Künstler und Laien. Reich illustriert. Preis eleg. geh. M. 3.—.

Görres, Joseph von, Vorträge über Encyklopädie und Methodologie des akademischen Unterrichts (allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften), gehalten an der kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität zu München vom 12. November 1841 bis 17. Februar 1842. Preis broch. M. 6.—.

Gothischer Kalender (erscheint jährlich). Preis in hochfein illustriertem, in Farbendruck ausgeführtem Umschlag M. 1.—.

Hegewald, Prof. Dr. med., Die Vorzüge der deutschen Sprache. Ein Wort an Lehrer und Laien. Preis broch. M. 1.—.

Kleiner Münchener Kalender (erscheint jährlich). Mit 15 Illustrationen und einem Verzeichnis der Höhen der Berge Mitteleuropas. Preis eleg. broch. mit farbigem Titelbild 50 Pf.

Laddey, Emma, Frauenbilder im Spiegel der Dichtung. Mit 4 Porträts in Lichtdruck. Preis hocheleg. geb. mit Schutzkarton M. 8.—. — Inhalt: Antigone. Sakuntala. Brunhilde. Isolde. Beatrice. Armida. Julia. Ophelia. Donna Diana. Gräfin Orsina. Lotte. Margarethe. Louise. Johanna. Corinne.

— — **Selbständige Mädchen.** Novellen und Erzählungen aus dem modernen Frauenleben. Preis broch. M. 3.—, eleg. geb. mit Schutzkarton M. 4.—. Inhalt: Die Kameraden. Alma. Sich selbst bezwungen. Fallendes Laub. Vorurteile. Der Friedhofsengel. Auch eine Feier.

Passer, Arnold v. d., Volksschauspiele in Tirol. Meran im Jahre 1809. Preis eleg. broch. 60 Pf.

R., A. v., Die Historie von St. Quirinus. Aus Handschriften und Büchern erhoben, nacherzählt und mit Bildern versehen. Preis hocheleg. broch. M. 2.50.

Sepp, Dr. Johannes, k. Universitäts-Professor, **Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod.** Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes und die Urheimat Asien. Preis eleg. broch. M. 2.—.

Stich, Max Carl, vorm. kgl. bayer. Lieutenant. **Margaritana margaritifera.** Jugendmäre der Flussperle Perola. Eine alte Geschichte. Preis eleg. broch. 50 Pf.

— — **Oberpfälzische Burg- und Dorfgeschichten eines Liedlers.** Preis eleg. broch. M. 2.—.

— — **Was der Inn rauscht.** Ein Wanderbrevier in Versen von „Maloja zur Donau". Preis eleg. broch. M. 2.—.

